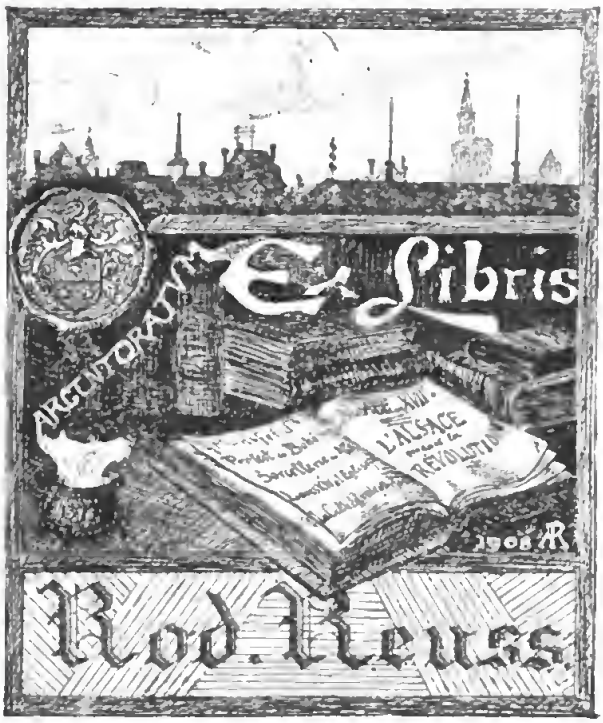
WIDENER
HN ZYYE S

Ger 2300.6.109



HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Aus den Tagen
der
Occupation.

Eine Osterreise
durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen
1871.

Von

Theodor Fontane.

Zweite Auflage.

Berlin 1872.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Ger 2300.6.109

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
WILLIAM ENDICOTT, JR.
AUGUST 30, 1926

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Inhalt.

I. Abtheilung. Seite

St. Quentin 1
Ham 3
Von Ham bis St. Quentin 14
St. Quentin 23
Die Schlacht von St. Quentin 31

II. Abtheilung.

Sedan 45
Mezières-Charleville 47
Bis Sedan 58
Bazeilles 70
Ein Ritt 74
Beaumont 87
Das Treffen bei Beaumont (30. August) 99
La maison blanche 112
Die Höhe von Donchery 118
Das Kalkbrennerhaus von Donchery (Four à chaux) . . . 129
Schloß Bellevue 137

III. Abtheilung.

Metz 143
Bis Metz 145
Metz I. 153
Metz II. 160
Die Belagerung von Metz 1552 163

Seite

Metz III. 173
Metz IV. Zwei Cafés. Zwei Standbilder 178
Bis Gorze 184
Das Schlachtfeld vom 16. August 196
Gravelotte 209
Rezonville 218
Das Schlachtfeld vom 18. August 225
1. Die Schlacht 225
2. St. Marie aux Chênes 230
3. St. Privat 236
Schloß Frescaty 244

IV. Abtheilung.

Bitsch 253
Saarbrücken 255
Bitsch 262
Gottfried Heller 269
Die Citadelle von Bitsch 277

V. Abtheilung.

Straßburg 287
Straßburg. Stadt. Stimmung. Ein paar Fragen . . . 289
Auf dem Münster 303
Im Münster 313

VI. Abtheilung.

Wilhelmshöhe 319
Cassel 321
Wilhelmshöhe 330
Schlußwort 345

St. Quentin.

Ham.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.
Fauſt.

* * *

Denn »ſterben ſoll er in den Kerkermauern«,
So klangen ſeines Richters Worte,
Und daß der Kühne lebend noch geblieben
Dankt er allein des Herrſchers milder Gnade.
Lenau.

An demſelben Tage noch, an dem ich dem Grabe des älteren und der Villa des jüngeren Dumas meinen Beſuch gemacht hatte, kehrte ich nach Amiens zurück, nicht um einen zweiten Aufenthalt daſelbſt zu nehmen, ſondern lediglich, um nach einem allerletzten Nachtquartier im »Tête de bœuf« meine Weiterreiſe auf St. Quentin anzutreten. Der Weg dahin ging über Ham. Dieſen intereſſanten, auch während des letzten Krieges wiederum vielgenannten Ort zu ſehen, konnt' ich mir nicht verſagen. Um die Mittagſtunde traf ich daſelbſt ein.

Der beſte Gaſthof, vielleicht der einzige jenſeits der Auberge-Linie, iſt das Hôtel de France. Ich

ſtellte mich daſelbſt dem Commandanten, zugleich einer ganzen Tafelrunde preußiſcher Offiziere vor und rückte, nach erfolgter freundlicher Aufforderung, in ihre bunte Reihe ein. Die alleinige Sehenswürdigkeit der Stadt iſt ihre Citadelle; der Herr Commandant ſprach ſeine Bereitwilligkeit aus, mir dieſelbe zu zeigen. Vorläufig waren noch die letzten Gänge des Diners zu abſolviren. Ich wähle dieſen Ausdruck abſichtlich; es war eine Aufgabe, eine Arbeit, und die Anekdoten und Erzählungen, die das Mahl begleiteten, waren beſſer als dieſes ſelbſt. Einer dieſer Erzählungen entſinne ich mich noch. Die Beſchaffenheit der Mahlzeiten hatte begreiflicherweiſe im Laufe der voraufgegangenen Wochen mehr als einmal Beanſtandung erfahren, bis eines Tages die in ihrer Ehre und Nationalität gleich hart angetaſtete Wirthin mit einem rieſigen Küchenmeſſer in das Offizier-Speiſezimmer eingedrungen war und unter beſtändigem Meſſerfuchteln ſich verſchworen hatte: »500 Frauen wie ich, und kein Preuße hätte je den heiligen Boden Frankreichs betreten!« Unter allgemeiner Heiterkeit war ihr zugeſtimmt und die eigentliche Streitfrage (das Eſſen) ſeitdem nicht wieder berührt worden.

Bald nach Aufhebung der Tafel ſchritten wir auf die Citadelle zu. Sie hat, in allem was Forti-

fikation angeht, den Charakter einer mittelalterlichen Burg: Wall und Graben, eine Zugbrücke und zwei, drei Thürme. Die Baulichkeiten indeß, die den inneren Raum quadratisch umstehen, haben etwas durchaus Modernes: langgestreckte Backsteinhäuser in allernüchternstem Kasernenstyl. Alles in der That gehört dem vorigen Jahrhundert an, mit alleiniger Ausnahme eines hohen, aus 14 Fuß dicken Mauern bestehenden Donjon's, der schon 1470 vom Grafen Saint Pol erbaut wurde. Vielleicht noch früher, wenn die Angabe richtig ist, daß die Jungfrau von Orleans, unmittelbar nach ihrer Gefangennahme bei Compiègne hier gefangen saß.

Ueber die Vorgeschichte dieses Schlosses zu Ham, das schon seit längerer Zeit als Staatsgefängniß dient, geh' ich hinweg. Nur der Ereignisse seit der Juli-Revolution, also seit dem letzten Sturze der Bourbons, sei in Kürze Erwähnung gethan. Hier saßen die letzten Minister Karls X., darunter Polignac, von 1831—36 gefangen; hier war Louis Napoleon, nach Scheiterung seines Putsches von Boulogne, von 1840 bis 46 internirt; hierher schickte er seinerseits, kaum fünf und ein halb Jahr später (1851) die am Vorabende des Staatsstreichs gefangen genommenen Generale: Ca-

vaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau; hier endlich am 10 Dezember 1870 kapitulirten einige 50, nach andrer Angabe einige 80 Mann der Feld-Eisenbahn-Abtheilung Nr. 3, nachdem ſich dieſelben vierundzwanzig Stunden lang gegen das 91. franzöſiſche Linien-Regiment und andere Truppentheile der Faidherbeſchen Nordarmee gehalten hatten.

Dies letzte »hiſtoriſche Ereigniß von Schloß Ham« iſt noch in unſer aller Erinnerung. Nichtsdeſtoweniger wird es mir die betreffende Feld-Eiſenbahn-Abtheilung, die hier den Wechſelfällen des Krieges unterlag, nicht als allzu franzoſenfreundlich anrechnen, wenn ich, ſtatt jenes 10. Dezember, nach wie vor die Epoche von 1840 bis 46 als den hiſtoriſchen Glanzpunkt von Schloß Ham bezeichne. Wer in kommenden Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten, über die Zugbrücke dieſer Citadelle treten wird, wird es zu keinem andern Behufe thun, als um die Zimmerreihe zu beſuchen, drin der Träger des zweiten Kaiſerreichs, der »Gefangene von Ham« par excellence, ſeine journaliſtiſchen Beiträge für den Progrès du Pas-de-Calais und neben vielem andren, ſeine Brochüre »Ueber die Ausrottung des Pauperismus« ſchrieb. (Die »Idées Napoléoniennes« waren ſchon 1839 erſchienen.)

Wir ſchritten jetzt auf dieſe Zimmer zu.

Sie befinden ſich in einem dem Haupteingange gegenübergelegenen Hinterflügel und beſtehen aus im Ganzen ſechs Räumen: zwei Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer, Speiſezimmer, Küche. Für Raum und Bequemlichkeit, ebenſo für Geſundheitspflege war ausreichend geſorgt. Auf einem, eine Art Treppenſtufe des Walles bildenden Gartenſtreifen machte er ſeine täglichen Spaziergänge, hier pflanzte er Blumen, hier zog er Hecken und ein in der Mitte der Gartenbeete ſtehender Taxusbaum war der bevorzugte Platz, unter dem er las und meditirte. Die Leute erzählen, er habe dieſen Baum ſelber gepflanzt; doch iſt dies unwahrſcheinlich; Taxus wächſt ſehr langſam, und der betreffende Baum iſt muthmaßlich älter als das Jahrhundert.

Wie dieſe Gartenanlage gefällig war, ſo waren es auch die Zimmer ſelbſt. Man kann nicht ſagen, daß ſie in die Reihe jener Gefänguiſſe gehören, die nur eine feige Umſchreibung ſind für den Tod, auf den ſie zuführen. Zweifenſtrig, zugänglich einem friſchen Strome von Luft und Licht, hell tapeziert, mit Schränken und Kaminen wohl ausgerüſtet, machten ſie trotz aller Unbill, die ſie inzwiſchen von Ku-

rioſitätenkrämern aller Nationen erfahren haben, auch jetzt noch den Eindruck einer gewiſſen Gemüthlichkeit, einer Privat-Gelehrten-Wohnung, in der man ſich jeden Augenblick verſucht fühlen konnte, den Tiſch wieder ans Fenſter zu ſchieben und die Feder einzutauchen.

Es fehlte dem »Gefangenen von Ham« an nichts, jeder Comfort wurde gewährt; aber ſo milde die Behandlung war, ſo ſtreng war die Ueberwachung. Und mit gutem Grund. Man wollte der Gefahr entgehen, den Tagen von Straßburg und Boulogne ein drittes Abenteuer folgen zu ſehen. Darauf hin waren alle Vorkehrungen getroffen. Alle Fenſter waren vergittert, zwei Poſten ſperrten den Corridor, unten im Flur lag eine Spezial-Wache von 6 Mann, während 30 Mann die Hauptwache im Portal bezogen. Ein ganzes Bataillon bildete außerdem die Beſatzung des Schloſſes ſelbſt. Tag und Nacht wurd' er angerufen. Man traute ihm keine Stunde. Dennoch glückte ſeine Befreiung. Die Thatſache kennt jeder, aber nicht die näheren Umſtände. Ich erzähle dieſe, wie ich ſie gehört.

Dr. Conneau, der der Mitgefangene des Prinzen war, ließ dem Commandanten melden, daß die Decken-Reparatur, die man vorhabe, wohl im Arbeitszimmer

des Prinzen, aber nicht in seinem Schlafzimmer vorgenommen werden könne. Er sei bettlägerig krank. Diese Meldung wurde ohne Verdacht entgegengenommen und eine halbe Stunde später erschien der Maurer und Stuccatur-Arbeiter Badinguet, um die Decke des einen Zimmers mit Stuck zu bewerfen. Badinguet war aber im Complott. In einem unbewachten Moment tauschten der Prinz und der Maurer die Rollen, Badinguet schob sich unter die Bettdecke, während Louis Napoleon die Kalkmulde auf der Schulter, eine kurze Thonpfeife im Munde, aus seinem Arbeitszimmer trat und erst an dem Corridor-Doppelposten, dann unten an den Mannschaften der Spezial-Wache vorbei, auf den Hof hinaustrat, um nun quer über den Hof weg auf das Portal und die Zugbrücke zuzuschreiten. Alles ging gut. Nur im letzten Moment, als er nur noch den Posten vorm Gewehr zu passiren hatte, schien das so klug Gesponnene scheitern zu sollen. Der Posten, der den wirklichen Badinguet zwei Stunden vorher scharf angesehen haben mochte, fand ihn innerhalb so kurzer Zeit merkwürdig verändert, trat also an den vorgeblichen Badinguet heran, fixirte ihn scharf und fragte: vous avez fini déjà? Der Prinz, mit vieler Geistesgegenwart, ließ die Thonpfeife fallen, daß

ſie zerbrach, bückte ſich, um die Stummel zu ſammeln, brummelte, immer zur Erde ſehend, allerhand vor ſich hin und gelangte ſo glücklich über die Zugbrücke ins Freie. Draußen harrte ſeiner bereits ein Wagen, der ihn nach St. Quentin und von dort über die belgiſche Grenze führte. Als der falſche Kranke endlich entdeckt wurde, war es zu ſpät. Dem Prinzen verblieb ſeitdem der Spitzname Badinguet, der namentlich ſpäter, während der Kaiſerzeit, in Schwung kam. Die Kaiſerin hieß »La Badinguette«. Eines der witzigſten, aber auch gehäſſigſten Pariſer Straßenlieder führte denſelben Titel.

Während der letzten Jahre des Kaiſerreichs ſcheinen dieſe Zimmer, in denen der »Gefangene von Ham« einſt heimiſch war, einer allgemeinen Verwendung zurückgegeben worden zu ſein, aber ſchon vorher, ſei es aus Pietät, oder ſei es, um der Neugier vielfach eintreffender Beſucher einen Anhalt zu bieten, hatte man der Mehrzahl dieſer Räume Erinnerungs-Inſchriften gegeben. In dem Wohnzimmer ſtand Logement de l'Empereur; in den anderen Zimmern begegnete ich Inſchriften wie: Place de la Bibliothèque, Table de Toilette, Place de lit. Dieſe Inſchriften waren auch unter den Händen der letzten Einquartierung un-

beſchädigt geblieben. Unſere 65er hatten voll hiſtoriſchen Sinnes ihr nationales Gefühl gezügelt.

Sie hatten nichts geſchädigt, nichts hinweggethan, aber eins hatten ſie ſich nicht verſagen können, ihrerſeits die Zahl dieſer Inſchriften zu bereichern. Vor- und Zunamen unter gewiſſenhafteſter Angabe der Daten, wo und wann Ott- oder Pottmeier das Licht der Welt erblickt habe, fanden ſich überall; ein Höchſtes von Leiſtung war aber für die Küche aufgeſpart worden, an deren einer Wand, dicht neben dem Abguß, Dichtung und bildende Kunſt gleichzeitig ihre Triumphe feierten. Vor einem cypreſſen-überſchatteten Grabe ſtand ein trauernder Füſilier, hinter ihm ein einſamer Buſch. Darunter hieß es: »Nachruf an unſeren braven Kameraden Thomas Roggendorff, Füſilier der 9. Compagnie 65. Regiments, welcher am 23. Dezember 1870 in der Schlacht bei Querrieux von zwei Schüſſen durch die Bruſt getroffen, auf dem Felde der Ehre fiel.« Nun folgte der Nachruf ſelbſt:

Wie wenn der Sturm aus Aeols Höhle fährt
Und heulend Staub in finſtre Wirbel dreht,
Den Himmel ſchwärzt, dem Sonnenſtrahle wehrt,
Die grüne Flur mit Stein und Kies beſät, —
So tobt der Feind, ſo wüthend füllt ſein Heer
Die Luft mit Dampf, die Felder mit Gewehr.

Er füllt »die Felder mit Gewehr« iſt eigenthümlich und poetiſch-anſchaulich. Nun geht er, der Dichter, eh' er den ruhigen Jambus wiedergewinnt, in den nächſten Zeilen ins hüpfend Anapäſtiſche über und fährt fort:

Und der Tod aus tauſend ehernen Röhren
Läßt ſich weh- und trauerbringend hören!
Der ſchele Neid trieb übermüthige Schaaren
Aus Nord und Süd heraus,
Und ſchickt des fernen Afrikas Barbaren
Um uns zu vernichten aus.
Doch der kecken Feinde wilde Fluthen
Hemmt Wilhelm durch ſeines Heeres ſtarken Arm,
Zerſtoben iſt wie Spreu der wilden Horden Schwarm
Und muß aus tauſend Wunden bluten.
Auch Du biſt nicht mehr ꝛc.

Nun folgt die Klage über den Verluſt Roggendorffs, die Aufzählung ſeiner Verdienſte; das Ganze ehrenvoll für die Geſinnung derer, die ihm dieſen Nachruf widmeten und — wie jeder, der ſich auf Volkston verſteht, leicht erkennen wird — nicht ohne poetiſches Verdienſt. Denn der Volkston, wie mitunter irrthümlich angenommen wird, beſchränkt ſich keineswegs auf die »Pinſchgauer wollten wallfahrten gehn« und Aehnliches; auch innerhalb des Pathetiſchen kann das Naive ſehr wohl klingen.

Ich zeichnete mir das Grab, den Füſilier, vor allem den einſamen Buſch in mein Taſchenbuch, kopirte die Verſe, riß oberhalb der Stelle, wo, im Nebenzimmer, Place de lit ſtand, einen Fetzen Tapete von der Wand, packte dieſe »Reliquie«, die ich inzwiſchen natürlich längſt wieder verloren habe, zu allem Uebrigen und kehrte aus Feſtung Ham nach Stadt Ham zurück, um von hier aus unverzüglich meine Weiterreiſe anzutreten.

durch Kunersdorf, Friedland, Gusow, und als läge das staubige, trockne, sonnverbrannte Frankreich weit hinter mir.

Es mag hier eine Abschweifung gestattet sein. Es giebt kein Land in West-Europa, das über einen größeren Baumreichthum verfügte, das vor allem besser kanalisirt, bewässert, berieselt wäre als Frankreich; — dennoch macht es vorwiegend den Eindruck eines Landes, dessen Landschaft jeder anmuthenden Frische entbehrt. Ueberall Sonne, Staub. Pückler, der 1833 drei Viertheile des Landes bereiste, schrieb damals:

»Es ist etwas Düstres, Mageres, ich möchte sagen Greisenhaftes über der Landschaft und den Dörfern eines großen Theils von Frankreich ausgebreitet, was einen bei längerem Aufenthalt geradezu bedrückt. Die freundliche, reinliche Nettigkeit Süddeutschlands, die elegante Sauberkeit Englands vermißt man überall. ..... Frankreich, mit seinen waldentblößten*) Fluren, seinen zerstörten Schlössern und schmutzigen Dörfern macht den Eindruck eines zurückgekommenen Edel-

*) Frankreich ist allerdings zu einem erheblichen Grade „waldentblößt“; aber man würde fehlgehen, wenn man daraus schließen wollte, es sei arm an Bäumen. Im Gegentheil es ist reich daran. Ueberall findet man Bäume, einzeln, in Gruppen, in Gehölzen. Nur die großen, ganze Quadratmeilen umfassenden Waldreviere sind selten.

manns, der gern wieder jung werden möchte und wenig Werth auf das Vergangene legt. Deutschland dagegen ist wie ein Jüngling, der, obschon vielleicht von Anfang an mit größerer Lebenskraft begabt, dennoch nicht halb so schnell gelebt hat. Es ist daher wahrscheinlich, daß es auch noch mehr Zukunft haben wird.«

Ich sehe ganz ab von dem politisch Tiefblickenden, was diese Bemerkungen an ihrem Schlusse auszeichnet, nur auf die Landschaftsschilderung, die dieselben einleitet, weise ich hin. Es ist im Wesentlichen noch so, wie vor vierzig Jahren. Die Ursache liegt im Steinbau, in der gelben Tünche und in der Abwesenheit des Dorfbaumes. Unsere Dörfer liegen im Schatten, die französischen liegen im Licht; wir ziehen den Baum, wie einen Freund und Gefährten, mitten in unser Gehöft hinein, die Franzosen stellen ihn in das »Gehölz«, das sich draußen im Freien, in den weiten Flächen des Feldes verliert.

So die Regel. Aber das Eiderland zwischen Ham und St. Quentin war, wie schon angedeutet, eine Ausnahme, und ich würde dieser grünen Frische, dieser beständigen Reminiscenz an die ulmen- und lindenreiche Heimath noch um vieles froher ge-

worden ſein, wenn nicht die Unterhaltungsformen meines Kutſchers mich in meiner ſtillen Freude geſtört und zuletzt ganz nervös gemacht hätten. Der Leſer urtheile ſelbſt.

Die Franzoſen, in Allem extrem, bezeigten überall, wohin ich kam, dieſe ihre eigenſte Charaktereigenſchaft auch in der Art und Weiſe, wie ſie Converſation zu machen pflegten. Sie verfolgten dabei entweder das Cataract- oder das Tropfen-Prinzip. Nun war das erſtere, der Cataract, gewiß keine Kleinigkeit, und es dürfte wohl kaum einen deutſchen Landsmann geben, der nicht in Kriegs- und Okkupationstagen unter dieſen Sturzbächen gelitten hätte; indeſſen »Uebung macht den Meiſter« im Hören ſo gut wie im Sprechen, und ſo werden denn Hunderte und Tauſende unzweifelhaft mit mir die Erfahrung gemacht haben, daß es mit dieſen Cataracten, von dem Augenblick an, wo man eine gewiſſe Stellung zu ihnen genommen hatte, eigentlich ſo ſchrecklich gar nicht war. Es war bequem; man ließ die Fluth über ſich hereinbrauſen, antwortete auf das gelegentlich zwiſchengeſchobene n'est-ce-pas? mit oui, certainement, oder, als höchſten Trumpf, mit c'est évident, merkte ſich ein Stichwort, formulirte eine kurze Gegenbemerkung, von der es ſchließlich gleich-

gültig war, ob ſie paßte oder nicht, und hatte unter allen Umſtänden das angenehme Gefühl, mit etwas geiſtig Lebendigem in Berührung gekommen und immerhin um drei oder fünf Vocabeln bereichert worden zu ſein.

So die Sturzbächler. Wie anders die Tröpfler! Dieſe, meiſt inferior beanlagte, kleine Leute, die drei Maſuren und fünf Oberſchleſier bei ſich im Quartier gehabt hatten, hatten im geiſtigen Verkehr mit dieſen letzten Ausläufern des Staates der Intelligenz eine Unterhaltungsform ausgebildet, die ihrem beſten Theile nach in Taubſtummen-Inſtituten wurzelte und ſich aus dem Sprachſchatze beider Nationen nur der Wörter: Prussien, caput und nix als eines immer wiederkehrenden Ornamentes bediente. Beſagten Einquartierungselementen gegenüber waren dadurch gewiß unerhörte Reſultate erzielt worden, eine wahre Tortur aber war es für jeden Nicht-Maſuren, einem ſolchen knappen Unterhaltungs-Virtuoſen (denn dafür hielten ſie ſich) in die Hände zu fallen. Ihr pfiffiges Lächeln, ihr Gefühl von Condeſcenz, ihre Ueberzeugung, ſich den niedrigeren Graden menſchlichen Intellects geſchickt accommodirt zu haben, waren geradezu unerträglich und machten auch den Geduldigſten ungeduldig. Solch

Exemplar hatt' ich vor mir auf dem Bock. Dabei redſelig, aber wohlverſtanden, tropfen-redſelig. Wenn wir an einer Zuckerfabrik vorüberkamen, darin alles ſtill und todt war, ſo wandte er ſich nach mir herum und ſagte dreimal: Propriétaire, riche, très-riche. Zu gleicher Zeit aber machte er eine Handbewegung langſam, traurig, nach dem Horizonte zu, um anzudeuten, er war »très-riche«, jetzt aber iſt alles ins Weite gegangen.

Dies war ſeine gewöhnlichſte Form über die Etabliſſements am Wege Aufſchluß zu geben; mitunter aber empfand er die Nothwendigkeit einer Abwechslung und ſagte dann im Vorüberfahren: Propriétaire caput, oder: Thalèr nix. Ich war froh, als wir nach zweiſtündiger Fahrt, die Sonne begann ſchon zu ſinken, in ein Dorf einfuhren, das er mir als die Stelle namhaft machte, wo der Kampf am 19. Januar (Schlacht bei St. Quentin) begonnen habe.

Er hatte Recht. Ich konnt' ihn einigermaßen kontrolliren. Es war Etreillers, ein großes Dorf, maleriſch-verworren, aber ärmlich. Spuren des Kampfes zeigten ſich wenig; überhaupt gewinnt man den Eindruck (was ſchon an dieſer Stelle hervorgehoben werden mag), daß der auf jeder Stelle gleich-

mäßig durchgeführte Plan weit mehr als irgend eine blutige Einzel-Action, wiewohl es auch an dieſen nicht fehlte, den Ausſchlag gegeben habe. Es war ein richtig gemachter Anſatz, der nun ohne beſondere Schwierigkeit und ohne allzugroße Opfer das Sieges-Reſultat ergeben mußte.

Tauſend Schritt hinter Etreillers (wo man, beiläufig bemerkt, meinen Wagen derart umdrängte, daß ich den rothen Mantelkragen immer mehr nach oben zupfte), liegt Savy, etwas kleiner als Etreillers, aber ſauberer, anheimelnder, trotzdem ihm das Maleriſche fehlt. Nur der Kirchhof liegt reizend, eine hochdoſſirte Inſel inmitten des Dorfes. Hier war die Stelle, wo, wie in den beiden nahegelegenen Gehölzen: Bois de Holnon und Bois de Savy, am heißeſten gekämpft wurde. Wenigſtens am linken Flügel unſerer Aufſtellung. Die 29. Brigade, die Savy, vielleicht auch die obengenannten Gehölze, nahm, beſonders die 65er, erlitten hier erhebliche Verluſte. Der Kirchhof iſt bis dieſe Stunde Zeuge davon. Grab reiht ſich an Grab. – »Hier ruht Lieutenant Wilhelm Hildebrandt vom Füſilier-Regiment Nr. 33.«; »hier ruht Premierlieutenant Fritz Fiedler vom 5. Rheiniſchen Infanterie-Regiment Nr. 65.«; »hier ruht

Vicefeldwebel Wilhelm Muth«; — alle mit dem Zusatz: »Er starb den Heldentod für Kaiser und Vaterland in der Schlacht bei St. Quentin.« Es war hier das erste Mal, daß mein Auge, an Stelle des altpreußischen »für König und Vaterland«, dem neugermanischen »für Kaiser und Vaterland« begegnete; es klang fremd. Das Auge ist fortschrittlich, es hascht nach dem Neuen; aber das Ohr ist conservativ und läßt ungern ab von liebgewonnenen Klängen.

Die Gräber sprechen hier in Savy, aber sie sprechen nicht allein.

Beredter noch von dem Kampfe, der hier getobt, zeugte ein umgestürztes Crucifix, das bis dahin inmitten des Kirchhofs aufgeragt hatte. Es lag in Nesseln vergraben, der Christus war fort und nur oben, auf halb verbogener Tafel, stand noch das:

I. N. R. I.

St. Quentin.

Cope lief bis Leith mit rothem Geſicht;
»Wo ſind deine Leute?« der Sheriff ſpricht,
»‚Zum Teufel‘, rief Cope ‚ich weiß es nicht‘«.
Jacobitenlied.

* * *

Sie ſind gelaufen
Gelaufen einzeln und in Haufen.
Schlacht bei Sherifmuir.

Bei guter Zeit war ich in St. Quentin; die erſten Lichter wurden eben angezündet. Ich nahm Quartier im Hôtel du Cygne, wo ich in einem Seitenflügel untergebracht wurde. Dieſer Cygne theilte das Schickſal aller »Schwäne«, die ich bis jetzt in der Hôtelwelt kennen gelernt habe, — er war alles, nur nicht gerade Schwan. Die Ausſicht ging auf Stall und Müllgrube; alle weiteren Details entziehen ſich der Mittheilungsmöglichkeit; das Ganze fiel lähmend auf meine Magennerven. Wer aus Erfahrung weiß, daß ein ſubſtantielles Abendbrod oft das einzige Zeit-

Wegtödtungsmittel ist, wird die Verlegenheiten begreifen, die mir daraus erwuchsen. Etwas indeß mußte geschehen; ich beorderte also Thee, Sodawasser und »Ei in der Schale«. Alles kam auch, aber nicht auf ein und demselben Tablette von einer und derselben Person getragen, sondern zweispännig, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Die Bedienung trat in duplo auf, und zwar, wie mir bald klar werden sollte, nicht aus Trinkgelderhang, sondern aus einem noch nationaleren Sporn: aus Neugier und Conversationsbedürfniß. Ich war Prussien, das genügte.

Die Eintretenden, die mir mit besonderer Freundlichkeit ihre Dienste zur Verfügung stellten, waren Jean und Anatole, von denen jener das Amt eines regelrechten Kellners, dieser die in unseren Augen bescheidnere Stellung eines Hausknechts bekleidete. Aber nur in unseren Augen. In Frankreich, wie sich manche Leser dieser Capitel unzweifelhaft erinnern werden, war jener Bedienstete zweiten Grades, für den wir nur jenen plumpen, an mittelalterliche Unfreiheit erinnernden Ausdruck haben, nicht das Geschöpf einer untern Culturstufe, sondern nur eine Spielart jener höheren, ein nahezu gleichberechtigtes Wesen, das, neben dem regelrechten Jacken-Kellner vielleicht einfach

als Schürzen-Kellner einzurangiren wäre; denn die Schürze machte den ganzen Unterschied.

Jean und Anatole begrüßten mich, erriethen, daß ich gekommen sei, das Schlachtfeld von St. Quentin zu besuchen, empfahlen mir einen Führer und setzten mit besonderer Betonung und unter halb scherzhaftem halb selbstbewußtem Lächeln hinzu: sie wüßten damit Bescheid, und seien in der Lage, zwischen einem Connaisseur und einem Nachplapperer zu unterscheiden. Dabei gingen ihnen die Generals- und Dörfernamen Faidherbe und Deroja, Seraucourt und Essigny-le-Grand, zuletzt sogar die Namen Goeben und Groeben so leicht und gefällig über die Lippen, daß ich endlich die ihrerseits lang ersehnte Frage thun mußte: wie sie zu dieser Kenntniß kämen?

Nun war das Zeichen gegeben.

J'ai l'honneur de vous présenter Monsieur Anatole, Mobile du Pas de Calais: moi-même, Jean, Franctireur de St. Quentin.

Ich freute mich, ihre Bekanntschaft zu machen, fragte, ob sie den Krieg liebgewonnen und die Vorzüge von Frost und Hunger kennen gelernt hätten, worauf sie, durch mein Entgegenkommen sicher gemacht, sofort anfingen, sich ihrer natürlichen Schwatz-

haftigkeit und dem Sinn für das Heitre, Komiſche zu überlaſſen, der, man mag ſagen was man will, die Franzoſen ſo angenehm charakteriſirt. Je älter ich werde, je unerträglicher werden mir die Feierlichen, die in 99 Fällen von 100 hinter aller Steifheit und Aufgerecktheit, hinter Denkerſtirn und olympiſcher Schweigſamkeit nichts verbergen als Hohlheit, Wichtigthuerei und mitunter auch Feigheit. Die, die mit den Dingen ſpielen, an zu weitgehender Leichtlebigkeit oder doch an Mangel an Würde laboriren, ſie mögen nicht die Beſten ſein, aber die Schlechteſten ſind ſie ſicherlich auch nicht. Wie entzückend waren jetzt Jean und Anatole, als ſie den großen Wirrwarr jenes Tages in immer wechſelnden Scenen und Bildern vor mir entrollten und zuletzt in eine humoriſtiſche Fehde unter einander gerathend, nicht feſtſtellen konnten, wer an jenem Tage am weiteſten gelaufen ſei, die Mobiles du Pas de Calais oder die Franctireurs de St. Quentin. Wie lachten ſie, als ich endlich ſchiedsrichterlich erklärte, daß »die Franctireurs, nach den Traditionen ihres Geſchlechts, in dieſer Beziehung den Vortritt haben müßten«. Der bon sens ſchlug überall durch. Dabei kannten ſie die glücklicheren Momente jenes Tages ſehr wohl, ſprachen mit Enthu-

ſiasmus von Faidherbe, von den Marines, vom 91., und gaben nur ſich ſelber Preis, einfach hinzuſetzend: »wir hatten den beſten Willen, aber weiter nichts«.

Ein Lärmen und Klingeln, das über den ganzen Hof ſchallte, rief ſie endlich ab; ſie hatten ſich verſchwatzt; eine neue Niederlage mochte ihrer unten im Hausflur harren. Ich desinficirte inzwiſchen meine Lagerſtätte, ſtellte die Allumette-Büchſe für alle Fälle handrecht und ſchob mich, nach vorgängiger Einwickelung in meine Reiſedecke, unter die Bettdecken des »Schwans«. Es giebt auch ſchwarze.

Andren Tages früh war ich auf; ein weibliches Weſen brachte das Frühſtück, kein Jean, kein Anatole. Ich wollte fragen, beſann mich aber des Geibel'ſchen »o rühre, rühre nicht daran« und trat eine Viertelſtunde ſpäter auf Straße und Platz, ohne die Kämpfer vom 19. Januar begrüßt zu haben.

St. Quentin iſt nicht Departemental-Hauptſtadt, aber wohl die größte Stadt im Departement Aisne. Es hat 35,000 Einwohner, viel Induſtrie (Baumwoll- und Wollfabriken), dabei Handel mit Obſt und Cider. In ſeinen Vorſtädten zeigt es ganz den Charakter der modernen Manufacturſtadt, in ſeinem alten Kernſtück

aber ist es ganz Bischofssitz, historischer Punkt, Hauptort der Grafschaft Vermandois, die zwischen Picardie und Hennegau lag und in der merovingischen Zeit ein selbstständiges Leben entfaltete. Seitdem ist es still geworden davon. Wer, der nicht St. Quentin besuchte, kennt Vermandois?

Die ehemalige Bedeutung der Stadt, die eben eine ganz andere war als die gegenwärtige, bekunden noch das Hôtel de Ville und die Cathedrale, beide gothisch, jenes an die Rathhausbauten des nachbarlichen Belgiens erinnernd, diese (die Cathedrale) in Folge moderner Zuthat, von sehr eigenthümlicher Erscheinung. An die Stelle der gothischen Thürme ist nämlich eine Jesuiterfaçade, an Stelle des Dachreiters eine riesige Krone getreten, die beinahe völlig unvermittelt aus der Mitte des Daches aufwächst. Das Interessanteste dabei ist, daß beides nicht im Geringsten störend wirkt; — die Ansprüche, die das architektonische Gesetz und der malerische Sinn erheben, sind eben grundverschieden. Auch das Thörichte kann einen pittoresken Zauber haben. Die Baukunst ist zu erheblichem Theile Verstandessache, die Malerei aber, im Gegensatz dazu, ist ganz »freie Kunst« und schöpft ihr Bestes aus der Empfindung. — Ueber dem Haupt-

portal der Kirche befindet ſich ein lebensgroßes Steinbild, wahrſcheinlich den heiligen Quintin darſtellend; wenigſtens trägt die Façade folgende Inſchrift: Ecclesia collegiata in honore beatæ Mariæ virginis et S. Quintini Martyris, Vermanduorum Apostoli. — Das Innere iſt reich an Bildern, beſonders an Wandmalereien; aber nur die dem Portal zunächſt gelegenen konnt' ich in Augenſchein nehmen, da der Biſchof eben ſegnend ſeinen Umgang hielt. Das war kein Moment für Kunſtſtudien. Das Wenige was ich ſah, war alt, aber auch nichts weiter.

Natürlich hatte St. Quentin, außer ſeinem gleichnamigen Heiligen an der Kirchenfaçade, auch ſonſt noch ſeine Statue. Welche Stadt in Frankreich ſchritte völlig »uncélèbre« durch die Geſchichte des Landes? Hier iſt es Maurice Quentin Delatour, geb. 1704, geſtorben 1788, der als »Peintre de Louis XV. et conseiller de l'académie de peinture et de sculpture«, auf einem baum- und ſchattenloſen Platz ſeiner Vaterſtadt, ein Erzbild gefunden hat. Das Ganze nicht übel; in Haltung leicht, hofmänniſch, elegant, ſo recht ein peintre de Louis XV.

Zu ſeinen Füßen hat der Bildhauer ein Bündel Pinſel angebracht, um zu »charakteriſiren«. Auch in

Frankreich macht man ſich's nach dieſer Seite hin bequem. Die Pinſel ſind inzwiſchen geroſtet und ſehen aus, wie ein Cigarrenpacket, — ſogenannte »Rattenſchwänze«.

Die Schlacht von St. Quentin.

> And so began a dismal conflict,
> Till that Bellonas bridegroom
> Confronted him,
> Point against point, arm against arm,
> And to conclude, the victory fell on us.
>
> Macbeth.

St. Quentin iſt alter Schlachtengrund. Unter ſeinen Mauern fand am 10. Auguſt 1557 die berühmte Schlacht ſtatt, in welcher die Spanier, mit deutſchen, walloniſchen und vlämiſchen Hülfstruppen, das von dem Admiral Coligny und dem Connetable Anne de Montmorency geführte franzöſiſche Heer beſiegten. Die Spanier fochten unter dem Oberbefehl des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen. Er war, 60,000 Mann ſtark, vor St. Quentin gerückt und belagerte daſſelbe. Das franzöſiſche Heer, unter ſeinen obengenannten Führern, kam in raſchen Märſchen herbei, um die bedrängte Stadt zu entſetzen. So entſpann ſich die Schlacht, in der die Spanier, wenigſtens zu kleinerem Theile, zwiſchen zwei Feuern

fochten. Nichtsdeſtoweniger errangen ſie einen entſcheidenden Sieg. Die Niederlage der Franzoſen war total. Sie verloren 4000 Mann, darunter 600 Adliche, auf der Wahlſtatt; außerdem wurden viele Grands Seigneurs und 300 Edelleute gefangen genommen. Unter den Gefangenen befand ſich auch Montmorency*). Coligny warf ſich, mit dem Reſt der geſchlagenen Armee, nach St. Quentin hinein und vertheidigte die Stadt, mit Hülfe der Bürgerſchaft, ſo hartnäckig, daß ſie erſt, nach elf vergeblichen Sturmangriffen, von dem Gegner genommen wurde. Dieſer Tag zwang dem Könige Heinrich II., dem Gemahl der Katharina von Medici, den Frieden auf; derſelbe wurde zu Anfang 1559 zu Château-Cambreſis geſchloſſen.

Der 10. Auguſt 1557 war ein heißer Tag geweſen; aber wer ſpricht noch davon? Es dürfte ſchwer halten, jetzt noch feſtzuſtellen, wie eigentlich die Schlacht

*) Anne de Montmorency, ein Feldherr „von rauhem Weſen und ſtrenger Sitte“, wurde 1493 geboren. Seine kriegeriſche Laufbahn zeigt, wie ſich die Heldenſchaft mit vielfacher Gefangenſchaft ſehr wohl verträgt. Er wurde 1525 bei Pavia, 1557 bei St. Quentin und 1562 bei Dreux (gegen die Hugenotten) gefangen genommen, lediglich weil er, in brillanter Tapferkeit, „immer voran war“. 1567, ebenfalls in einem Kampfe gegen die Hugenotten, wurde er bei St. Denis tödtlich verwundet und ſtarb am andern Tag.

damals ging, welche Punkte ſie berührte und nicht berührte, welcher Angriff hüben, welche Lücke drüben den Ausſchlag gab. Selbſt das Wenige, das ich an die Spitze dieſes Kapitels geſtellt, iſt widerſpruchsvollen Angaben entnommen, zwiſchen denen ich zu vermitteln ſuchte. Im Ganzen wird man annehmen dürfen, daß die damalige Schlacht auf denſelben Feldern tobte wie die heutige, denn das franzöſiſche Entſatz-Heer rückte (von Paris her) auf denſelben Straßen heran, auf denen jetzt die Diviſionen Goebens heranzogen.

Ich verſuche nun ein Bild der Schlacht zu geben, die der franzöſiſchen Nordarmee ein Ende machte.

Dies iſt nicht leicht. Es liegen mir drei engliſche Rapporte und als beſtes Material eine ziemlich ins Detail gehende deutſche Berichtigung des einen derſelben vor, aber alle dieſe Berichte, trotzdem ſie der Mehrzahl nach von Offizieren geſchrieben wurden, ſind weitab davon, den Gang der Schlacht auch nur in ihren Hauptzügen klar zu ſtellen. Alle legen das Hauptgewicht auf die Vorgänge an unſerem linken Flügel, einſchließlich des linken Centrums; es ſcheint aber faſt, als ob die Vorgänge im rechten Centrum mindeſtens von gleicher Wichtigkeit waren.

Erſt der zu erwartende Generalſtabs-Bericht wird Klarheit in dieſe Dinge tragen. Ich bemerke übrigens noch, daß ich den inzwiſchen erſchienenen Faidherbeſchen Bericht nicht benutzen konnte, ſtatt ſeiner aber über einen ziemlich guten und ausführlichen, vom franzöſiſchen Etat-Major herausgegebenen Schlachtplan, den ich in St. Quentin kaufen konnte, Verfügung hatte. Ich gehe nun zu den Ereigniſſen ſelber über. Zunächſt einen Ueberblick über die Situation.

Faidherbe nach der zweiten Schlacht bei Amiens, deren bloßes Nachſpiel Bapaume geweſen war, hatte ſich wieder einmal behufs Ausbeſſerung ſeiner erlittenen Havarien, in ſeinen Hafen, das vielgenannte Feſtungsviereck, zurückgezogen und war nothdürftig damit zu Stande, als der letzte Durchbrechungsverſuch, den General Trochu, oder vielleicht mehr noch das Drängen Gambettas auf den 19. Januar feſtgeſetzt hatte, der Nordarmee die Verpflichtung auferlegte, abermals aus dem Feſtungsviereck ſich vorzuwagen, lediglich um jenen Durchbrechungsverſuch nach Möglichkeit zu unterſtützen. Es heißt, daß General Faidherbe ſeine Schwäche und die Unmöglichkeit des Sieges ſehr wohl eingeſehen habe, daß er aber dennoch, um des Ganzen willen, bereit

geweſen ſei, ſich und ſeine kaum wieder zuſammengenietete Armee zu opfern. Es liegt nichts vor, das an der Glaubwürdigkeit dieſer Annahme Zweifel erwecken könnte.

Gleichviel, wie immer dem ſein mag, Faidherbe erſchien aufs Neue im Feld. Am 16. Januar verjagten ſeine Vortruppen unſere in St. Quentin befindliche ſchwache Beſatzung, am 17. kam er ſelbſt, am 18. hatte er ſeine ganze Armee am genannten Orte verſammelt. General v. Goeben, über dieſe Vorgänge unterrichtet, brach aus ſeiner Stellung in und um Amiens auf, um den oft entſchlüpften und immer wieder drohenden Gegner endlich in einer Entſcheidungsſchlacht zu ſchlagen. Die Dispoſitionen waren ſo glänzend getroffen, daß einer unſerer Regiments-Commandeure, als er die Ordre de bataille überflog, in die Worte ausbrach: »das iſt Goeben!« Ich kenn' ihn von 66 her. Er denkt an alles; keiner iſt vergeſſen; jedes Bataillon hat ſeine Stelle und weiß doch kaum, daß es ſie hat. Erſt im rechten Moment wird Jedem klar, daß er als Theil des Ganzen ſo zu operiren hatte und nicht anders. Zu rechter Stunde an rechter Stelle, — das iſt Goeben.«

Schon am 18. trafen unſere concentriſch auf den

verſchiedenſten Straßen vorrückenden Colonnen auf den Feind. Die 30. Brigade, v. Strubberg, nahm Tertry, links daneben ſtürmte das Detachement Memerty (Oſtpreußen) das hartnäckig vertheidigte Dorf Poeuilly. Generalmajor v. Memerty war bei dieſem Kampfe ſchwer verwundet worden. Die feindlichen Vortruppen zogen ſich näher an St. Quentin heran.

So kam der 19.

St. Quentin ſelbſt liegt in einer flachen Mulde; Hügel im Doppel-Halbkreis, wieder eine weitgeſpannte flache Mulde zwiſchen ſich, umzirken die Stadt nach Weſt und Süd; auf dieſer Hügel-Doppelreihe hatte Faidherbe ſeine Halbzirkel-Aufſtellung genommen. Der äußeren Reihe entſprachen die Dörfer Holnon, Etreillers-Savy, Roupy, Seraucourt und Eſſigny-le-Grand; der inneren Reihe: Francilly, Dallon, Caſtres, Grugies, Neuville St. Amand. Faidherbe ſelbſt ſtand bei »Moulin de tout vent«, einer hochgelegenen Windmühle unmittelbar im Süden der Stadt, von wo aus er beide Ufer der Somme, die Eiſenbahnlinie, ſo wie die beiden großen Straßen von Paris und La Fère, überblicken konnte. Unmittelbar neben ihm, ebenfalls auf der Höhe des inneren Zirkels, waren ſeine Artilleriemaſſen angehäuft, von denen 3 Batterien ihr

Feuer gegen Weſten, 8 gegen Süden richteten. Wie in beiden Schlachten bei Amiens, ſo hatte auch hier wieder der franzöſiſche Heerführer ſein Geſchick bewährt; es war keine unangreifbare, aber immerhin eine gut gewählte Poſition, die nur den einen Fehler hatte, daß die Somme-Niederung, in deren Vertiefung außer dem gleichnamigen Fluß auch noch der gleichnamige Canal floß, das Schlachtfeld in zwei Hälften theilte, Hälften, die, bei der Schwerpaſſirbarkeit der Fluß-Niederung, kaum irgendwelche Verbindung mit einander unterhielten. Die andere Schwierigkeit, die ſich einem Erfolge Faidherbes entgegenſtellte, war, wie immer ſo auch hier, die Zuſammenſetzung ſeiner Armee. Von den zwei Corps, über die er Verfügung hatte, beſtand das eine, das 22., aus guten, zum Theil ſehr guten Soldaten, das andere dagegen, das 23., beinah ausſchließlich aus Mobil- und Nationalgarden. Er hatte dieſe Ungleichheit dadurch zu balanciren geſucht, daß er das letztgenannte Corps im Schutz von 8 Batterien fechten ließ, während ſich die Diviſionen Deroja und Paulze d'Ivoy (eben das 22. Corps) mit 3 Batterien behelfen mußten; aber, wie immer ſo auch hier: die Artillerie allein, trefflich wie ſie ſich hielt, konnte die Mängel einer Truppe, die

kaum eine »Truppe« war, nicht ausgleichen und der Tag ſcheiterte für Faidherbe an der ſchlechten Haltung ſeines 23. Corps. Auch eine Reſerve von 8 Bataillonen, die er, wie wir ſehen werden, in einem richtig erkannten Momente raſch und glücklich verwandte, konnte an dem beinah vorgezeichneten Ausgange des Tages nichts ändern.

So viel über den Feind am 19. früh.

Gegen dieſe Stellung rückte General v. Goeben (deſſen Armee in den Tagen vorher nicht unerhebliche Verſtärkungen erhalten hatte) in muthmaßlich fünf Colonnen heran:

die 3. Cavallerie-Diviſion, General Graf von der Groeben, und das Detachement Memerty (Oſtpreußen) am linken Flügel;

die 15. Diviſion, Generallieutenant v. Kummer, im linken Centrum;

die 16. Diviſion, Generallieutenant v. Barnekow, im rechten Centrum;

die Cavallerie-Diviſion Prinz Albrecht Sohn am rechten Flügel;

das Detachement Graf zur Lippe (Sachſen) am äußerſten rechten Flügel.

Der Angriff der 3. Cavallerie-Diviſion, des

oſtpreußiſchen Detachements und der Diviſion Kummer ging in der Richtung von Weſt nach Oſt und ſtieß auf das 22. franzöſiſche Corps: die Diviſionen Deroja und d'Ivoy; der Angriff unſerer drei anderen Colonnen ging von Süd nach Nord und traf auf das 23. Corps, zunächſt auf die Diviſion Gislin. Der Kampf, der ſich nun entſpann, war an den verſchiedenen Stellen ein ſehr verſchiedener; während an der Nordſeite der Somme die Linien- und Marine-Truppen ſich trefflich ſchlugen, gaben an der Südſeite des Fluſſes die Mobil- und Nationalgarden unſerem Angriffe, ohne ernſtere Widerſtandsverſuche, nach, ſo daß um 2 Uhr, da das Weichen des einen Corps auch die rückgängige Bewegung des andern bedingte, die ganze feindliche Armee ihre zweite Stellung, will ſagen ihre Poſition auf dem inneren Hügelhalbkreis, die Stadt im Rücken, bezogen hatte.

Ein erheblicher Erfolg unſererſeits lag alſo bereits vor; nichtsdeſtoweniger war der Widerſtand des Feindes noch ſo wenig gebrochen, daß Faidherbe den Entſchluß faſſen konnte, durch eine Offenſiv-Bewegung das Verlorene wieder einzubringen. Mit ſcharfem Auge hatte er erkannt, daß unſere Schwäche am linken Flügel lag, wo wir, außer über die Groebenſche Cavallerie-

Diviſion, nur über einzelne ſchwache Bataillone, vielleicht nur Compagnien, des Memertyſchen Detachements Verfügung hatten. Hier gedachte er uns zu faſſen und warf ſeine ganze Reſerve, die ſchon genannten 8 Bataillone, raſch in unſere Flanke. Es war ein kritiſcher Moment. 44er Compagnien, gegen die der erſte Sturm ging, hielten den Angriff aber aus und als gleich darauf unſere vier Batterien, die wir hier hatten, links ſchwenkten und ihr bis dahin gegen Oſten gerichtetes Feuer nunmehr nordwärts richteten, ſtoben die Bataillone übers Feld hin auseinander. Wahrſcheinlich um eben dieſe Stunde attackirte eine Schwadron Königs-Huſaren unter Rittmeiſter Rudolphi drei Eskadrons feindlicher Dragoner, die trotz ihres Parade-Aufzuges, oder vielleicht um eben dieſes Aufzuges willen, zur Hälfte aus dem Sattel geworfen, zur andern Hälfte in die Flucht getrieben wurden. Es waren neu eingekleidete Leute, die vor drei Wochen zum erſten Male aufs Pferd gekommen waren und von einem regelrechten dragon français nichts an ſich hatten als — den weißen Mantel. Aehnlich wie bei Boves und bei Bapaume fiel auch hier bei St. Quentin eine mit nur ſchwacher Anzahl ausgeführte Cavallerie-Attacke mit dem Entſcheidungsmoment der Schlacht

zuſammen. Bei Bapaume war ſogar die Attacke die Entſcheidung ſelbſt.

Die Faidherbeſche Reſerve alſo, zugleich das Wenige, über das er an Cavallerie Verfügung hatte, waren am linken Flügel unſerer Aufſtellung geworfen; aber noch größere Verwirrung als dem feindlichen Feldherrn aus dieſer ſeiner geſcheiterten Offenſive erwuchs, erſtand ihm daraus, daß etwa um dieſelbe Zeit, wo ſich dieſe Kämpfe nördlich der Somme vollzogen, an der Südſeite des Fluſſes die 16. Diviſion, zugleich mit Infanterie-Abtheilungen der Diviſion Prinz Albrecht, immer raſcher auf die Stadt zudrängte und dadurch den Widerſtand, den das rechts daneben ſtehende 22. Corps auch jetzt noch zu leiſten entſchloſſen war, mehr und mehr paralyſirte. Zwiſchen 3 und 4 war drüben kein Halten mehr und auf das nunmehr unſererſeits abgegebene Signal »das Ganze avanciren« folgten jetzt in concentriſchem Vordringen unſere 5 Colonnen dem weichenden, bald in volle Flucht übergehenden Feind. Das 19. Regiment ſtürmte den Bahnhof; die 15. Diviſion drang von Weſten her in die Stadt; die Cavallerie folgte den auf Cambrai und Guiſe zu Fliehenden und trieb ſie in ganzen Schaaren zuſammen. Der Kampf ſelbſt hatte dem Feinde 5000 Mann an

Todten und Verwundeten gekoſtet; 9000 Mann wurden gefangen. Die Nordarmee war aufgelöſt. Ihre Trümmer trafen gleichzeitig mit Gambetta in Lille ein, der ſich vergeblich anſtrengte, den in Armee und Bevölkerung gleichzeitig geſunkenen Muth neu zu beleben. Er konnt' es um ſo weniger, als (ſo wird erzählt) angeſichts dieſer totalen Deroute ihn zum erſten Male ſelbſt der Glaube an ſich und ſeine Sache verließ. So gewannen dieſe Vorzüge, ganz abgeſehen von ihrer militairiſchen Bedeutung, auch noch eine eminent politiſche, indem der Mann, der damals über die Geſchicke Frankreichs entſchied, in gewiſſem Sinne an der Niederlage von St. Quentin perſönlich Theil nahm und mit in die deprimirende Strömung dieſer Niederlage hineingeriſſen wurde.

St. Quentin am 19. und der geſcheiterte Ausfall am ſelben Tage entſchieden über Paris und dadurch über Krieg und Frieden. Am 28. bereits wurde der Waffenſtillſtand unterzeichnet.

So viel über die Schlacht. Mir erübrigte noch ein Blick auf das Schlachtfeld. Ich bat, mich auf den Mühlenberg zu führen, von dem aus Faidherbe

die Schlacht geleitet habe. Dies geſchah. Ich glaube indeß, daß von Seiten meines Führers ein Irrthum mit drunter lief und daß er mich nicht nach »Moulin de tout vent«, ſondern nach einer, ſtatt ſüdlich, mehr nach Weſten zu gelegenen Mühle führte. Ich ſchließe es daraus, daß ich die Somme-Niederung, die ich von »Tout vent« aus hätte rechts haben müſſen, von meinem Standpunkt aus zur Linken hatte. Gleichviel, es war ein vorzüglicher Ausſichtspunkt, dazu die Mühle ſelbſt derartig zerſchoſſen, daß ſie ſchon den Gedanken an die Hand geben konnte: hier muß Faidherbe geſtanden haben.

Die Südhälfte des Schlachtfeldes (die ich übrigens andern Tages durchfuhr) verbarg ſich mir mehr oder weniger von der Stelle aus, auf der ich ſtand; deſto klarer lag die Weſthälfte vor mir: Roupy, Savy, vor allem die beiden Waldkouliſſen, das Bois de Savy und Bois de Holnon, das ganze Terrain alſo, auf dem die 44er, die Königs-Huſaren und die 15. Diviſion, beſonders die Brigade v. Wedell, gekämpft hatten.

Ich verſuchte das Bild, das ſo deutlich zu mir ſprach, in ein paar Linien feſtzuhalten. Dieſe ſind mir jetzt um ſo werthvoller, als das Schlachtfeld von

St. Quentin zu den Tiſchplatten-Schlachtfeldern gehört, auf denen ſich vielleicht vorzüglich kämpfen läßt, die aber der charakteriſtiſchen Züge, wenigſtens für das Auge des Laien, durchaus entbehren.

Von allem iſt mir nichts deutlich in Erinnerung geblieben, als der Waldſtreifen am Horizont, die Niederung mit ihrer doppelten Waſſerlinie, und die von hundert Kugeln getroffene Mühle, dazu (als ich mich wieder wandte) die in grauem Duft aufragende Cathedrale mit der phantaſtiſch geformten, wunderſam aber maleriſch aus dem Dach aufwachſenden Krone.

Sedan.

Mezières-Charleville.

Wie nennst du dich?

* * *

Auf einer hintern Seite dieſes Baus,
Verborgen ſchier, hab' einen Quaderſtein
Ich in die Mauer künſtlich eingefügt,
Der ein und aus bequem ſich heben läßt,
Und ſo zur unſichtbaren Pforte dient.

Platen (Der Schatz des Rhampſinit).

Gegen Mittag, nachdem ich von dem vorgeblichen »Mont Faidherbe« in den Schwan zurückgekehrt war, verließ ich St. Quentin, um die Weiterreiſe nach Sedan anzutreten. Die Eiſenbahn, wie ſchon in der Kürze hervorgehoben, durchſchneidet das Angriffsfeld der 16. Diviſion und gab mir noch Gelegenheit, einen Blick auf die unmittelbar nach rechts hin, zwiſchen Bahn und Somme-Niederung, gelegenen Dörfer Grugies und Caſtres, die Hauptſchauplätze unſeres Kampfes gegen das 23. Corps zu werfen. Das Terrain erwies ſich dem der Weſthälfte des Schlachtfeldes ſehr ähnlich: flach, ein wenig wellig, hier und dort von einem Waſſerlauf quer durchzogen, aber kein Wald.

Der Weg ging über Tergnier und Laon zunächst bis Reims, wo ein dreistündiger Aufenthalt gerade ausreichte, um den mir lieb gewordenen Plätzen: der Cathedrale und dem Lion d'or, besonders dem letztern, einen herzlichen Besuch zu machen.

Um 6 saß ich wieder im Coupé, dessen Insassen auf der kurzen Strecke bis Rethel mehrfach wechselten. Die erste halbe Stunde waren es junge Fähnriche und Avantageurs vom Mecklenburgischen Dragoner-Regiment, die mir mit ihrem Geplauder die Zeit vertrieben. Sie faßten ihr Urtheil über die französische Nation in den Kernspruch zusammen »alles Bande«, der jüngste (kaum 17) mit cavalleristischer Energie hinzufügend: »man muß ihnen den Daumen aufs Auge drücken«. Es schien mir nutzlos, diesen oder jenen Zweifel zu äußern; so schieden wir als gute Freunde.

An ihrer Stelle erschien jetzt ein junger Jägeroffizier, den mir die scherzhaften Reisegötter sandten, um die Lehre vom Contrast unmittelbar zu demonstriren. Er war nämlich in Allem der Gegenpart des eben abgetretenen Dragoner-Detachements und gehörte in die seinerzeit so weit verzweigte Familie der Gallomanen. Er war ganz und gar Enthusiast, Franzosenschwärmer. »Ich darf sagen, mit allen Familien, in

deren Mitte ich länger als acht Tage gelebt habe, habe ich Freundschaft geschlossen. Unter Thränen bin ich von meinen letzten Quartiergebern (er kam aus der Normandie) geschieden; mit mehreren meiner früheren Wirthe stehe ich in Correspondance. Ich bin nun neun Monate in Frankreich und noch bin ich keiner einzigen Unhöflichkeit begegnet, wohl aber Zartheiten und Aufmerksamkeiten aller Art.« Ich nickte ihm zu und sagte dann lachend: »es wäre mir interessant, einem Landsmanne zu begegnen, der denn doch noch erheblich über das hinaus zu gehen scheine, was ich gelegentlich auszusprechen mich unterfinge«, eine Aeußerung, an die ich zugleich die Anempfehlung knüpfte, daheim etwas vorsichtiger operiren zu wollen. »Glauben Sie mir,« so schloß ich, »man will dergleichen nicht hören; und — vielleicht hat man Recht. Es giebt Zeiten, hart zu sagen, in denen auch stricte Gerechtigkeit zu einem Fehler werden kann. Der Deutsche war zu allen Zeiten nur allzu geneigt, in diesen Fehler zu verfallen. »Sei nicht allzugerecht, mein Volk,« — durfte schon Klopstock mahnen.

Ich muß übrigens an dieser Stelle bemerken, daß Aeußerungen, wie sie der junge Jägeroffizier mir machte, zumal, wenn ich sie ihrer Ausschließlichkeit und Un-

bedingtheit entkleide (worin ſie allerdings als ein Unicum daſtehen), keineswegs abſolut vereinzelt zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Der alte, ewig wahre Satz, daß jeder die äußere Welt, ja Gott ſelbſt, nach ſeinem eigenen Ich ſich auferbaut, bewahrheitete ſich auch hier wieder; wer ſelber harmlos war, dem trat auch die Haltung des Feindes mehr oder weniger harmlos entgegen, theils weil ihm, ſeiner Natur nach, die Dinge in roſigem Lichte erſchienen, theils weil ſein Vertrauen und ſein Entgegenkommen — wie viele tauſende von Ausnahmen auch verzeichnet ſein mögen — eine entwaffnende Kraft übten. Im Allgemeinen darf ich ſagen, daß ich bei älteren, ruhiger gewordenen und höher geſtellten Offizieren, zumal wenn ſie der franzöſiſchen Sprache leidlich mächtig waren, einer Bauſch- und Bogenverurtheilung der Franzöſiſchen Nation nicht begegnet bin. Ich komme noch in einem der nächſten Kapitel auf dieſen wichtigen Punkt zurück An dieſer Stelle nur noch ſoviel, daß ſelbſtverſtändlich zufällige locale Verhältniſſe Ausnahmen ſchufen und mit Recht zu einer Geſammtverurtheilung führten, an der Hoch und Niedrig, Alt und Jung gleichmäßig theilnahmen So beiſpielsweiſe in St. Denis. St. Denis, wie ſeinerzeit in den betreffenden Capiteln her-

vorgehoben, war ein wüſtes, freches, in den Fußſtapfen der Commune wandelndes Vorſtadt-Neſt; hier nun, in beſtändiger Berührung mit dem Abhub ſelbſt, oder aber mit denen, die ihm dienten und gehorchten, mußte ſich nothwendig eine tiefe Verachtung gegen das ausbilden, was ſich als Franzöſiſches Weſen gerirte. Aber wenn ſchon von Paris geſagt worden iſt »es ſei nicht Frankreich«, ſo galt dies doppelt und dreifach von St. Denis.

Von Rethel bis Sedan waren noch 6 oder 8 Meilen; ich glaubte ſicher die berühmte Geburtsſtadt Turennes (ihres moderneren, freilich auf Koſten Frankreichs erzielten Ruhmes ganz zu geſchweigen) noch erreichen zu können, mußte mich aber eines andern überzeugen, als es plötzlich hieß: »Station Mohon; Alles ausſteigen!« Flüchtige Erkundigungen ließen mich erfahren, daß die nur nothdürftig wiederhergeſtellten Maasbrücken die größte Vorſicht erheiſchten, vor allem aber eine Abend- oder Nachtfahrt nicht geſtatteten. Gut denn, Mohon! Sprich Mõn.

Es mochte 9 Uhr ſein. Ich hielt Umſchau nach einem Bahnhofs-Hôtel, entdeckte aber nichts als einen getheerten Güterſchuppen und ſchloß mich endlich einer Gruppe von Perſonen an, die auf zwei ſeitab

haltende Omnibuſſe zuſchritten. Dieſe ſchienen concurrirende Mächte, die Kutſcher ſchrien, fluchten und fuchtelten, bis endlich der größere der beiden Wagen gefüllt war und davon fuhr. Es verblieben nur noch zwei Perſonen, ein junger Franzos und ich, die wir nun ohne Weiteres in den zweiten Omnibus hineinkrochen. Ich hatte nicht die geringſte Ahnung, wohin es ging. Wo lag Mohon? War es ein Dorf oder eine Stadt? Oder fuhren wir doch noch auf Sedan zu? Dies letztere, nachdem wir ſchon 10 Minuten auf einer Pappel-Chauſſée hinrollten, ſchien mir das Wahrſcheinlichſte.

Ich wollte mich eben mit der Bitte um Aufſchluß an mein vis-à-vis wenden, als dieſer mir mit der freilich auf einem anderen Gebiete liegenden Frage: »vous êtes allemand?« zuvorkam. Ich erwiederte »prussien«, wiewohl ich ſeine gute Abſicht erkannte und im Voraus wußte, daß meine Umwandlung des »Deutſch« in »Preußiſch« gleichbedeutend ſein würde, mit Stillbegräbniß jeder weitern Converſation. Denn die Franzoſen machten, wie ſich alle meine Landsleute ſehr wohl erinnern werden, zwiſchen jenen zwei Wörtern einen ſcharfen Unterſchied, betrachteten nur den »prussien« als einen durch und durch verabſcheuens-

werthen Gegenſtand und transponirten den »Preußen« von Höflichkeitswegen jedesmal in einen »Deutſchen«, wenn jener, aus dem einen oder andern Grunde, ihnen ein flüchtiges Intereſſe, oder Theilnahme oder Nachſicht eingeflößt hatte. Dieſe Sorglichkeit, dieſe feine Unterſcheidung, wo eigentlich nichts zu unterſcheiden war, erinnerte mich immer an die Frau eines mir befreundeten Kreuzzeitungs-Redacteurs, eine heitere Dame, die, wenn ſie bei Tiſch von ihrem Nachbar-Herrn gefragt wurde: »an welcher Zeitung arbeitet Ihr Herr Gemal?« jedesmal antwortete: »an der Neuen Preußiſchen Zeitung«. »An der Kreuz-Zeitung?« fuhr dann der entſetzte Frager auf. »Ja, an der Kreuz-Zeitung; — ich habe mich indeſſen daran gewöhnt, immer erſt die mildere Doſis zu geben.«

Unſer Omnibus rollte weiter; die Pappeln ſchienen kein Ende nehmen zu wollen, endlich ein Thor, eine Brücke, ein Wall, eine Straße; wieder ein Brückenthor; nochmals; und jetzt, als wir eben die dritte Brücke paſſirt hatten, eine zerſtörte Stadt, — wie ein Quadern-Chaos lag es rechts und links; nun wieder Thor und Fluß und Brücke, dann eine Linden-Avenue, ein maleriſcher von vielen hundert Lichtern

erleuchteter Platz, eine Seitenstraße und — der Omnibus hielt.

In dem Hausflur (rechts flackerte ein großes Küchenfeuer) trat mir ein krausköpfiger, behäbiger Herr entgegen, der einen guten Eindruck machte. »Kann ich ein kleines Zimmer haben?« »O, selbst ein großes«; — damit geleitete man mich treppauf und führte mich in ein Zimmer von ganz unverhältnißmäßiger Tiefe, das an seiner Schmalseite zwar nur zwei Fenster hatte, an seinen fensterlosen Längsseiten aber deren sechs hätte haben können.

»Wo bin ich hier?« fragt' ich den Hausknecht, dessen franctireurhafte Allüren mir das Bild »Anatole's von St. Quentin« sofort wieder vor die Seele führten.

»Im Hôtel de Commerce.«

»Und der Name der Stadt?«

»Charleville.«

Ich nickte, als ob ich ihm ausdrücken wollte »ah, dies also ist Charleville, jener herrliche Ort, von dem ich seit Kindesbeinen an gehört habe. Wie bin ich glücklich seine Bekanntschaft zu machen«; — in Wahrheit aber war ich gerade so klug wie zuvor. Das Beste mußte noch kommen.

Kaum war ich allein, so begann ich meine Spezial-

karte aufzuſchlagen, mit deren Studium ich mich, wie mit dem des Coursbuches, immer nur im äußerſten Nothfalle beſchäftige. Nun wurd' es Tag. Da lag Rethel, da Mohon, und hier, keine Drittelmeile nach Norden zu, Charleville, — die Feſtung aber, deren vier Flußarme ich auf ebenſovielen Brücken paſſirt hatte, war das vielgenannte Mezières, das in der Sylveſternacht unter dem Donner und Blitz des wie ein Gewitter an der franzöſiſch-belgiſchen Grenze entlang ziehenden Kameke in ſeinem Kernſtück in Trümmer gelegt worden war. Der Reiſezufall hatte mir hier noch eine Sehenswürdigkeit erſchloſſen, deren Beſichtigung außerhalb meines Programms lag.

Ich war nun inſoweit zufrieden, als ich wußte, wo ich war; aber bei aller Genugthuung, die mir dies Wiſſen einflößte, war ich im Uebrigen wenig beruhigt, wenn ich in dem glänzenden Zimmer Umſchau hielt, das mir die ſplendide Laune des Wirthes angewieſen hatte. War es ſplendide Laune? War es nichts anderes? Dieſer halb lichtloſe Saalbau, in dem geſpielt und getanzt, in dem aber auch gefoltert und hingerichtet ſein konnte (nicht nur das Haupt Maria Stuarts fiel in einem Zimmer), fing an, je mehr ich in ſeine Geheimniſſe eindrang, mir immer unheimlich räthſel-

voller zu werden. An beiden Längsseiten hin befanden sich Tapetenthüren, die in kleine hakenreiche Nischen und Recesse führten, hölzerne Haken, eiserne Haken, die vielleicht zum Aufhängen von Pelzen und Mänteln, jedenfalls aber zum Aufhängen gedient hatten. Diese Nischen hatten noch wieder allerlei Verschläge, Bretterschirme, deren Bestimmung kaum geahnt werden konnte, während nach oben zu, schornsteinartig, mannsbreite Canäle aufstiegen, die vielleicht unter dem Dach, vielleicht erst jenseits desselben mündeten. So viel mußte auch für die vertrauensseligste Anschauung bestehen bleiben, daß das Unheil hier aus wenigstens zwölf Löchern und Canälen über den harmlosen Wanderer hereinbrechen konnte. Die einzige Beruhigung gewährte das gute Gesicht des Wirthes, der mich empfangen hatte, aber, traurig zu sagen, nichts ist trügerischer als das Menschenantlitz.

Ich traf also, nach dem Spruche: besser bewahrt als beklagt, meine Vorsichtsmaßregeln, schob die Fauteuils vor die Tapetenthüren, packte Rohrstühle in so künstlicher Balancirung auf eben diese Fauteuils, daß sie, bei der geringsten Berührung mit Gekrach in die Stube stürzen mußten, legte die bekannte Ledertasche in Kleinschinken-Format handrecht auf den Nachttisch

und überließ nunmehr, nachdem ich auf dieſe Weiſe in eminentem Grade »das Meine gethan«, alles andere der vorgeſchriebenen hiſtoriſchen Entwickelung.

Sie blieb aus. Ich trug lächelnd und beſchämt am andern Morgen die kunſtvoll errichteten Bauten, die zwiſchen Barrikade und Selbſtſchuß glücklich vermittelten, wieder ab, fragte unten »nach der Schuldigkeit«, die ſich (St. Denis und Amiens lagen hinter mir) auf ein Minimum belief und ſchritt zu Fuß auf Mohon zu, um von dort aus meine Tags zuvor unterbrochene Fahrt nach Sedan zu Ende zu führen.

Bis Sedan.

Ich finde ſie ſo übel nicht,
Sie haben die Naſe im Geſicht
Und Mund und Ohr und Augen, —
Warum ſollten ſie nicht taugen?

* * *

Der Euch das ſagte,
War ſicher ein Franzos, die lügen
Im Mutterleibe ſchon.
»Ach, liebe Kolbin,
Iſt's wirklich denn ſo arg, wie Ihr es macht?«

Paul Heyſe (Eliſabeth Charlotte).

Es war wohl dreiviertel Stunde Wegs, was ich in brennender Morgenſonne zurückzulegen hatte; aber es verlohnte ſich der kleinen Strapatze. Alles was am Abend vorher nur flüchtig und ſchattenhaft an mir vorübergeflogen war, das ſprach jetzt klar und deutlich zu mir, zum Theil, als ich wieder die Innerſtadt von Mezières erreicht hatte, in einer furchtbaren Klarheit.

Unter den vielen Bombardements, die dieſer Krieg mit ſich führte, war das von Mezières vielleicht das grauſig poetiſchſte. Zwei Tage vor heilig Abend hatte die Einſchließung begonnen, am Sylveſtertage begann unſere Artillerie ihr Werk. Schon nach dem fünften

Schuß brach Feuer aus, die Vertheidigung aber, hier wie überall, war entschlossen ein Aeußerstes abzuwarten. Dies Aeußerste kam rascher, als man denken mochte. Ein Augenzeuge schreibt: »Gegen Abend schien die Beschießung nachlassen zu wollen. Wir lagen im Freien, die Erde mit Schnee, die Maas mit Eis überdeckt; über uns funkelten die Sterne. Aber das Schweigen unserer Batterien war nur ein Ausruhen, ein Verschnaufen; mit dem Schlage 12 blitzte, krachte und zischte es ringsum, als habe die Hölle all ihre Schrecken losgelassen. So trat Mezières ins neue Jahr. Am andern Morgen kapitulirte es. Zwei- bis dreitausend Mann zogen kriegsgefangen und — betrunken an uns vorüber. Sie werden in der bittern Kälte bald nüchtern geworden sein. In der Stadt selbst sah es furchtbar aus; einzelne Theile ein Trümmerhaufen. Ueberall blickten verstörte Frauengesichter ängstlich auf unsere einziehenden Truppen.«

Diese Aengstlichkeit, wie in allen Städten, die unsern 24pfündern zum Opfer fielen, war einem ganz besondern Groll gewichen. Zwei Häuser-Quarrées, gerade zu Füßen des Kirchberges, lagen auch jetzt noch in Trümmern und eben erst begann man in diesem Chaos, das zum Theil höchst malerisch wirkte, aufzu-

räumen. Dies Maleriſche reizte mich und ſchon blätterte ich in meinem Notizbuch, um mit Hülfe einiger Linien und Worte die frappanteſten Situationen feſtzuhalten, als die Mienen der mich Umſtehenden mir keinen Zweifel darüber ließen, daß es gerathen ſein möchte, meinem Skizzirungshange an dieſer Stelle nicht nachzugeben. Ich ſuchte alſo raſch noch mit dem Auge umher, wie um mitzunehmen, was in der Eil' noch mitzunehmen war und ſchritt dann raſch über die Maasbrücken hin, im Ganzen vier, bis ich jenſeit der letzten Brücke in die Pappel-Chauſſée vom Abend vorher einbog. Zu einem Aerger über die übelwollenden Blicke, die mich inmitten der Stadt von der Zerſtörungsſtätte weggeſcheucht hatten, hatt' ich es nicht bringen können. Im Grunde haben die Leute Recht. Es liegt etwas Beleidigendes darin, ſich das Unglück anderer Menſchen mit bloßen Neugiersaugen anzuſehen. Iſt aber dies Neugiersauge zugleich das Auge eines Feindes, ſo wird der Affront nahezu unertragbar.

Die Weiterfahrt verzögerte ſich; erſt gegen Mittag trafen wir in Sedan ein. Mit ganz eigenthümlichem Gefühl (der Zug paſſirte Donchery) hatte ich das Auge über die Felder und Höhen hingleiten laſſen,

auf denen ſich das Schickſal des zweiten Kaiſerreichs entſchied.

Ich fand ein Unterkommen im Hôtel de l'Europe. Der erſte Eindruck war kein günſtiger, denn es wehten Gardinen an Bett und Fenſter, anderer Dinge zu geſchweigen, die ſtark an den »Schwan« zu St. Quentin erinnerten; aber ich ſollte mich im Lauf der nächſten Tage überzeugen, daß hier, was doch immer die Hauptſache bleibt, eine makelloſe Seele in einem zu bemängelnden Körper wohnte und daß das Hôtel den hohen Ruf, den es hatte, auch verdiente. Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, daß jene makelloſe Seele die Küche war. Sie repräſentirte ein reines Feuer.

Ich war zwei Treppen hoch untergebracht worden und hatte einen prächtigen Blick die Straße hinauf und hinunter. Die Sonne ſchien und gab dem ziemlich rußigen und mittelalterlich-engen Neſt, als welches man das Kernſtück der Stadt ohne Zweifel bezeichnen darf, eine Heiterkeit, die ſonſt wohl das letzte iſt, das man dieſer alten Maasfeſtung nachrühmen kann. Wie um dieſen Eindruck zu ſteigern, kamen eben jetzt, in hellem Waffenblitz, die große Muſik vorauf, einzelne ſächſiſche Kolonnen die Straße herauf, zwei Bataillone vom 107. Regiment,

Leipziger Kinder, die ſich bei Brie am 2. Dezember mit hervorragender Bravour geſchlagen hatten und im Bewußtſein davon, feſt und leicht zugleich, aus der Straße auf die Place Turenne debouchirten. Sie wirkten wie eine Elite-Truppe; kleine, ſchmächtige Leute, aber ein Zug in allen, der einem das »innen lebt die ſchaffende Gewalt« in jedem Blick und jeder Bewegung fühlbar machte. Ein gewiſſes »Füſilier-Element« kleidet nun mal jeder Truppe am beſten. Da ich perſönlich meine Laufbahn als Grenadier begonnen und beſchloſſen habe, ſo werd' ich nicht in Verdacht kommen, noch nachträglich pro domo zu ſprechen.

Es war mittlerweile 3 Uhr geworden, jene geſegnete Stunde, wo, wenn man in den Speiſeſaal hinabſteigt, das große Dejeuner bereits vorüber iſt und das Diner noch nicht begonnen hat. Man darf im Allgemeinen ſicher ſein, in dieſer Interregnumszeit, von größerer Ungenirtheit ganz abgeſehen, am beſten bedient zu werden und die beſte Geſellſchaft zu finden. Wenigſtens war es mir an meinem erſten Sedantage ſo glücklich vorbehalten.

Ich nahm Platz an einer großen Längstafel, in reſpektvoller Entfernung von drei, ich weiß nicht, ob

auf einer Dienſt- oder einer Urlaubsreiſe begriffenen Offizieren, deren einer, wie das Geflecht von Silber und Gold inkluſive Stern mich unſchwer erkennen ließ, bereits bis zur Staffel der Generallieutenants emporgeſtiegen war. Alſo Excellenz.

Alles Hochgeſtellte iſt entweder ſehr freundlich oder ſehr unfreundlich; einem indifferenten Mittelkurs begegnet man ſelten bei ihnen. So war es auch hier. Glücklicherweiſe lag die Ausgeſprochenheit nach der guten Seite hin. Es war eine affable Excellenz, ich glaube, ein guter Frühſtücker, etwas großängig, etwas kongeſtionsſüchtig, vor allem von heiterem, humoriſtiſchem Gepräge. Ride si sapis. Keiner von den Steifen, die ſich beſtändig die Frage nach der Paßlichkeit vorlegen. Was eine humoriſtiſche Excellenz thut, paßt immer.

Er war im lebhaften Geſpräch mit ſeinen beiden Kameraden, unterließ aber nicht durch freundliche, zu mir herübergeſandte Blicke auszudrücken, daß ihn meine Einſamkeit dauere und daß er nur auf eine günſtige Gelegenheit warte, die 4 Stuhl breit zwiſchen uns gähnende Kluft durch ein bon mot zu überbrücken. Wenn ſolche Gelegenheit geſucht wird (nur zu ſelten geſchieht es), ſo findet ſie ſich immer, und ſchon der

zweite oder dritte Gang hatte die Annäherung im Geleite. Es wurden, etwa in Form ſogenannter Croquets und auch wirklich an Stelle derſelben, gebackene Boudins, oder, in minder eleganter Ausdrucksweiſe, »geröſtete Blutwurſtſtücke« präſentirt, die etwa ausſahen, wie rothe Rüben, die drei Tage lang auf dem Felde gelegen haben und ſchwarz geworden ſind. Ich dankte natürlich. Da rief die an der Gourmandgrenze wandelnde Excellenz freundlich zu mir herüber: »Davon nehmen Sie nur; das iſt das Beſte.« Ich verbeugte mich, das Eis war gebrochen und erwiederte in gleichem Tone: »Auf Ihre Verantwortung, Excellenz.«

»Die übernehm' ich.«

Er hatte Recht; es war delikat So geriethen wir in feine kulinariſche Fragen hinein, innerhalb deren ich mich mit Hülfe früher aufgepickter Küchenweisheits-Broſamen mit leidlicher Sicherheit bewegte. Auch in dieſen Fragen ſpielt das »ſo Du Dir nur ſelbſt vertrauſt« eine hervorragende Rolle.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Küchenfrage uns auf Frankreich hinüberlenkte und auf den oft aufgeſtellten und oft beſtrittenen Satz, daß es eigentlich nur eine Küche gäbe: die franzöſiſche. Von der franzöſiſchen Küche war bis zur ganzen franzöſiſchen Wirth-

ſchaft natürlich nur ein Schritt, und ſo ſaßen wir unverſehens in politiſch-völkerpſychologiſchen Betrachtungen drin, die vielleicht mehr das Staunen als die Zuſtimmung unſeres Profeſſor Lazarus, der wiſſenſchaftlichen Autorität auf dieſem Gebiet, erregt haben würden. Wie immer dem ſei, Excellenz und ich waren in allem einig, woran nicht blos der Champagnerkübel Schuld war, der eben zum dritten Male ſeinen Inſaſſen wechſelte. »Wiſſen Sie, hob er an, während einer der Adjutanten die Honneurs machte, dieſe H.... F..... von Franzoſen ſind plapprig, aufſchneideriſch, mit dem Munde vorweg und ſchlechte Politiker; aber nichts iſt ridikülер, als ihnen das Leben abſprechen zu wollen. Sie ſind tapfer, haben ſich auch diesmal wieder ſuperb geſchlagen, ſind klug, findig, intelligent. Man begegnet zahlloſen ſtarken und kerngeſunden Leuten; es ſollte ſchwer werden, nachzuweiſen, daß ſie phyſiſch heruntergekommen ſind. Sie ſind lüderlich, wenigſtens die Männer, das iſt wahr, aber das waren ſie immer; ſie waren es unter Franz I. (dieſer ſelbſt gab ein vorzügliches Beiſpiel) und ſie waren es in den Tagen der Regence. Unter dem tugendhaften Robespierre, unter dem Parapluie- und Bürgerkönig, unter der ſchönen Eugenie, ja muth-

maßlich auch unter Pipin dem Kleinen, der jetzt in Verſailles reſidirt, — es war und blieb immer dieſelbe Geſchichte, und wer mag ſchließlich behaupten wollen, daß es jetzt kläglicher um die Sitte und die Lebenskraft der Nation ſtände, als zu den Tagen der Pompadour. De Failly war nicht ſchlechter als Soubiſe.«

Ich nickte. Es war mir alles wie aus der Seele geſprochen.

»Und nun gar die Frauen« — fuhr er fort und die großen Augen wurden noch größer — dieſe franzöſiſchen Frauen, ſage ich Ihnen, ſind ganz und gar nicht herunter, weder phyſiſch, noch moraliſch. So viel ich ihrer geſehen habe, mit verſchwindenden Ausnahmen, haben ſie mir imponirt. Kokett! Was heißt kokett? Sie haben jenen pikanten, blitzenden Zug, der im Grunde weiter nichts iſt, als inneres Leben, Geiſt, Flamme und jene Freudigkeit am Schönen, die erſt dem Leben ſeine Blüthe giebt; ein Gruß, ein Kompliment bedeutet ihnen noch etwas, das iſt ein Vorzug; ſie bewegen ſich gern in der Welt des Heiteren und Gefälligen, aber nebenher verſtehen ſie ſehr wohl den Ernſt des Lebens, ſind fleißig, ſparſam, kirchlich und von guter Sitte. Wer nicht blos die Oberfläche fran-

zösischen Lebens kennen gelernt hat, wer in die Lage gekommen ist, in Schlössern und Herrenhäusern zu leben, an den Tafeln der Maires zu essen, mit Patriziatsfamilien zu plaudern, Einblick zu gewinnen in ihr soziales und häusliches Leben, der wird nicht umhin können, mit Hochachtung von dieser Gesellschaftsschicht zu sprechen und in dem Ton, der in solchen Kreisen herrscht, immer noch ein Vorbild wahrhaft feiner Sitte zu erkennen. In all dem nur Komödie sehen zu wollen, ist Thorheit. Zuletzt ist freilich alles Komödie, das Leben selbst. Enfin: sie haben ihre nationalen Fehler, aber — wer hätte sie nicht?«

Unter solchem Geplauder war die Dinerstunde nah' herangekommen und wir räumten das Feld. Ich durchwanderte einige Straßen, gab Empfehlungsbriefe ab, erkletterte ein paar Wälle, die mir, mehr noch als es schon die Eisenbahnfahrt gethan hatte, einen vorläufigen Ueberblick über den bergumfaßten Schlachtengrund und die Schleifen und Windungen der Maas gestatteten und kehrte dann bei Sonnenuntergang in das Innere der Stadt zurück, erst, um dem Turenne-Platz, dann um dem nahe gelegenen Café des Glaces (das für Sedan etwa dasselbe bedeutete wie das Café de l'Industrie für St. Denis) meinen Besuch zu machen.

Auf dem Turenne-Platz ſteht der große Sohn der Stadt in Erz; das Poſtament trägt einfach die Worte: »A Turenne«. So paſſend nun dieſe kurzgefaßte Inſchrift iſt, ſo wenig paſſend iſt das Bildniß ſelbſt. Turenne war alles andere eher, als ein ſchöner oder heldenhaft ausſehender Mann; er theilte das Schickſal ſo vieler durch Genie oder Tapferkeit ausgezeichneten Generale (Tilly, Prinz Eugen, Zieten, Laudon, Nelſon), klein und häßlich zu ſein. Aber ſo tief in die Wirklichkeit brauchte der Bildhauer, und wenn er auch der realiſtiſchſten Schule angehörte, nicht hinabzuſteigen. Neben dieſem Turenne kann ſich ſelbſt unſer Beuth behaupten, womit ein Aeußerſtes ausgeſprochen iſt. Nichts Heldiſches; ein pliuſiges, altes Weibergeſicht, über deſſen Backe, weil die Patina noch nicht regenfeſt geworden iſt, allerhand hell- und dunkelgrüne Thränen laufen. Die Aeußerlichkeiten: hofmänniſches Kleid, geſtickter Fallkragen, weite herabgeſunkene Reiterſtiefel, verrathen eine ausgebildete Technik, welche letztre aber die Fehler nicht zu balanciren und das Ganze nicht zu retten vermag.

Im Café des Glaces las ich, ſchwatzt' ich und »ſah dem Spiel der Bälle zu«. Die Stunden vergingen und 10 Uhr war vorüber, als ich die Rue

Napoléon noch einmal hinunterſchritt. Ich hatte nach bekannter Melodie, aber ohne alle Berechtigung dazu,

Rechter Hand, linker Hand
Alles vertauſcht

und war ſtatt rechts hinunter in mein Hôtel, links hinunter an die Maasbrücke gerathen, zwiſchen deren ſteinernen Pfeilern der hier doppelarmig über ein Wehr fallende Fluß unter toſender, immer erneuter Strudel- und Trichterbildung ſich hindurchpreßte. Ein Jeder hat die Zauber ſolchen Moments und den räthſelvollen Zug in die Tiefe an ſich ſelber erfahren. In das ungeheure Gebrauſe hinein citirte ich aus Platen in leiſer Verſion:

Der Mühlſtrom rauſchet durch felſigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten mit Macht
In der Nacht, in der Nacht,
Und es wallte nicht eine zurücke.

Der Wogen keine; ich ſelber aber, an dem im Mondſchein beinah ſpukhaft daſtehenden Turenne vorbei, fand mich endlich in mein ſtillgewordenes, auf Treppen und Korridoren nur noch von zwei, drei Lichtern erhelltes Hôtel zurück.

Bazeilles.

»Der Löw' iſt los.«

* * *

Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.

Den nächſten Tag begann ich mit einer Frühpromenade nach dem nahegelegenen, vielgenannten Bazeilles. Die Entfernung mag kaum eine halbe Meile betragen. Balan, halben Wegs, iſt eine Art Faubourg von Sedan, und Bazeilles wiederum, gleichmäßig an Fluß, Eiſenbahn und Chauſſée gelegen (eine Lage, die ihm eine beſondere Wichtigkeit giebt), mag ebenſo ſeinerſeits als ein vorgeſchobener Poſten von Balan gelten.

Hier war es, wo am 1. September der bairiſche Löwe ſeine Tatze einſchlug, ſo furchtbar, daß noch jetzt alle Kinderſtuben Frankreichs von den Schauergeſchichten jenes Tages widerhallen. Der blutige Ernſt, in dem jene Aktion in Scene ging (Krieg iſt kein Kinderſpiel), iſt eine von Niemand beſtrittene Thatſache; andererſeits ſind die daran angeknüpften Ammenmärchen längſt als tendenziöſes Lügengewebe erwieſen worden. Freilich ohne

Erfolg. Nicht immer, im Widerſpruch mit dem Sprüchwort, holt die Wahrheit die Lüge ein. Die Baiern, als ſie alle Bemühungen ſcheitern ſahen, den einfachen Thatbeſtand zur Geltung zu bringen, acceptirten ſchließlich die ihnen zugewieſene Gruſelmacher-Rolle und machten (humoriſtiſch angelegt wie ſie ſind) das Beſte daraus. Geſunde Naturen werden immer in ähnlicher Weiſe verfahren. Als vor vier, fünf Jahren — um nur ein Beiſpiel zu geben — eine kurländiſche Dame der Frechheit einer Berliner Schimmel-Droſchke zum Opfer fiel, oder vielleicht nur gefallen ſein ſollte, und in Folge davon jede Berlinerin, eh' ſie einſtieg, erſt zu controliren begann »Schimmel oder nicht«, konnte es zuletzt nicht ausbleiben, daß alle humoriſtiſch angelegten Schimmeldroſchken-Kutſcher an derartig recherchirende Damen mit dem Schreckensworte herantraten: »det is er, Madamken!« Ganz ſo verfuhren die Baiern; ſie gefielen ſich ſchließlich darin, den Oger, den Menſchenfreſſer zu ſpielen. Zahlloſe Anekdoten berichten darüber. Ein kleiner Embonpoint-Capitain mit Birnen-Naſe und dickem flachsgelben Schnurrbart trat nie anders ins Quartier als unter Aufführung folgender Scene. Er ließ die Dame des Hauſes rufen. Dieſe erſchien in

Schwarz. Madame, so begann er, recevez mes ordres pour demain matin. 8 heures café; pour dejeuner un enfant rôti. Nun Thränen und Geschrei. Der Kleine aber trat dann in infernaler Gemüthlichkeit an die Dame heran, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: »ne pleurez pas, ce sont les traditions de ma famille.« Es läßt sich vielleicht manches dagegen sagen; aber jedes Zuviel wird immer wieder solchen Rückschlag erzeugen.

Der Tag von Bazeilles hat sein Blatt in den Märchen, aber freilich auch in der Geschichte des Landes. Und welch ein Blatt! Der rothgefärbtesten eines. Ich habe keine Stätte gesehn (Bitsch, Straßburg, Mezières mit einbegriffen), wo der Schrecken des Krieges so laut gepredigt hätte.

Das Dorf hat an seinem Ein- und Ausgange eine Parkanlage, in deren jeder, etwa hundert oder zweihundert Schritt von der Straße entfernt, ein chateau-artiger Bau gelegen ist; — diese Herrenhäuser, so weit ich von den Parkgittern aus sehen konnte, hatten wenig oder gar nicht gelitten. Mit Ausnahme dieser zwei Chateaus aber war alles ein ungeheurer Ruinenhaufen. Bazeilles ist nicht partiell zerstört, sondern total. Die Flamme, um jenes ge-

flügelte Wort zu citiren, hat hier nicht »moderat verwüſchtet«, ſondern »ordonnanzmäßig devaſchtirt«. Ich zählte gegen 80 in Trümmern liegende Häuſer, nicht Hütten, nicht Lehmkathen, ſondern zweiſtöckige Quaderbauten, aus jenem Sandſtein aufgeführt, der überall in Lothringen und an der belgiſchen Grenze hin als Baumaterial dient. Erſt ein einziges Haus, ein Gaſthaus, war wieder aufgerichtet; es trug die Inſchrift: »Aux Ruines de Bazeilles«. Aecht franzöſiſch; Haß, Vaterlandsliebe und Erwerbsgeſchicklichkeit reichen ſich hier glücklich die Hand.

Der Anblick dieſer Auberge mochte ein Lächeln wecken, nicht ſo der Anblick eines hohen, mächtigen Fabrikſchornſteins, der, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges fertig geworden, Granatenhagel und Feuersbrunſt gleichmäßig überdauert hatte und unverſehrt inmitten dieſes Chaos aufragte. Er trug in Mittelhöhe, in weißer Steinmoſaik, die Jahreszahl 1870.

Dieſe Zahl, ſie ſollte einfach angeben, wann dieſe hohe, im Dienſt des Friedens ſtehende Säule, eine ächte Friedenscolonne, errichtet worden ſei, nun ſtand ſie da, und wird daſtehn, als ein Erinnerungsmonument an den 1. September 1870.

Ein Ritt.

Scharf blies der Oſt; noch flaggte bunt
Des Mantels weiter Schooß, —
Jetzt aber ging er in die Welt,
Die Knöpfe ließen los.
Die Hunde bellten Dorf um Dorf,
Die Kinder lärmten mit,
Und alles ſchrie: »das nenn ich brav,
Das nenn ich einen Ritt!«

William Cowper (John Gilpin).

Können Sie reiten?

Nein, Herr Oberſt.

Deſto beſſer, ſo werden Sie nicht ſtallmeiſtern. Alſo auf Wiederſehn, 4 Uhr.

So ſchieden wir nach eingenommenem Dejeuner. Der Oberſt (dieſer kurze Vermerk möge genügen) war eine Sedan-Autorität; Briefe, von Amiens her, hatten mich an ihn empfohlen.

Vier Uhr kam. Ich war zur Stelle. Auf dem rumpligen bergan ſteigenden Citadellhofe harrten unſrer drei Pferde. Der Oberſt warf ſich in den Sattel. »Nehmen Sie den Falben«, rief er mir zu, »er geht wie ein Lamm. Nein, nehmen Sie doch lieber den

Fuchs«. Dieſes »Nein« ſei dreimal geſegnet, denn als im nächſten Augenblick ein junger ſächſiſcher Offizier (der dritte von der Partie) den Falben unter ſich hatte, bäumte dieſer auf und tanzte auf den Hinterbeinen umher, wie irgend ein »Soliman« im Circus. Da ich nun alles bin, nur kein Renz, ſo weiß ich nicht, wie ich über dieſen Anfang hingekommen wäre. Er hätte wahrſcheinlich auch das Ende in ſeinem Schooße geborgen.

Mit meinem Fuchs ließ ſich reden, was ich buchſtäblich in ausgiebigſter Weiſe that. Ich glaubte es damals noch durch Schmeichelworte zwingen zu können. Die beiden Herren nahmen mich in ihre Mitte; ein Ulan folgte; ſo ging es aus dem Citadellhofe hinaus, einen ſchmalen, wenig betretenen Pfad entlang, der nach rechts hin eine ziemlich ſteile Berglehne, nach links hin ein ſteil abfallendes Thal hatte. Drunten die Maas. Das landſchaftliche Bild — am Horizont hin der Waldkranz der Ardennen — war entzückend; ich konnte mich der Freude darüber aber nur ſehr unvollkommen hingeben, da die Unterredungen mit meinem Fuchs, der voll unbegreiflicher Neugier durchaus in die Tiefe links hinabſehen wollte, bereits anfingen, einen immer dringlicheren Charakter anzunehmen. Den Oberſten

hab' ich in Verdacht, daß er dieſen intimen Privatgeſprächen, die ſich in den allgemeinen Gang der Unterhaltung einmiſchten, mit wachſender Befriedigung lauſchte. Im Uebrigen hielt ich mich tapfer genug; noch hatt' ich Aug und Ohr für das große Allgemeine, noch lag der Verzweiflungsgriff in die Mähne im dunklen Schooß der Zukunft, noch war mir das Schlachtfeld kein leerer Wahn.

An einer hohen Stelle hielten wir ein paar Minuten; Floing lag unter uns; drüben, in halber Höhe des jenſeit anſteigenden Bergkranzes, blitzten die weißen Häuſer von St. Menges; das Schlachtfeld unſeres linken Flügels, das Aktionsfeld des 11. und 5. Corps, breitete ſich vor uns aus.

Ich ſuchte mir das Bild einzuprägen. So vom Sattel herab, die Karte in der Hand, — ein Strategentraum flog über meine Seele. Der Fuchs aber dachte: laß ihn; es wird ſich finden.

Ein unter Spezialkarten großgezogener Generalſtäbler, der ſich mit Hülfe genaueſter Pläne ein Schlachtfeld ſo ſicher aufbaut, wie ein Muſiker, wenn er die Partitur lieſt, die ganze Oper auf ſich hereinbrauſen fühlt, ein ſolcher Generalſtabsoffizier, ſag ich,

mag, wenn er daheim von Sedan las, dieſe für alle Zeit berühmt gewordene Lokalität klar und plaſtiſch und richtig vor ſeiner Seele gehabt haben. Der gewöhnliche Sterbliche aber, der, im Weſentlichen auf ſeinen Zeitungsbericht und ſeinen Stielerſchen Atlas angewieſen (nur wenige erheben ſich bis zu Reymann, der übrigens auch nicht hilft), den 1. September zu begreifen getrachtet hat, wird ſich, gleich mir, von der Lokalität von Sedan höchſt wahrſcheinlich eine ziemlich irrthümliche Vorſtellung gemacht haben.

Wie war dieſe Vorſtellung? Wenn es geſtattet iſt, auf einen neuerdings, namentlich bei Baulichkeitsbeſchreibungen vielfach gebrauchten Vergleich zurückzukommen, ſo erſchien mir, eh ich ſie kannte, die Geſammtlokalität von Sedan einfach in Geſtalt einer Tortenform, in deren Mitte, in und bei der Stadt, die Franzoſen ſtanden, während die Deutſchen auf dem Rande dieſer Form erſchienen. Dieſe begannen nun von allen Seiten her auf den unten in Maſſen ſtehenden Feind ein concentriſches Feuer zu richten, dem ſich dieſer, als auch die Feſtung ſelbſt keinen Schutz mehr gegen enorme Verluſte gewährte, nur durch Waffenſtreckung entziehen konnte. So wurden 130,000 Mann gefangen genommen.

Dieſe Vorſtellung, die wohl hunderttauſende mit mir getheilt haben mögen, iſt auch keineswegs absolut unrichtig. Sie iſt nur amendementsbedürftig. Nicht der Hergang, wohl aber die Lokalität war um einiges complicirter.

Um dieſe letztere klar zu machen, muß die Tortenform zum zweiten Male in den Dienſt plaſtiſcher Lokal-Beſchreibung treten. Sehen wir wie? Der mit Küchen-Apparaten und Back-Geräthſchaften auch nur oberflächlich Vertraute, wird wiſſen, daß die Tortenform, ohne an ihrer Simplicität erhebliche Einbuße zu leiden, in allerhand Spielarten, ein Kuchenenthuſiaſt könnte ſagen in allerhand poetiſchen Verſionen vorkommt, unter denen eine ſich dadurch auszeichnet, daß aus dem Mittelpunkte der Vertiefung eine Art Bergkegel auftaucht, der nach phantaſtiſcher Klempner-Laune mal dicker, mal dünner, mal zugeſpitzt, mal plateauartig, mal in einfacher Rundung, mal in ſenkrecht geſtellten Wellenlinien in die Erſcheinung tritt. Hier haben wir die Sedan-Lokalität wie ſie leibt und lebt. Auf dieſem aus dem Mittelpunkte der Vertiefung auftauchenden, alle jene Formationen grotesk in ſich vereinigenden Bergkegel, an deſſen Fuße Sedan ſelbſt gelegen iſt, ſtanden die Franzoſen, die gegen

den weitgespannten Tortenrand hin, ja bis auf diesen hinauf, einzelne Divisionen vorgeschoben hatten. Als diese vorgeschobenen Divisionen an vier Stellen,

bei Lamécourt durch die Sachsen,
bei Villers Cernay durch die Garden,
bei St. Menges durch das 11. und
bei Fleigneux durch das 5. Corps

zurückgeworfen und die Höhen des äußeren Bogens von unseren Artilleriemassen besetzt worden waren, begann nun zunächst das Feuer, dann der Angriff auf den in der Mitte gelegenen Bergkegel, der jenen vier genannten Außenpunkten entsprechend, ebenso viele Innenpunkte hatte, an deren Festhalten oder Verlust das Schicksal des Tages hing. Unter unausgesetztem Feuer der Batterien drangen die Unseren von der Peripherie gegen das Centrum, oder (um im Bilde zu bleiben) von dem Tortenrande aus gegen die 4 Punkte des Torten-Kegels vor.

Die Sachsen nahmen Lamoncelle-Daigny,
die Garden nahmen Givonne,
das 11. Corps nahm Floing,
das 5. Corps nahm Illy.

Der Kegel war nun unser, wir hatten ihn erstiegen und drängten die Massen des Feindes über

das kleine Plateau weg in die am Südabhange des Kegels gelegene Festung (Sedan) hinein. Hier saß er wie in einer Mausefalle. An Zahl, an Stellung, an Geschützen ihm überlegen, waren wir seiner sicher. Er kapitulirte.

Die Erdfestung in der Mitte des Kessels, die an und für sich eine vorzügliche Defensiv-Position war, war unserer höheren Strategie, der zugleich unsere höheren Zahlen dienten, erlegen.

Dies letztere ist nicht zu übersehen.

Sedan ist die herrlichste Schlacht, die in neuerer Zeit geschlagen worden ist, selbst das Auge eines Laien entzückt sich an der Sicherheit der Bewegungen, an dem poetischen Schwunge der Linien; aber superiore materielle Kräfte mußten doch auch gleichzeitig dem superioren Gedanken zu Diensten sein, sonst scheiterte er trotz alledem. Dies thut der Bewunderung keinen Abbruch. Der große Feldherr, der diese Schlacht im Geiste aufbaute, wußte eben genau, mit welchen Faktoren er rechnen durfte, immer deckte sich bei ihm das Gewollte mit den Mitteln dazu und bei anderen Mitteln würde eben das Gewollte ein ganz anderes gewesen sein. Andere Combinationen würden an die Stelle getreten sein, deren Resultat äußerlich vielleicht

ein minder glänzendes, deren ſtrategiſcher Calcül aber von gleicher Bedeutung geweſen wäre.

Den aus der Mitte der Mulde aufragenden Kegel, die Erdfeſtung, die den Kern der franzöſiſchen Aufſtellung bildete, zu umzirken, war der Zweck unſeres Rittes. Führten wir dieſe Abſicht völlig durch, ſo mußten wir ſämmtliche vier Punkte berühren, um die am 1. September ſo heiß gekämpft worden war: Floing, Illy, Givonne, Daiguy, Lamoncelle; wir beſchrieben indeß, was gleich hier geſagt ſein mag, einen engeren Bogen und ließen das letztgenannte (Lamoncelle) unberührt. Wir durften es. Es war nichts verloren daran. Schon bei Givonne ließ ſich der öſtliche Abhang der Erdfeſtung ſehr wohl überblicken, ſein Charakter erkennen.

Ich kehre nun zu unſerer Kavalkade zurück.

Floing lag hinter uns. Der gleichnamige Bach durchſchäumte es, maleriſche Steinbrücken hielten Verkehr zwiſchen hüben und drüben, halbnackte Kinder (die Nachmittagsſonne brannte heiß) ſpielten am Ufer, nichts mahnte an die heißen Kämpfe, deren Zeuge dieſe am Bach hin gelegene Häuſerreihe geweſen war.

Ich konnte mich aller dieſer Dinge nicht ganz, aber doch in leidlicher Ungetrübtheit freuen, da die Beziehungen zwiſchen mir und meinem Fuchs in den letzten Minuten wieder beſſer geworden waren. Wenn Entgegenkommen ein Verdienſt iſt, ſo darf ich ſagen, es war mein Verdienſt. Zu gleicher Zeit ließ ich es an Vorſicht nicht fehlen. Ich hatte eine allgemeine, mehr aus Erzählungen als aus Erfahrung geſchöpfte Vorſtellung davon, daß drei Dinge die geſchworenen Feinde des in den Sattel gehobenen Nicht-Centauren ſind: das alte Weib, die Vogelſcheuche und der Dorfſpitz. Das war eins. Ich wußte aber auch (und das war mehr), daß die eigentliche Gefahr, die jene drei mit ſich zu führen pflegen, immer erſt dann beginnt, wenn es ihnen glückt, abſolut als Ueberraſchung aufzutreten. Dem ſucht' ich mich zu entziehen, und mit einem wahren »Coup d'œil de l'aigle« beſtändig das Terrain überblickend, ritt' ich in jede Situation in einem gewiſſen geharniſchten Zuſtand ein.

So trabten wir leiſe bergan auf Illy und gleich darauf auf den vielgenannten Wald von Garenne zu, der ſehr ähnlich wie der Swiepwald im Jahre 66, der Schauplatz eines wüthenden Durcheinander, vor allem auch einer Kanonade, die weder Freund noch

Feind*) ſchonte, geweſen war, und ſiehe da, die grade Linie, die ich mit dem Oberſten und dem jungen ſächſiſchen Offizier hielt, ließ eben die eitle Vorſtellung in mir aufſteigen, daß ich vielleicht, weit über mein eigenes beſcheidenes Dafürhalten hinaus, ein kavalleriſtiſches Talent, ein nachgeborner nordwärts verſchlagener Parther ſei, als ich — wahrſcheinlich in dieſem Gefühl zu einer unvorſichtigen Hackenbewegung hingeriſſen — plötzlich die allerjüngſten Ruhmesträume von mir abfallen und den Fuchs in eine ſchärfere Gangart ſich ſetzen fühlte. Unglaublich zu ſagen, »ich nahm die tête.« An Waldlichtungen, an einem zerſchoſſenen Forſthauſe, an einem Wieſenacker, drauf Pferde graſ'ten, ging es in immer gleichmäßig geſteigerter pace vorüber; die flüchtige Hoffnung, daß das laute Wiehern einiger Koppelpferde die Situation ändern, meinem Fuchſe ein freundſchaftliches Halt gebieten würde, mußt' ich in dem Augenblicke der Geburt auch wieder begraben. Im Gegentheil, es wirkte nur wie Feuerſchwamm

*) Ein höherer Offizier erzählte mir: Das Feuer war ſo furchtbar, daß Freund und Feind, in buntem Durcheinander, hinter den dickſten Stämmen Queue machten, um ſich einigermaßen zu ſchützen. Der allgemein-menſchliche Erhaltungsinſtinct ſiegte über den nationalen Antagonismus. — „La Garenne“ (Kaninchengehege oder Kaninchenberg) iſt ein einzelnes Haus, das den nach Norden hin vorgelegenen Waldpartien den Namen gegeben hat.

oder Erbſenblaſe. Mein Cachenez löſte ſich und ging ins Weite, den Hut ſucht' ich durch energiſchen Ruck nach vorn vor einer ähnlichen Kataſtrophe zu bewahren, aber je tiefer ich ihn zog, deſto höher gingen die Beinkleider hinauf. Der rechte Flügel hatte ſchon Kniehöhe. Wohin ſollte das führen? Ich verſuchte durch eine Linksdrehung des Kopfes einen Hülfeblick nach rückwärts zu ſenden; aber ſchon hatten ſich beide Herren in Galopp geſetzt, überholten mich und ſchnitten dem Fuchs die Marſchlinie ab, die er ſo energiſch betreten hatte. In der Rechten des Ulanen wehte das wieder eingefangene Cachenez.

»Sie laſſen ihm zu viel Willen,« rief der Oberſt. »Scharf anfaſſen. Wenn Sie ihm noch 5 Minuten nachgeben, ſo jagt er mit Ihnen bis in den Citadellhof hinein. Er kennt die Stege und Wege. Werfen Sie ihn links 'rum. Wir müſſen wenigſtens bis Givonne.«

Es iſt bekannt, welcher Zauber in einem guten Kommando ſteckt. Außerdem hatt' ich ein klares Einſehen davon, daß hier nicht viel mehr zu ſchädigen war. Was falſche Milde verdorben hatte, konnte falſche Strenge kaum noch ſchlimmer machen. Ich zerrte alſo mit der ganzen Heftigkeit eines gereizten, weil unfähigen Pädagogen, den Fuchs nach links in

eine Seiten-Chauſſee hinein, die uns, in unmittelbarer Nähe von Givonne, an den öſtlichen Abhang dieſer kleinen Erdfeſtung führte. Sie macht an dieſer Stelle den Eindruck völliger Uneinnehmbarkeit: ein tiefer, ſteil abfallender Grund legt ſich vor und ſpottet jeder Annäherung. Die Poſitionen, die hier, namentlich mehr nach Süden zu, von den Sachſen dennoch genommen wurden, müſſen minder natürliche Hinderniſſe geboten haben, als ſpeziell dieſe Stelle, an der wir hielten.

Nun wieder zurück auf die große Straße, die uns mitten über das hier und dort eingeſattelte, nach Süden zu ſich etwas neigende Plateau hin, in etwa viertelſtündigem Ritt auf die Stadt zuführte. Rechts und links in den Einſattlungen waren deutlich die Stellen ſichtbar, wo die Reſervemaſſen der franzöſiſchen Armee, übrigens wie alle anderen einem infernalen Feuer preisgegeben, gelagert hatten. Eh' ich noch in dieſem Wirrwarr von Punkten mich zurechtfinden konnte, ritten wir ſchon in eine der weit vorgeſchobenen Vorſtädte ein.

Die Pferde, die bis dahin getrabt hatten, fielen wie von ſelbſt in Schritt; an einem öffentlichen Brunnen, aus deſſen ſechs Röhren die dünnen Waſſerſtrahlen in ein großes Rundbaſſin fielen, ſtanden ſächſiſche Sol-

daten, einige mit Waſchen und Spülen beſchäftigt. Der Oberſt ſah hinüber, neigte ſich mir verbindlich zu und ſagte dann: Sie ziehen es vielleicht vor, den Ritt durch die Stadt zu vermeiden. Es iſt heute Markttag, die Straßen ſind unruhig ....

Wie mir das klang! Ich hatte ein Gefühl wie Jemand, dem ein Backzahn mit drei Wurzeln ausgezogen werden ſoll und dem der Zahnarzt im letzten Moment erklärt: wir wollen lieber plombiren. »Herr Oberſt«, ſagte ich mit raſch wiedergewonnener Faſſung, »Sie haben in meiner Seele geleſen. Wie ich Ihnen für dieſen Ritt immer zu Dank verpflichtet bleibe, ſo namentlich auch für dieſe Abkürzung.«

Zwei Sachſen nahmen nun unſere Pferde; der junge Offizier und der Ulan ritten auf die Stadt zu. Wir folgten zu Fuß.

Seliges Gefühl.

Aber die Fähigkeit, dieſes Wechſels froh zu werden, war nur noch eine begrenzte. Auch das einzig Fehlende, was mir dieſer Krieg noch ſchuldig war, ich hatt' es jetzt, und zu Kriegsgefangenſchaft und drohender Füſillade geſellte ſich als Drittes und Letztes — die ehrenvolle Narbe.

Beaumont.

Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!

* * *

Die Weſpen und die Bienen,
Sie haben ſich entzweit,
Wie Guelphen und Ghibellinen
Stehen ſie im Streit,
Um Ulme und um Linde,
Wie um Hof und Haus,
Sammeln beide ihr Geſinde
Zum letzten Entſcheidungsſtrauß.

(Die Bienenſchlacht.)

Das Vorſpiel von Sedan war Beaumont, der Ehrentag des IV. Corps. Perſönliche Beziehungen, noch mehr aber die alte Begeiſterung für die 7. und 8. Diviſion vom Swiep- und Sadowa-Walde her, ließen es mir als eine Unerläßlichkeit erſcheinen, auch dem Schlachtfelde vom 30. Auguſt meinen Beſuch zu machen.

Vierundzwanzig Stunden nach meinem berühmten Sedan-Ritte, dem ich geglaubt habe ein ganzes Kapitel widmen zu müſſen, war ich inſoweit wieder hergeſtellt, um, nach Anwendung kleiner Hülfen, zu neuen Zügen übergehen zu können. Selbſtverſtändlich zu Wagen.

Um 4 Uhr hielt der landesübliche Char-à-banc vor meinem Hôtel und wir fuhren über Bazeilles, Douzy, Mouzon, alle drei in den Sedantagen viel genannt, auf Beaumont zu. Mouzon, ein Flecken, iſt halber Weg. Bis hierher, am Abend des 30. Auguſt, ging das IV. Corps, inſonderheit die Brigade Zychlinski, Regimenter 27 und 93, in raſtloſer Verfolgung des Feindes vor und zwang dieſen nördlich der Maas, auf einem Höhenrücken, der hier den Lauf des Fluſſes begleitet, ſeine Stellung zu nehmen. Die Einſchließung der franzöſiſchen Armee zwiſchen der Maas und der belgiſchen Grenze war dadurch eingeleitet, faſt ſchon erzielt.

Unſerm Einſpänner ſein Vesperbrot nicht vorzuenthalten, machten wir in Mouzon eine kurze Raſt. Glückliche halbe Stunde! Alte, einen weiten Platz umſtehende Kaſtanien gingen, nach der einen Seite hin, in eine prächtige Allee über, unter deren Laubendach fort wir bis an den Horizont ſahen, — eine nur handbreite Lichtöffnung, die eben jetzt im Rothgold der Spätnachmittag-Sonne ſchimmerte. Am Platz hin, hüben und drüben, von den Kaſtanien überſchattet, lagen hochaufgeſchichtete Baumſtämme, auf denen, amphitheatraliſch, breitſchultrige Hanſeaten vom 75. Regimente ſaßen und einem Concerte zuhorchten,

das in Front eines großen mehrstöckigen Hôtels die Stabstrompeter vom 11. Ulanen-Regiment gaben. In die vollen Klänge hinein tönte von rechts her das Rauschen der Wassermühle und der schrille, vibrirende Ton der bretterschneidenden Säge.

Bei Mouzon biegt der bis dahin ostwärts laufende Weg nach Süden ab. Felder rechts, Gehölze links, hügelauf, hügelab, so ging es durch das Bois Givaudeau hin, um das noch am späten Nachmittag des 30. so hart gekämpft worden war, auf Beaumont zu; — ich glaube, wir berührten kein Dorf auf der noch über eine Meile langen Strecke. Die Sonne war schon unter, als wir unser Ziel erreichten.

Der Kutscher (ein Ideal), der drei Stunden lang — meine Fragen abgerechnet — kein Wort gesprochen und jenen selig traumhaften Zustand, der bei schönen Fahrten über Land immer über meine Seele kommt, keinen Augenblick unterbrochen hatte, hielt gleich am Eingange des Fleckens (»bourg«) vor einem saubern, weißgetünchten Hause, dessen Wappenzeichen ich vergessen habe. Aus dem Gespräche, das Kutscher und Wirth in einer Art Patois führten, glaubte ich herauszuhören, daß der letztere mich aufnehmen wolle, wenn ich nichts dagegen hätte, mit einem älteren Herrn

das große Staatsbett zu theilen, — eine Situation, die, trotz allem Gallomanenthum, das man mir vorgeworfen hat, doch so wenig Verlockendes für mich hatte, daß ich rasch mit einem »nein« intervenirte. Gleich darauf ersah ich freilich, daß es sich nicht um ein gemeinschaftliches Bett, sondern nur um ein gemeinschaftliches Zimmer gehandelt habe, aber das »nein« war nun 'mal gesprochen und so fuhren wir weiter in das Städtchen hinein, über einen großen, mit einem ganzen Artillerie-Park besetzten Platz hinweg, bis wir vor einer zweiten Auberge, dem »Sanglier d'or«, wenn ich nicht irre, hielten.

Hier war Platz. Die Einrichtung des Hauses hatte etwas sehr Anmuthendes. Unmittelbar vom Schwellstein trat man in einen großen Küchenraum, auf dessen Kaminplatte zwei klafterlange Holzscheite brannten; darüber ein Kessel; im Vordergrunde mächtige Schüreisen, wie in einem Hohofen. Nach links hin, bei offener Thür, sah man in eine Art Putzzimmer, während der hintere Raum der Küche ein im Halbdunkel liegendes, malerisches Durcheinander von Stiegen und Treppenverschlägen, von Tischen und Bänken war. Hier saßen ein paar Blaukittel bei Thonpfeife und Cognac. Ganz Adrian von Ostade.

An dieſer Gruppe vorbei, die ſchmale Stiege hinauf, führte mich die Frau des Hauſes in einen niedrigen, aber ſonſt großen und freundlichen Raum, deſſen einer Holzſcheinel alsbald in eine Waſchtoilette umgeſchaffen wurde. Dies geſchah unter beſonderer Aſſiſtenz Melanies, einer 10jährigen Tochter, die Napf und Glas und Karaffe, alles in Einzelſtücken herbeiholte und von der Mutter beſtändig aufgefordert wurde, mir einige deutſche Sprachkunſtſtücke (ſo durfte man es wohl nennen) vorzumachen. Elle le parle parfaitement bien. Ihre Lehrmeiſter, wie ich gleichzeitig erfuhr, waren Kanoniere vom ſchleswig-holſteinſchen, beziehungsweiſe mecklenburgiſchen Feldartillerie-Regiment geweſen; man mag daraus auf die Reinheit des Accents ſchließen.

Ich fragte nach dem Geiſtlichen, deſſen literariſche Bekanntſchaft ich in einem von ihm herrührenden Buche: »La Bataille de Beaumont« ſchon Tags zuvor gemacht hatte. Madame verſicherte mir, daß Monsieur le Curé ein ſehr freundlicher Herr ſei, »der für die Schlacht bei Beaumont lebe und ſterbe«, und daß er ſich jedenfalls freuen werde, mich zu ſehen.

Auch heute noch? (Es war bereits 9 Uhr.)

Zu jeder Stunde.

Ich brach alſo auf. An den Steinſtufen des Pfarrhauſes traf ich den Curé im Zwiegeſpräch mit einem Ortsangehörigen*); es ſchien ſich um ernſte Dinge zu handeln; ich trat alſo zurück und wartete bis die Unterredung zu Ende war. Nun ſtellte ich mich vor. Er bat mich, mit einzutreten.

Alles war dunkel; wir tappten uns durch einen Corridor hin, wobei ich abwechſelnd dem Klang ſeiner Schritte und dann wieder ſeinem Zuruf folgte. Endlich kam Licht. Wir befanden uns jetzt in einem hohen, graugrün geſtrichenen Zimmer, in dem nichts

*) Während dieſes Zwiegeſprächs, wie auch anderen Tags bei Begegnungen auf dem Felde, wurde dem Curé von Seiten ſeiner Beichtkinder und Gemeindemitglieder mit großem Reſpekt begegnet. Ich muß hieran überhaupt die Bemerkung knüpfen, daß ich einer gewiſſen äußerlichen Hochachtung gegen die Geiſtlichen allerorten, und geradezu ohne Ausnahme, begegnet bin. Es iſt, wenn man es mit dieſem Vergleiche nicht allzu genau nehmen will, etwa wie mit Soldaten und ihrem Hauptmann: ſie raiſonniren, ſie kennen alle ſeine Schwächen und variiren dies Thema in hundert Anekdoten, aber — ſie machen Front. Die Kirchlichkeit der franzöſiſchen Frauen iſt unzweifelhaft, indeſſen auch die Männer, wiewohl ſie entſchieden unkirchlich ſind, haben, ſich ſelber zum Trotz, mit den alten Traditionen nicht völlig brechen können. Sie ſchwanken zwiſchen Hochmuth und Reſpektsbezeugung, zwiſchen frivoler Negation und alten Glaubensreſten beſtändig hin und her, und wer den Haß verfolgt, den beiſpielsweiſe auch wieder die Commune gegen die Geiſtlichkeit an den Tag gelegt hat, wird darin eher eine widerwillige Bewunderung, als eine bequeme Verachtung erkennen. Gerade zu dieſer (wiewohl man es möchte) kann es das Volk nicht bringen.

anderes ſichtbar war als Tiſch und Stuhl und ein Crucifix. Ich verglich unwillkürlich dieſe, alles Schmucks und namentlich auch aller Bequemlichkeit entkleidete Behauſung mit dem Studirzimmer eines märkiſchen Landgeiſtlichen, und der ſo oft kopfſchüttelnd von mir betrachtete Tabackkaſten, das wurmſtichige Real mit Körners »Leyer und Schwert« oder Ernſt Schultzes »Bezauberter Roſe«, ſie erſchienen mir hier plötzlich als die Träger von Comfort, Luxus, Fülle. Nichtsdeſtoweniger muß ich ſagen, daß dieſe an die alte Mönchszelle erinnernde Zimmereinrichtung, der ich, wie hier, ſo auch in anderen Curé-Wohnungen begegnet bin, mich nie als armſelig oder bedrücklich berührt hat. Oft gegentheils. Verſtanden es die Herren (und dies war nicht ſelten der Fall), ihren Garten gleichſam ihrem Zimmer tributair zu machen, alſo beiſpielsweiſe die Spaliergewächſe draußen am Fenſter auch noch mit nach innen wirken zu laſſen, ſo entſtanden Bilder, die mich die Abweſenheit jenes complicirten Bequemlichkeits-Apparats, den wir kaum noch glauben entbehren zu können, geradezu als einen Vorzug, als eine innerliche Befreiung, oft auch als eine geſteigerte Schönheit empfinden ließen.

Wir nahmen einander gegenüber Platz, nachdem

ich ihm den Zweck meines Beſuchs wiederholt, auf ſein Buch hingewieſen und bei dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen hatte, mich ihm als »ſchlachtenbeſchreibenden Spezial-Collegen« vorzuſtellen. Er nahm dies alles ſehr freundlich auf, ging (darin ganz Schriftſteller) ſofort auf die »kleinen Mängel« ſeines Buches über und verwies mich auf die »zweite Auflage«, die bereits vorbereitet werde. Beſonders kränke ihn, daß er bei der erſten Publikation das 4. und 12. Armee-Corps, alſo die Armee-Corps der Provinz und des Königreichs Sachſen, beſtändig verwechſelt habe. Die zweite Auflage indeß habe dieſen Fehler beſeitigt und werde wenigſtens das beſcheidene Verdienſt einer ſorglichen Arbeit für ſich in Anſpruch nehmen dürfen.

So ging das Geſpräch. Seine Geneigtheit, mich anderen Tags auf dem Schlachtfelde umherzuführen, hatte er gleich anfangs ausgeſprochen; — die einzige Schwierigkeit bot nur noch die Feſtſetzung der Stunde. Er hatte nämlich 10 Uhr ein Begräbniß, ſo daß uns für unſeren Schlachtengang nur der Mittag oder die frühe Morgenſtunde blieb. Ich entſchied mich für 6 Uhr früh.

Bei meiner Rückkehr in den Sanglier d'or fand ich das Bild erheblich verändert. Die Scheite brannten

heller, Mama und Melanie ſaßen, gemüſeputzend, am Feuer; im Hintergrunde aber, an dem einen Längstiſch, hatten an Stelle der zwei, drei Blaukittel, mehr als ein halbes Dutzend Soldaten vom 9. Artillerie-Regiment, alſo die muthmaßlichen Sprachlehrer Melanies, in aller Behaglichkeit Platz genommen.

Ich trat an den Kamin, reichte der Kleinen die Hand und ſagte auf deutſch: »Guten Abend, Melanie, wie geht es?« Die Angeredete, wie Kinder thun, zog ſich ſcheu in die Kamin-Ecke zurück, von dem Soldatentiſch her aber klangen die Worte herüber: »Donnerwetter, was is denn das heute für'n Deutſchgerede hier«. Accent, Wort- und Satzbildung waren unverkennbar; — ich trat alſo an den Sprecher heran, der die Bombardierlitze trug, und ſagte, zwei Finger an die Schläfe legend: ich habe wohl die Genugthuung, einen Landsmann von mir begrüßen zu dürfen?

Berliner?

Allemal .....

Mir ſehr angenehm. Wollen Sie nicht Platz nehmen. Prehn zieh' deinen breiten Puckel ein Bischen ein. So, rechts weg.

Ich ſtand ſchon ſperrbeinig über der Bank und wollte mich eben ſetzen, als ich noch raſch die Frage ein-

ſchob: könnten wir nicht vielleicht vorrücken? Blick ins Feuer, Kamin; das Schöne über alles.

Das verſteht ſich; ..... Prehn, anfaſſen! ..... »Das Schöne über Alles«. Wie einem das wohl thut. Hofjäger; ja, wo biſt du Sonne geblieben ..... So, hierher ..... Wiſſen Sie, dieſe Mecklenburger und Holſteiner ſind ausgezeichnete Kerls, aber — man verwildert. Bildung, Bildung.

Wir ſaßen nun; die Flamme flackerte uns entgegen; an Stelle des Weins, der nie für voll angeſehen wurde, ließ ich eine Flaſche Aniſette kommen. Aber das Geplauder wollte nicht recht vorwärts, da ich mir in den Kopf geſetzt hatte, Aufſchlüſſe über die furchtbare Kanonade vor Amanvillers (18. Auguſt) zu erhalten, wo ſich das 9. Feldartillerie-Regiment unter Oberſt v. Puttkamer mit der Garde-Artillerie in die Ehren des Tages theilte. Meine Anſtrengungen ſchlugen fehl; die Antworten blieben einſylbig: »Ja, et was veel Scheeten doa«, »ja de Düvels-Franzoſen wull'n doa jo nich rut«, darüber hinaus kamen wir nicht und es war ganz erſichtlich, daß das Intereſſe für jenen Tag in etwas anderem Näherliegenden untergegangen ſein müſſe. Und ſo war es denn auch. Es hatte vor fünf oder ſechs Tagen in Beaumont ſelber,

und zwar in einer großen Auberge, wo zwei oder drei Billards ſtanden (die Zahl der Billards gab immer den Gradmeſſer für die Bedeutung eines Gaſthauſes ab), ein Kampf zwiſchen franzöſiſchem Civil und preußiſchem Militair ſtattgefunden, der noch ſämmtliche Gemüther mit einer gewiſſen Ausſchließlichkeit beherrſchte. Alles war noch Feuer und Flamme. »Wie kam es denn?« fragte ich. Nun öffneten ſich die Schleuſen plattdütſcher Beredtſamkeit, deren Auslaſſungen ich (in Ueberſetzung) in Nachſtehendem wiederzugeben trachte. »Wir waren nur unſer drei, und wohl an funfzehn Franzoſen. Einer, wenn er einen Ball machen wollte, ſtieß uns immer mit dem Ellbogen oder dem Queue und ſagte dann, ohne ſich umzudrehen, »pardon Monsieur«. Dann lachten die andern. Das war uns zu viel. Wir gaben ihm endlich, als er ſich wieder vorn überbeugte und gerade recht prall ſtand, einen Schlag, daß es klatſchte, und ſagten auch »pardon Monsieur«. Nun ging es los. Sie riſſen die Queues aus den Ständern und drängten uns in die Fenſterecke. Es war eine förmliche Bajonnet-Attacke; wir hatten nichts als ein paar Stühle. Aber da kam Timm Paulſen über den Platz, unſer Fahrer, der ſtärkſte Mann in der ganzen Batterie, den riefen wir und er rief

hinauf: »ick koam all; tövt man en beten; dat verdüvelte Franzoſentüg«. Und gleich darauf war er da, ſchlug mit ſeiner Säbelſcheide immer um ſich, daß die Queues wie Streichhölzer in Stücke brachen; einer aber, der ſich an ihn drängte (»wiel he woll Paulſen nich kennen dehr«), den packte er und warf ihn durch das offene Fenſter auf die Straße. Dies war das Zeichen zum Rückzug; alles floh; wir behaupteten das Feld, und unſer Oberfeuerwerker ſagte: »ſo war's recht; nur nicht lange fackeln.«

So etwa gingen Ton und Inhalt einer hin- und herſpringenden höchſt animirten Unterhaltung, an der Mecklenburg und Schleswig-Holſtein gleichmäßig Theil nahmen, während das bombardierliche Berlin eine gewiſſe vornehme Ruhe bewahrte. Es lächelte nur dann und wann. Aber dies Lächeln konnte doch die Thatſache nicht wegſchaffen, daß der Donner der Kanonade von Amanvillers, der einſt über ganz Europa hinrollte, in dem Queue-Geklapper der »Schlacht am Billard« untergegangen war.

Immer nur das Neue und Nächſte gilt.

Das Treffen bei Beaumont.

(30. Auguſt.)

Sie gruben ſein Grab zwei Fuß tief nur,
Wo das Kreuz gen Oſten ſchaut,
Und ſie deckten ihn zu mit Ginſtergeſtrüpp
Und mit Moos und mit Farrenkraut.

W. Scott.

* * *

Und Wehr und Waffen von ſich werfend
Entſchaart das ganze Heer ſich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken ſinnlos,
Läßt man ſich würgen ohne Widerſtand.

Schiller.

Um 6 Uhr klopft' ich an und (wie billig) »es wurde aufgethan«. Der Curé empfing mich perſönlich; die Haushälterin, eine Hintergrundsfigur, huſchte ein paar Mal vorüber, einige Ordres wurden noch in den dunklen Corridor hineingerufen (ſie klangen wie durchs Sprachrohr gerufene Schiffsbefehle) — dann brachen wir auf.

Sechs Uhr war früh, indeſſen, in Erwägung der Jahreszeit, nicht gerade zu früh. Es konnte Tag ſein. Aber es war nicht. Ein dichter Nebel lag in den Straßen, der, als wir ins Freie traten,

noch zu wachsen schien. Ich meinerseits ließ mich durch diese Ungunst des Wetters nicht stören, um so weniger als ich sicher war, daß in kürzester Zeit die Sonne durchbrechen werde; mein kleiner Curé aber warf unmuthig die Falten seines Roquelaur hin und her und murmelte unverständliche Worte, in Betreff deren ich einige Minuten im Zweifel blieb, ob sie mir oder dem Nebel galten. Diese Unsicherheit dauerte aber nicht lange. Er war ein sehr gütiger Herr, dem nichts ferner lag, als seiner Verstimmung den Charakter des Persönlichen zu geben.

Beaumont liegt in einem Kessel. Aus diesem, nach Süden zu, mußten wir erst heraus, stiegen also bergan. Hier am Abhange lagerte der Nebel besonders schwer, und da es auf zwanzig Schritt Entfernung schlechterdings nichts zu sehen gab, so gaben wir es auf, unsere Augen nutzlos anzustrengen und stiegen lieber, unterhaltungsweise, in die Tage von Beaumont-Sedan zurück. Wir rekapitulirten. Ich gebe den Inhalt.

Die Armee Mac Mahons, am 4. und 6. August vom Kronprinzen von Preußen geschlagen, wurde,

durch den Flug unſerer III. Armee, erſt über die Vogeſen, dann aus einer Stellung auf der Straße nach Paris in die andere gedrängt. Da kam uns in Chalons die Nachricht, daß der Marſchall, die gerade Rückzugslinie verlaſſend, plötzlich nordwärts ziehe. Dieſe überraſchende Kunde hielt einen Tag auf; wie man erzählt, wollte General Moltke nicht glauben, daß der Feind einen ſolchen Fehler machen könne. Aber es war ſo. Aufgefangene Briefe und zuverläſſige Nachrichten gaben alsbald Gewißheit, daß Mac Mahon, durch das ritterliche Gefühl geleitet, Bazaine in Metz zu befreien, wirklich den Entſchluß gefaßt habe, von Norden her zu ihm durchzudringen. Sofort wurde unſererſeits Befehl gegeben, auf der ganzen Linie mit Rechts um dem Marſchall nordwärts zu folgen, bei welcher Bewegung die Armee des Kronprinzen von Preußen, alſo das 5., 6. und 11. Corps, die Baiern und die Württemberger den linken Flügel, die Armee des Kronprinzen von Sachſen, alſo das 4., 12. und Garde-Corps, den rechten Flügel erhielten. Der Plan, die ganze feindliche Armee einzuſchließen und gefangen zu nehmen oder zum Uebertritt auf belgiſches Gebiet zu nöthigen, mochte von dieſem Augenblicke an bei unſerer Heerführung feſtſtehen. Es iſt bekannt,

daß ersteres bei Sedan geschah. Diesem Tage von Sedan ging der Tag von Beaumont als Vorspiel voraus. Ueber diesen das folgende:

Meldungen, namentlich ein aufgefundenes Marschtableau, ließen keinen Zweifel darüber, daß Mac Mahon am 29. August noch diesseits der Maas (also am linken Maasufer) zwischen Beaumont und Le Chêne, eventuell südlich dieser Linie, Stellung genommen habe. Seine Gesammtkräfte mochten sich auf 150,000 Mann belaufen. Es wurde nunmehr unsererseits, durch König Wilhelm selbst, Befehl gegeben, ihn, den Marschall, andern Tags, am 30., in dieser Stellung anzugreifen und zwar derart, daß

die III. Armee (Kronprinz von Preußen) sich gegen Le Chêne,

die Maas-Armee (Kronprinz von Sachsen) sich gegen Beaumont

wenden solle. Die Baiern hatten bei diesem Vormarsche das Centrum, so daß sie den rechten Flügel der III. Armee (der sie zugehörten) und den linken Flügel der Maas-Armee (zu der sie für diesen Tag abgezweigt waren) bildeten.

So viel über die Gesammt-Disposition für den 30.

Nur die Vorgänge bei Beaumont beſchäftigen uns hier.

10 Uhr Vormittags brach die Maas-Armee: 4., 12. und Garde-Corps, von Beauclair-Nouart in vier Colonnen auf:

die 23. Diviſion, rechter Flügel, dirigirte ſich auf Beaulieu,

die 24 Diviſion, rechtes Centrum, auf die Ferme Belle Tour,

die 7. Diviſion, linkes Centrum, ebenfalls auf Belle Tour,

die 8. Diviſion, linker Flügel, auf Beaumont.

Das Garde-Corps verblieb in Reſerve bei Nouart. Der Vormarſch der 4 Diviſionen war inſofern ſchwierig und ſelbſt gefährlich, als demſelben nur eine Chauſſee zur Verfügung ſtand. Die übrigen drei Straßen waren ſchlecht unterhaltene Waldwege. Dazu kam noch, daß das Terrain während des Marſches jede Verbindung in den Colonnen und ſo auch jede gegenſeitige Unterſtützung ausſchloß. Bei größerer Um- und Vorſicht von Seiten des Feindes hätte es dieſem ein Leichtes ſein müſſen, unſerm Vormarſch ſehr erhebliche Schwierigkeiten in den Weg zu ſtellen. Statt deſſen ließ er ſich überraſchen.

Sehen wir inzwiſchen nach dem Feind. Er hatte am 29. noch oder in der Nacht vom 29. auf den 30. ſeine Stellung derart verändert, daß er ſeinen rechten Flügel, überhaupt ſeine Hauptmaſſen näher an die Maas herangezogen, ſeinem linken Flügel aber es überlaſſen hatte, dieſen Abzug zu decken. Dies war bei Beaumont. Hier ſtand das V. Corps, de Failly, drei Diviſionen ſtark. Eine derſelben, die Diviſion Goze, hatte ſüdlich der Stadt ein Lager bezogen; die beiden anderen Diviſionen lagen nördlich, zwiſchen Beaumont und Mouzon.

Etwa um Mittag waren die vier Colonnen der Unſern in nächſter Nähe der vorgeſchobenen feindlichen Diviſionen eingetroffen. Es ſcheint, daß die beiden ſächſiſchen Colonnen, alſo die 23. und 24. Diviſion, nirgends ernſtlich an den Feind kamen und nur überflügelnd an dem Kampfe mitwirkten, der vorwiegend von der 7. und 8. Diviſion geführt wurde. Die Marſchroute dieſer Diviſionen traf direkt auf das Lager. Ein Wald verbarg ihre Annäherung. Als ſie aus dieſem Walde debouchirten, waren ſie bis auf Büchſenſchuß-Entfernung an die vorderſte franzöſiſche Zeltreihe heran. Eine 4pfünder Batterie, die Batterie Wermelskirch der Avantgarde, fuhr auf; gleichzeitig

gingen die vorderſten Bataillone, wahrſcheinlich vom 86. Regiment, mit Hurrah vor. Die Ueberraſchung war total. Einige Abtheilungen, mit rühmlicher Geiſtesgegenwart ſich in die Situation hineinfindend, verſuchten Widerſtand; im Großen und Ganzen aber ergriffen Wirrwarr und Panique die ganze feindliche Diviſion und das Aufrollen der Bataillone begann. Alles floh auf Beaumont zu, aber auch hier war keines Bleibens, da wir vom Plateau aus die Stadt mit unſerer raſch folgenden Artillerie beherrſchten; ſo ging denn die Flucht weiter nordwärts, wo die in Reſerve ſtehenden beiden Diviſionen die Trümmer der vorgeſchobenen Diviſion Goze aufnahmen.

Hier im Norden der Stadt, zumal im Bois de Givaudeau ſetzte ſich der Kampf während der Nachmittagsſtunden fort. Am rechten Flügel aber griffen jetzt ſächſiſche Bataillone, am linken Flügel bairiſche mit ein. Es war kein Halten mehr. Die Regimenter 27 und 93 der Brigade Zychlinski drangen, wie ſchon im vorigen Kapitel hervorgehoben, bis Mouzon vor, nahmen dies und warfen den Feind über die Maas.

Das große Doppel-Reſultat des Tages war:

die Marſchlinie auf Metz war durchſchnitten;

ſtatt deſſen ſtand

die Armee Mac Mahons auf dem ſchmalen Raume zwiſchen der Maas und der belgiſchen Grenze.

So viel über Beaumont.

Wir waren nun auf das Plateau getreten, über das eine Chauſſée führt, dieſelbe Straße, auf der wir plaudernd einherſchritten. Das ganze Terrain hatte große Aehnlichkeit mit unſerer Spandauer-Berg-Parthie. Wo Charlottenburg liegt, liegt Beaumont; nun ſteigt man aufwärts, dann eine viertelmeilenlange Hochfläche, dann wieder ſenkt es ſich; alles hier wie dort; nur wo am jenſeitigen Fuß des Spandauer Berges Chauſſeehaus Ruhleben liegt, hat man ſich, um die Beaumont-Lokalität zu haben, den links rückwärts gelegenen Grunewald bis an dieſe Stelle vorgeſchoben zu denken.

Aber bis zu dieſer jenſeitigen Senkung des Plateaus waren wir noch nicht. Mein geiſtlicher Führer zeigte uns vielmehr erſt die Terrainmulden zu beiden Seiten, wo ſich die hinterſten Zeltreihen des Lagers, wenn ich nicht irre auch die Lagerplätze für die Cavallerie, befunden hatten.

Es mochte jetzt halb ſieben ſein, oder ein wenig mehr; ein Lichtſtrahl zuckte durch den Nebel und verdünnte die Schleier, die an dieſer Stelle lagen. »Es wird!« rief ich und der kleine Curé antwortete mit einer Kopfbewegung, die zwiſchen Nicken und Schütteln glücklich die Mitte hielt. Bald aber ließ er alle Zweifel fallen, denn nach rechts hin lag es nur noch wie ein Hauch über dem Felde und die großen, ganz vor Kurzem erſt mit neuem Erdreich bekleideten Gräber, die das ganze Plateau, wenn auch nicht in bedeutender Zahl, überdecken, wurden ſichtbar*).

Wir waren in den eigentlichen Schlachtſtreifen, da wo vereinzelte Abtheilungen des überraſchten Feindes trotz alledem und alledem ein Wiedergutmachen der begangenen Fehler verſucht hatten, eingetreten. Welche grenzenloſe Verwirrung mußte hier geherrſcht haben! Alle Generale und die Mehrzahl der Stabs-Offiziere befanden ſich in Beaumont beim Frühſtück**);

*) Inmitten dieſer Gräber, hart am Wege rechts, ragte ein Steinkreuz auf mit der Jahreszahl 1797. Ich fragte, was es ſei? „Ein Mord; — ſie haben ihn hier beſtattet.“ Wie das an dieſer Stelle klang! Ich bin kein Freund ſentimentaler Betrachtungen, am allerwenigſten in Kriegszeiten, aber es flog doch wie ein Schatten über meine Seele: ein altes Kainsfeld.

**) De Failly, ebenſo ſämmtliche Diviſions- und Brigade-Generale waren in der Stadt (Beaumont). Von höheren Stabsoffizieren, d. h.

die Artillerie-Pferde (weil das Plateau kein Waſſer hatte) waren bergab zur Tränke getrieben; in den Lagerſtraßen hockten die Soldaten, kochten oder aßen; die aber, die ſchon fertig waren mit ihrer Mahlzeit, wickelten die Cigarette oder ſpielten Domino. In den Offizierszelten wurden Briefe geſchrieben oder die Zinnbüchſen mit Sardines à l'huile (eine beſonders in

---

von Offizieren über den Chef de Bataillon hinaus, waren nur zwei zugegen. Oberſt Béhagle und Oberſt Berthe, jener vom 11., dieſer vom 86. Linien-Regiment. Oberſt Béhagle, als der ältere, übernahm das Commando. Er wurde tödtlich getroffen, Oberſt Berthe ſchwer verwundet. Uebrigens mag gleich hier noch die Bemerkung Platz finden, daß, nachdem der Ueberfall einmal geglückt war, an einen weiteren erfolgreichen Widerſtand der beiden anderen Diviſionen nicht wohl gedacht werden konnte. Von dieſen beiden anderen Diviſionen nämlich beſtand die eine, die 2., die Diviſion de l'Abadie, nur aus einer Brigade (die andere Brigade war in Metz), während die 3. Diviſion, die Diviſion Guyot de Lespart, theils am Tage vorher, in einem Gefecht gegen die Sachſen, ſtark gelitten hatte, theils von dem Ueberfall mitbetroffen wurde. Das erhellt ganz deutlich aus dem ſchon erwähnten Buche, das mein kleiner Curé unter dem Titel „la Bataille de Beaumont; par M. Defourny“ herausgegeben hat. Außer den vier Regimentern der Diviſion Goze (11., 46., 61. und 86. Linien-Regiment) kamen auch das 17. und 68. Linien-Regiment der Diviſion Guyot zur Aktion. Das 68. Regiment ſogar in erſter Reihe. Es ſcheint, daß beide letztgenannte Regimenter, vom Angreifer aus, rechts am Wege ſtanden, alſo den Stoß der 7. Diviſion auszuhalten hatten. Intakt waren, am Nachmittag des Tages, vom ganzen Corps de Failly höchſtens 4 Regimenter, viel zu wenig, um ſich unſerem Vordringen bis an die Maas erfolgreich widerſetzen zu können. Uebrigens war der Ueberfall bei Beaumont wieder einer jener Kämpfe, wo gleichnamige Regimenter von hüben und drüben die Hauptaktion zu beſtehen hatten, nämlich 86er gegen 86er.

Gunſt ſtehende Delikateſſe) geöffnet; — da brach es herein, Granaten und Preußen zugleich. Mancher iſt ſo gefallen, wie dieſer Moment ihn traf. Es war 12 Uhr. Ein furchtbarer Mahlzeitsgruß.

Wir waren nun am andern Ende des Plateaus, da wo die vorderſte Zeltreihe ſtand, angelangt; heller Sonnenſchein; der Nebel hing als Thau am Gras und wir ſahen nach dem Walde, nach dem Bois de Dieulet hinüber, aus dem die Unſeren vorgebrochen waren. Die Ausladungen des Waldes ſind hier derart, daß wir an einigen Stellen bis auf 500 vielleicht bis auf 300 Schritt unbemerkt an den Feind herankonnten, der in unglaublicher Verblendung (denn er mußte wiſſen und wußte wirklich, daß wir ganz in ſeiner Nähe waren) jede Art von Vorpoſten-Aufſtellung unterlaſſen hatte. Einzelne Lagerpoſten ſchritten auf und ab, indeſſen, wie es ſcheint, immer ſo, daß ſie den Wald nicht vor ſich, ſondern in der Flanke hatten. Einige unſerer Ulanen erſchienen auf dem Plateau; ein paar Schüſſe fielen; das hätte mahnen ſollen. Aber, unglaublich zu ſagen, anſtatt im letzten Moment noch etwas wie Vorſicht daraus zu lernen, ſchlug auch dies dahin aus, die ſchon Unvorſichtigen nur noch unvorſichtiger zu machen. Am Plateau-Rand liegen

drei Häuſer: eine Ziegelei (la Tuilerie), ein Forſt- oder Jagdhaus (la belle volée) und ein Aſylhaus (la Maison blanche). Vom Dach eines dieſer Häuſer aus ſah eine Frau die eben jetzt in ſtarken Schwärmen aus dem Walde debouchirenden Preußen. Sie ſtürzte treppab zu einem in ihrem Parterre-Zimmer anweſenden Chef de Bataillon: »Mon Commandant, les Prussiens!« Der Bataillonskommandeur aber ließ ſich nicht ſtören und ſagte nur »des Ulans«. Drei Minuten ſpäter waren ſchon die Preußen in dem Zimmer, in dem der Ueberſichere dieſe Worte ſo ablehnend-ruhig geſprochen hatte.

Mit ungeheurer Rapidität entwickelten ſich nun die Dinge. Das Lager wurde wie weggefegt; alles ging im Marſch-Marſch-Tempo. Der verzweifelte Widerſtand jener mehrerwähnten Trupps, die ſich opferten, konnte hieran nichts ändern. Um $12\frac{1}{2}$ hatten wir das Plateau, um 1 Uhr Beaumont; eh die untergehende Sonne ſich in der Maas ſpiegelte, war das linke Ufer vom Feinde frei, und das große Keſſeltreiben, das den Namen »Tag von Sedan« führt, war eingeleitet.

Noch ein Schlußwort. Der Leichtſinn, dem dieſe vorgeſchobene Diviſion Goze zum Opfer fiel, kann

nicht hart genug getadelt werden. Dennoch muß man zugeben, daß ſich, wenn man die Unterlaſſungsſünden des Kommandirenden einen Augenblick außer Debatte laſſen will, die Dinge gerade ſo entwickeln mußten, wie ſie es thaten. Ich will damit eine *relative* Entſchuldigung ausgeſprochen haben. Die Terrainbeſchaffenheit erklärt eben vieles. Beſetzten die Franzoſen, wie ſie natürlich thun mußten, den ihrer Stellung vorgelegenen Wald, ſo umſchloß dieſer Wald, wie bereits Eingangs hervorgehoben, eine nicht unerhebliche Gefahr für uns, beſetzten ſie ihn aber *nicht*, um ſo baute uns dieſer Wald, wie thatſächlich geſchah, geradezu goldene Brücken und führte uns beinah direkt in das feindliche Lager hinein.

Ich wiederhole: je mehr dies der Fall war, um ſo größer war der Fehler der Nichtbeſetzung des Bois; aber *nachdem* dieſer Fehler einmal begangen war, ergab ſich alles andere mit einer gewiſſen Folgerichtigkeit.

Die Führung war ſchlecht, nicht die Truppe. Leichtſinn hatte eine Diviſion geopfert, von allem andern, was an dieſer Niederlage hing, zu ſchweigen.

La maison blanche.

»Wer das Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.«

Ev. Lucae 9, 48.

Wir waren nun eigentlich zu Ende und hätten Kehrt machen können; der Curé aber (wir hatten noch eine volle Stunde Zeit) wies auf ein zu unserer Rechten gelegenes Haus, das schon erwähnte »Maison blanche« hin, mit dem Zusatze, daß er mir dasselbe noch zu zeigen gedenke. »Von seinem Dach aus wurden die Preußen zuerst wahrgenommen; dann war es Observatorium, dann war es Lazareth«; — mit Hülfe dieser kurzen Notizen, so dachte der Curé, würde mir das »weiße Haus« hinreichend empfohlen sein. Ich bekenne aber offen, daß er darin irrte, und daß ich es vorgezogen haben würde, unverzüglich, vielleicht unter Besuch einzelner der über das Plateau hin zerstreuter Gräber, nach Beaumont zurückzukehren. Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich ihm, eine halbe

Stunde ſpäter, ganz beſonders für »la maison blanche« zu Dank verpflichtet ſein würde.

Es waren noch etwa 500 Schritt, oder wenig mehr. Auf dem Wege dahin erzählte mir der Curé, daß la maison blanche ein »Aſyl«, ein Waiſenhaus ſei, dem eine arme verwittwete Frau als Pflegerin, als Mutter der Kinder vorſtehe. Das Haus ſei vor einigen Jahren aus der Schenkung eines begüterten Mannes, ich glaube eines benachbarten Induſtriellen gebaut worden, ſeitdem exiſtire es von den freiwilligen Gaben, man könne ſagen von den Pfennigen armer Leute. Daß es überhaupt exiſtire, ſei ein Wunder, ein ſichtbares Zeichen der Gnade Gottes, der auch heute noch mit fünf Broten Fünftauſende zu ſpeiſen wiſſe. Jetzt begann ich aufzuhorchen. Das war mir aus der Seele geſprochen; gerade ſolche Wunder vollziehen ſich bis dieſen Tag. »Sehen Sie,« fuhr er fort, »wir haben nichts als das Haus, den Garten, ein wenig Ackerland und jenen ſchmalen Wieſenſtreifen dort unten am Wald entlang; aus dieſem geringen Beſitzthum ziehen wir das Meiſte was wir brauchen: Korn und Kartoffeln, das Futter für Kuh und Ziege, Obſt, Gemüſe, Honig, ja, für Küche und Winter ſogar den Torf. Einiges verkaufen wir; die Kinder

ſtricken; ein paar Almoſen kommen hinzu, — ſo leben wir. Es iſt ein Segen, der hier waltet.«

Bei dieſen Worten hatten wir la maison blanche erreicht. Alles kündigte noch die Beſtimmung an, die das Haus bis vor Kurzem als Lazareth gehabt hatte. Auf dem Hofe waren feuergeſchwärzte Vertiefungen, in denen, während der Wochen, die der Schlacht unmittelbar folgten, Tag und Nacht Kraut und Reiſig gebrannt hatten, um durch brenzlichen Rauch den Anſteckungsſtoff drinnen im Hauſe zu tödten. Wir traten ein. An den Thüren drinnen waren die bekannten Inſchriften: »3 Mann 4. Compagnie«; auf dem Boden des Hauſes aber präſentirte ſich noch, in aller Wohlerhaltenheit, die Luke und der Stehleiter-Apparat, der am 30. Auguſt dem General Schöler oder dem General v. Scheffler (dies konnt' ich nicht beſtimmt feſtſtellen) als Obſervatorium gedient hatte. Es wurden, wie ſich denken läßt, noch einige Schlachten- und Lazareth-Anekdoten erzählt, gegen deren Zauber, wenn ſie nicht über eine gewiſſe Linie hinauswachſen, man ſchließlich abſtumpft und ſo ſtiegen wir denn, nachdem ich artigkeitshalber noch meinen Kopf durch die Beobachtungsluke geſteckt hatte, wieder treppab bis auf die Diele. Meine Miſſion an dieſer Stelle,

will ſagen in la maison blanche überhaupt, ſchien mir inzwiſchen mehr als erfüllt und ich reichte der Hausverwalterin bereits meine Hand, um mich zu empfehlen, als der Curé noch die Frage an mich richtete: ob ich nicht auch die Kleinen ſehen wolle? Die Frage war ſo geſtellt, daß ich nothwendig »ja« ſagen mußte; ſo traten wir denn in eine geräumige, friſch getünchte Stube, die gleichmäßig als Schul-, Andachts- und Arbeitszimmer diente. Die Morgenſonne ſchien hell hinein; in dem abſolut ſchmuckloſen Raume befand ſich nichts als eine Art Katheder und zu Füßen dieſer Erhöhung eine kleine niedrige Bank, auf der drei Kinder ſaßen. Sie ſtrickten.

Bei unſerem Eintreten ſtanden ſie auf, machten ihren Knix und wurden mir vorgeſtellt. Ihre Namen hab' ich vergeſſen, aber nicht ihre Geſchichte. Eine Woche oder mehr nach dem furchtbaren Tage von Bazeilles, an dem ſie alles verloren hatten, was ſie auf Erden beſaßen: Haus, Eltern, Hab und Gut, hatte man ſie, halb verhungert und nur noch in Loden gekleidet, in einem Nachbardorfe gefunden, wohin ſie ſich, die Nächte im Freien ſchlafend, durchgefragt und durchgebettelt hatten. Der Geiſtliche jenes Dorfes nahm ſich ihrer an, und — nun waren ſie hier.

Wie mir das Furchtbare des Krieges wieder anſchaulich wurde! Da ſtanden ſie vor mir, zwei niedliche Blondköpfe (Zwillinge) und zwiſchen ihnen, die ältere Schweſter, dunkelbraun, beinahe häßlich, mit aufgeworfenen Lippen, aber mit großen, dunkeltiefen Räthſelaugen. Die beiden kleinen von germaniſchem Gepräge, die ältere Schweſter unverkennbar ein halbafrikaniſch Kind. In Algier werden viele ſolche Ehen geſchloſſen.

Ich ſuchte noch in den Augen der kleinen Bronzefarbenen zu leſen, als die Pflegerin den Curé fragte: ob er geſtatte, daß die Kleinen ein Lied ſängen? Wir baten darum. Sie rückten nun näher an einander, legten die Strickzeuge hin, falteten die Hände und begannen eine einfache, nur wenig Töne umfaſſende Weiſe, darin ſie die Fürbitte der Jungfrau Maria anriefen, — die beiden Blonden in hohem Sopran, die dunkle in einer Art Alt. Dabei wurden die Augen der Bronzefarbenen immer größer. Der Refrain blieb mir im Ohr:

Toi, je prie,
Toi, chérie
Vierge, pleine de grâce, Marie.

Nie war mir ein Geſang ſo in die Seele ge-

gangen; ich faltete die Hände, und meine Thränen fielen. Als die letzte Zeile verklungen war, nahm ich die Hand der kleinen Mulattin, ſtreichelte ſie und ſchüttete aus meiner Geldtaſche alles hinein, was an kleinen Silbermünzen drin enthalten war. Es war nicht viel, was mir noch dieſen Augenblick leid thut. Vielleicht finden dieſe Zeilen irgendwo gütige Herzen und Hände, die nachhelfen »pour la maison blanche« und für die »drei Waiſen von Bazeilles«.

Die Höhe von Donchery.

Der Berge weitgespannter Bogen,
Der Fluß, die Stadt, das feste Haus, —
Ein Kaiser, ist er eingezogen,
Ein Gefangner zog er aus.

* * *

Er ist herein. Ihn führte sein Verhängniß.
Der Rechen ist gefallen hinter ihm.
Bis hierher, Friedland, und nicht weiter!

Wallensteins Tod.

Früh Nachmittags war ich wieder in Sedan. Was machen mit diesem »angebrochnen Tag?« Ich that das Beste, was man, sobald diese Frage überhaupt auftaucht, thun kann: ich warf mich auf's Bett und schlief. Man sollte im Leben, ganz besonders aber auf Reisen, viel häufiger davon Gebrauch machen, als es geschieht. Warum unterbleibt es? Weil die wenigsten unter uns mit dem Philistrismus vollständig gebrochen haben und immer neunhundertneunundneunzig unter tausend wie eine ewige Kückeneierschale die Vorstellung mit sich herum tragen, daß man um zehn oder elf zu Bette gehen und um sechs oder sieben aufstehen müsse. Wenige haben den Muth zu essen, wenn sie hungern, noch Wenigere den Muth

zu ſchlafen, wenn ſie müde ſind. Alle haben wir eine Neigung, uns zum Sclaven der Stunde und der Ueberlieferung zu machen. »Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.« Wer ſich nicht fügt, iſt ein Neuerer, ein Libertin, im günſtigſten Fall ein ſonderbarer Kauz. Und doch iſt er eigentlich nur ein vernünftiger Menſch. »Schlaf, du beſte Mahlzeit bei des Lebens Feſt!« Wer was leiſten will, muß einen geſammelten Vorrath von Kraft haben.

Ich ſchlief alſo, ja wäre nicht die Eſſensſtunde gekommen, die mich traumhaft erſcheinen und wieder ſchwinden ſah, ich hätte »durchgeſchlafen« bis an den nächſten Tag.

Dieſer ſah mich ausnahmsweiſe früh am Fenſter. Schon um neun Uhr hatte ich die Stadt im Rücken und ſchritt die große Straße entlang, die weſtwärts nach Mezières führt, auf die drei Punkte zu, die mir in Sedan noch zu ſehen übrig blieben, auf: die Höhe von Donchery, den »Four à chaux« und Schloß Bellevue.

Bis Donchery iſt eine Stunde. Genau halben Wegs, bei einem Wirthshauſe, deſſen ausgehängtes Schild einen krähenden Hahn mit der Unterſchrift: »Au Coq gaulois« zeigt, iſt ein Gabelpunkt und während die Straße nach Donchery gradaus weiter

läuft, zweigt eine Seitenstraße links nach dem Dorfe Fresnois, eine andere Seitenstraße (ein bloßer Feld- und Parkweg) rechts nach dem Schlosse Bellevue ab. Alles auf engstem Raum bei einander; fünfhundert Schritt, tausend Schritt, die höchste Entfernung eine Viertelmeile.

Der »Coq gaulois« ist zweistöckig. Außer seinem Schilde trägt er noch eine Inschrift an der Front des Hauses hin: Mesmer, Bourgerie, vend à boire et à manger. Es war heiß, staubig, die Kehle trocken, so überschritt ich denn die Schwelle, um einen Trunk zu thun und auf die harmloseste Weise in eine Beziehung zu dem »Mesmerismus« dieses Hauses zu treten. Ich fand den üblichen Inhalt einer Gaststube: eine Wirthin, einen Spitz, zwei Fuhrleute, und bat, durch einen raschen Blick auf zwei halbausgetrunkene Gläser über das Bier, das hier verzapft wurde, vollständig aufgeklärt, um Absinth und Wasser. Beides kam; mit ihm ein »Wirthins Töchterlein«, das bis dahin unschuldig mit dem Spitz gespielt hatte, und präsentirte mir, anscheinend, ein Spiel Karten. Ich erschrak bei dem Gedanken, hier in meinen älteren Tagen noch als Opfer des Kümmelblättchens fallen zu sollen; die Situation klärte sich aber bald dahin auf, daß das vermuthete Spiel Karten ein Packet Photo-

graphien war: die Höhe von Donchery, Donchery ſelbſt, das Kalkbrennerhaus, Schloß Bellevue. Sie waren ſämmtlich ſehr ſchlecht, und wiewohl alles, um das es ſich dabei handelte, originaliter vor der Thür des Hauſes lag, ſo war doch nichts nach der Natur, ſondern alles nach ſchlechten Zeichnungen angefertigt. Aber was war zu machen? Editha ließ die Augen rollen und retouchirte dadurch ſo erheblich, daß ich für zwei Blätter meine zwei Franken bezahlte, ſchließlich froh, nicht noch zu einem höheren Agio für den Abſinth herangezogen zu ſein. Ich fragte nun nach der Doncheryhöhe, erfuhr, daß ich mich erſt links, dann rechts halten müſſe, vor allem aber, daß ich, wie zu einem natürlichen Ausgangspunkte aller Herrlichkeit, immer wieder in den »Coq gaulois« zurückkehren müſſe, wenn ich die beiden andern Sehenswürdigkeiten: das Kalkbrennerhaus und Schloß Bellevue, beſuchen wolle.

So ſchied ich denn, und ſchritt, links einbiegend, auf die Höhe zu.

Nach etwa ſechshundert Schritt hat man das Dorf Fresnois erreicht, das inmitten eines Hügelkranzes und ziemlich in derſelben Senkung liegt, durch die ſich der Weg zieht. Dieſer Weg theilt die geſchwungene Hügellinie in zwei Hälften, die beide während der Schlacht

am 1. September von hoher Bedeutung waren und von denen ich die linke Hälfte als die »Höhe von Fresnois« bezeichnen möchte, während die rechte Hälfte officiell die »Höhe von Donchery« heißt*).

Beide Höhen werden vielfach verwechselt, in ähnlicher Weise wie nach der Schlacht bei Königgrätz der Swiepwald und der Holawald beständig confundirt wurden, indem man unter dem Namen »Sadowagehölz« bald den einen bald den anderen verstand. So ist hier die »Höhe von Donchery« der allgemeine Begriff geworden, während dieser Name doch nur einem Theil des Ganzen gebührt.

Ich will versuchen Beide auseinander zu halten und jedem zu geben, was ihm zukommt.

Die Linkshöhe, die Höhe von Fresnois, ist es, auf der der König während der Schlacht verweilte. Er schreibt selbst an die Königin: »Es war ein gran-

*) Links und rechts sind immer sehr mißliche Bestimmungen. Deshalb, um nicht irre zu führen, sei auf Folgendes eigens hingewiesen. Beide Höhen, die Höhe von Fresnois und die Höhe von Donchery, liegen links von der Straße nach Mezières. — Nachdem man nun aber, beim Coq gaulois, in die nach Vouziers hin führende Straße eingebogen ist, giebt es wieder, in Betreff der beiden genannten Höhen, ein Links und ein Rechts. Dies Links und Rechts bezieht sich indessen jetzt nicht mehr auf die Straße von Mezières, sondern auf die Straße von Vouziers.

dieſer Anblick, von unſrer Stellung auf einer Höhe rechts vom Dorfe Fresnois vorwärts, oberhalb Petit Torcy«. Unmittelbar in Front des Königs befand ſich die große Batterie, deren direct auf die Stadt gerichtetes Feuer, ſchließlich die Capitulation erzwang. Von hier aus wurde Oberſtlieutenant von Bronſart als Parlementair abgeſchickt, um dem Kaiſer die Capitulation anzubieten; hier erſchien ſieben Uhr Abends der General Reille mit dem Briefe des Kaiſers, der mit den berühmt gewordenen Worten beginnt: N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté.

So viel über die Linkshöhe, die Königshöhe, die Höhe von Fresnois.

Viel bedeutender als Höhepunkt iſt die nach rechts hin anſteigende Hügelgruppe. Man kann hier ſchon von Bergen ſprechen. Es zeigen ſich viele Einſattlungen und Kuppen. Der höchſte Punkt, eine Viertelmeile ſüdlich der gleichnamigen Stadt, iſt die »Höhe von Donchery«. Auch auf ihr befand ſich der König, aber nicht am Schlachttage ſelbſt, ſondern am Tage darauf. An dieſem Tage nämlich, am 2. Vormittags, war der Kronprinz dem von Vendreſſe kommenden Könige entgegengefahren, und hatte ihn, auf der Höhe,

wo die Chauſſee in das Sedanthal abzufallen beginnt, darauf aufmerkſam gemacht, daß von der Donchery-Höhe die Umſchau noch weiter ſei. Nun bogen die Equipagen in einen ſehr ſchwierigen Feldweg ein und machten etwa auf halber Höhe Halt. Hier war es, wo der König, in der Mittagsſtunde, den Wortlaut der inzwiſchen im Schloß Bellevue zwiſchen General Moltke und General Wimpffen vereinbarten Capitulation empfing und ſeine Anſprache an die um ihn verſammelten Prinzen, Generale und Fürſtlichkeiten richtete. In einer halbofficiellen Correſpondenz*) finde ich darüber Folgendes: Als die Capitulation dem Könige auf der Höhe über Donchery überbracht wurde, befahl Seine Majeſtät die Vorleſung derſelben .... Generallieutenant von Treskow las. Als er geendet, ſprach der König: »Sie wiſſen nun, meine Herren, welch' großes geſchichtliches Ereigniß ſich zugetragen hat.

*) Was alle dieſe Correſpondenzen aus dem großen Hauptquartier (als deren Verfaſſer der Geheime Hofrath Schneider gilt) auszeichnet, iſt neben ihrer, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, militairiſch-diplomatiſchen Zuverläſſigkeit, vor Allem auch die Leidenſchaftsloſigkeit in Betreff des Feindes. Nirgends wird er verkleinert, unterſchätzt, am wenigſten geſchmäht, und zu allem, was in dieſen Berichten über Frankreich und Franzoſen geſagt worden iſt, bekenne ich mich, ſo weit ich es kenne, ohne Weiteres. Es muß mir geſtattet ſein, dies hervorzuheben, da ich vielfach bezichtigt worden bin, eine unverſtändige, ſelbſt unpatriotiſche Milde in meiner Beurtheilung des „Erbfeindes“ gezeigt zu haben.

Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieſer Veranlaſſung gedrungen fühle, meinen Königlichen Dank auszuſprechen, um ſo mehr als dieſe Erfolge wohl geeignet ſind, den Kitt noch feſter zu geſtalten, der die Fürſten des Norddeutſchen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren fürſtliche Mitglieder ich in dieſem großen Moment zahlreich um mich verſammelt ſehe — mit uns verbündet.« Bei dieſen Worten richtete der König ſeine Augen beſonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen er ſpäter, als er ſeine Anſprache geſchloſſen, auch noch die Hand reichte.

Dies alles ereignete ſich auf der Höhe rechts, auf der eigentlichen »Höhe von Donchery«. Es war ein hiſtoriſcher Moment. Aber wenn dieſer Moment an eben dieſer Stelle auch nie ſtattgefunden hätte, ſo würde dieſe Doncheryhöhe doch immer ein Hauptwallfahrtspunkt für alle Sedanbeſucher bleiben und bleiben müſſen, weil ſie, ganz abgeſehen davon, daß der Kronprinz, das Hauptquartier der III. Armee um ſich her, von hier aus den linken Flügel der Schlacht kommandirte, ganz abgeſehen davon, daß ſie (die Höhe) an jenem glorreichen Tage Point de vue, Ziel- und

Aussichtspunkt für alles war, was damals als fremder und einheimischer, als civiler und militairischer Berichterstatter, dem Heere folgte, weil, sage ich, von allem anderen Zufälligen abgesehen, diese Donchery-Höhe der dominirende Punkt des Gesammtterrains ist, von dem aus zwei Drittel des Schlachtfeldes, besser als von jeder andern Stelle aus, überblickt werden können.

Darüber ein paar erklärende Worte.

Man hat bei Sedan einen Außen- und Innenkreis, eine Peripherie und ein Centrum des Schlachtfeldes zu unterscheiden, weshalb ich, an anderer Stelle, das gesammte Sedanterrain mit jener bekannten Tortenform-Specialität verglichen habe, die außer dem großen Außenrand noch einen Innenkegel aufzuweisen hat. Dieser Vergleich ist richtig, aber, namentlich was diesen Innenkegel angeht, trotz der Amendements, die ich schon Seite 78 gegeben habe, noch eines weiteren Amendements bedürftig. Ein solches zu geben, versuch' ich jetzt.

Die innere Sedanposition (eben jener Kegel) erweist sich nämlich, bei genauerem Eingehn, weniger als ein unregelmäßiges Rundstück, wie vielmehr als ein beinah gleichseitiges Dreieck: der Fuß des Dreiecks — die Maas, der Bach von Floing die linke, der Bach von Bazeilles die rechte Seite. Will man das

Dreieck nach Punkten bestimmen, so handelt es sich um Floing, Bazeilles und Illy. Illy oben die Spitze, Floing-Bazeilles unten der Fuß. Innerhalb dieser drei Punkte, oder was dasselbe sagen will, innerhalb der drei genannten Wasserläufe, oder was abermals dasselbe sagen will, innerhalb jener drei Senkungen oder Thäler oder Schluchten, drin eben diese Wasserläufe sich ziehen, erhebt sich jenes unregelmäßige Plateau, das ich, wie eben als dreiseitige Kegelpyramide, so an anderer Stelle als eine Erdfestung, als Festung Sedan im weiteren Sinne, bezeichnet habe. Ein zurückgelegener Kranz bewaldeter Berge umspannt diese Erdfestung in meilenweitem Bogen. Die Angriffslinien gingen radienweis von diesem Bogen aus gegen die Mitte.

Die Höhe von Donchery nun, wie sie einen klaren Blick auf das Maasthal und die Niederung des Floingbaches, will also sagen, auf den Fuß und die linke Seite des vorbeschriebenen Dreiecks gestattet, gestattet zugleich auch einen Ueberblick über zwei Drittel, ja über mehr als zwei Drittel des weiten Bergbogens, der die Innenposition umspannt. Denn diese Innenposition, da sie klein ist, vermag nach hinten zu nur einen verhältnißmäßig geringen Theil des in ihrem

Rücken gelegenen Waldkranzes zu verdecken, wodurch es möglich wird, daß man bei Jlly in gewiſſem Sinne um die Ecke ſehen, das heißt noch ſolcher Partien des äußeren Waldkranzes anſichtig werden kann, die bereits weit über Jlly hinaus, in der rechten Flanke deſſelben gelegen ſind. Dieſe (einen kleinen Abſchnitt abgerechnet) beinah panoramatiſche Allumfaſſendheit des Bildes iſt es, was dem Blick von dieſer Donchery-höhe aus einen beſonderen Werth giebt. Um das Bild vollſtändig zu haben, muß man freilich auf das Dach des hier oben gelegenen Schloſſes ſteigen, weil anderen Falls durch vorgelegene hohe Parkbäume der Blick auf Bazeilles gehindert wird.

Dies Schloß, ein im landesüblichen franzöſiſchen Villenſtyl mit Manſardendach und Eckthürmen gebautes »Château«, führt nach ſeinem Beſitzer (einem reichen Kaufmann in Sedan, wenn ich nicht irre) den Namen Château Paret. Es ſoll verkauft werden; ſo hörte ich wenigſtens. Hier, wie an andern Orten, ſcheint ſich das franzöſiſche Gefühl dagegen zu empören, noch eine Stelle fürder zu betreten, von der aus preußiſche Siege gelenkt, beobachtet oder wohl gar die Erfolge dieſer Siege unterzeichnet wurden.

Das Kalkbrennerhaus von Donchery.

(Four à chaux.)

Gebrochen iſt der letzte Steg
Und nur der Tod noch offen, — —
Ein verlaſſen Haus auf halbem Weg,
Da haben ſie ſich getroffen.

Château Paret lag hinter mir; ich ſtieg die Höhe von Donchery auf demſelben Wege wieder hinab, auf dem ich gekommen war, dem Rathe willfahrend, den mir die Wirthin zum »galliſchen Hahn« noch im letzten Moment gegeben hatte. Semper retrorsum, »rückwärts, rückwärts!«

Da ſtand ich nun abermals unter dem Blechſchild, das im Staubwind knarrend hin und her ſchwankte, hütete mich aber wieder einzutreten, ſondern nahm vielmehr, Front gegen Donchery, meinen Weg unmittelbar geradeaus, um jenem vielgenannten Hauſe, in dem Louis Napoleon und Graf Bismarck am Morgen des 2. September ihre erſte Unterredung hatten, meinen

Beſuch zu machen. In den diesſeitigen Berichten wird dieſe Oertlichkeit vielfach als »ärmliches Haus hart links am Wege« bezeichnet; die Franzoſen dagegen nennen das kleine Etabliſſement »Four à chaux«, was ich in der Ueberſchrift mit »Kalkbrennerhaus« überſetzt habe. Kalkofen, was wörtlicher geweſen wäre, verbietet ſich. Man ſieht nichts von einem ſolchen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich das beſcheidene Wohnhaus eines kleinen »Proprietaires«, der eine Kalkſcheune ganz in der Nähe hat.

Es mochten vom Coq gaulois aus noch tauſend Schritt ſein. Ich hielt die Photographie in Händen, um mit Hülfe derſelben das Haus ohne weitere Nachfrage ausfindig zu machen. Auf dem Wege dahin wolle mir der Leſer geſtatten, ihm die Situation jenes Tages noch einmal zu recapituliren. Wenn er mir vielleicht verſichern ſollte, »daß er das alles ſchon wiſſe«, ſo muß er mir (ich geſtatte höchſtens ein Dutzend Ausnahmen) die Gegenbemerkung verzeihen, daß ich es nicht glaube. Jeder hat eine ungefähre Vorſtellung von dieſen Dingen, eine exacte beinah keiner. Die Sache iſt nämlich ziemlich complicirter Natur, und in dem beſtändigen Hin und Her jener zwei Tage, wo die Scene unabläſſig wechſelte, und dieſelbe Perſon

bald hier bald dort erſcheint, iſt es keineswegs leicht, ſich zu orientiren.

Am 1. Abends ſtanden die Dinge wie folgt:

1) der König war nach ſeinem Hauptquartier Vendreſſe zurückgekehrt;
2) der Kaiſer befand ſich noch in Sedan;
3) Bismarck und Moltke waren in Donchery. Mit ihnen General Wimpffen, um ſich über die Capitulationsbedingungen zu einigen.

Dieſe Bedingungen konnten aber nicht feſtgeſtellt werden. Man kam zu keinem Reſultat. Schon hieß es, das Bombardement ſolle am andern Morgen (2.) wieder aufgenommen werden.

So verging die Nacht.

Am 2. früh 6 Uhr erſchien General Reille in Donchery, um dem Grafen Bismarck mitzutheilen, daß der Kaiſer Napoleon ihn zu ſehen wünſche und ſich bereits, von Sedan aus, auf dem Wege hierher (nach Donchery) befände.

Graf Bismarck beeilte ſich, dem Kaiſer entgegenzugehen.

Etwa auf halbem Wege (alſo wahrſcheinlich in Höhe von Fresnois) trafen ſich der Kaiſer und Graf

Bismarck. Der Kaiser fragte nach dem König. Als er erfuhr, daß derselbe in Vendresse, drei Stunden entfernt sei, zeigte er sich zunächst bereit, dem Grafen Bismarck in dessen Wohnung in Donchery (die ihm dieser sofort zur Verfügung gestellt hatte) zu folgen. Ehe sie Donchery aber erreichten, wies der Kaiser im Vorüberfahren auf ein links am Wege stehendes, aus einem Erdgeschoß und einem niedrigen Oberstock bestehendes Haus und schlug vor, in dasselbe, Behufs vorläufiger Besprechung, einzutreten. Man fand das Haus frei, von Verwundeten nicht belegt. Der Kaiser und der Graf hatten nunmehr erst in einem, im Oberstock gelegenen Zimmer, dann vor dem Hause, ein Gespräch. Das Gespräch oben dauerte etwa eine Stunde, das Gespräch unten war kürzer. Nach diesem Gespräch begaben sich der Kaiser und der Graf, nachdem man inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, daß Schloß Bellevue, in einiger Entfernung an der andern Seite des Weges gelegen, zur Fortsetzung der Verhandlungen geeigneter sein werde, als dieses Kalkbrennerhaus, nach eben diesem Schloß. Eine Escadron vom Leibkürassier-Regiment ritt dem Wagen vorauf, worin der Kaiser und der Graf unmittelbar folgten.

Ueber die Verhandlungen, die hier im Schloß

Bellevue ſtattfanden, in aller Kürze im nächſten Kapitel.

Ich ſtand nun vor Four à chaux. So ſchlecht die Photographie war, ſie war nicht ſo ſchlecht, daß das Haus nicht auf der Stelle erkennbar geweſen wäre: die Berglehne, die leiſe Schrägung des Daches, die kleinen Fenſter des erſten Stockes, der eine Baum am linken Eck, alles charakteriſtiſch, unverkennbar.

Ich trat ein und fragte, ob dies .....

Sans doute!

Dieſe Antwort, auf eine kaum erſt halb geſtellte Frage folgte ſo raſch, daß ich unſchwer ſehen konnte, dieſer Ort war längſt zu einer Wallfahrtsſtätte geworden. Man ſaß hier und wartete auf Ankömmlinge. Ein Caſtellansdienſt im eignen kleinen Hauſe. Zimmerzeigen — Beruf.

Was jeden Beſucher an dieſer Stelle zuerſt überraſcht haben wird, iſt die Wohlanſtändigkeit des Hauſes. Graf Bismarck's Bericht ſpricht von einem »einſam gelegenen Arbeiterhauſe«, das, nach einer vorgängigen Inſpicirung, ſich als »ſehr dürftig und eng« erwieſen habe. Danach hatte ich mir (und wohl viele

mit mir) eine am Malpropren dicht vorüberſtreifende, kümmerliche Behauſung vorgeſtellt. Eine ſolche iſt es aber keineswegs, wenigſtens jetzt nicht mehr. Alles ordentlich; es fehlt ſelbſt nicht an allerhand kleinem Schmuck.

Die »ſchlimme Partie« iſt die Treppe. Sie iſt ſo ſchmal, daß ich im Geiſte die ungariſch gewirbelten Spitzen des kaiſerlichen Schnurrbarts rechts und links immer anſtoßen ſah. Wie die mächtige Geſtalt des Grafen hier heraufkam ohne Schiffbruch zu leiden oder zuzufügen, iſt ein Wunder.

Oben paſſirt man erſt ein Vorgemach und tritt dann in das »Conferenzzimmer« ein. Es hat zwei Fenſter, eins nach der Front, eins nach der Giebelſeite hinaus. Hier vorzugsweiſe hat man den Eindruck von etwas durchaus Wohnlichem, natürlich innerhalb kleinbürgerlicher Verhältniſſe. Die Wände ſind freundlich tapezirt, die Decke und Fenſter gut geſtrichen, ein mächtiger Eichenſchrank füllt die halbe Wand und über dem Kamin hängt ein Bild, die Taufe oder die Krönung irgend eines ſagenhaften Königs vorſtellend. In der Mitte ein Tiſch und die beiden hiſtoriſchen Binſenſtühle! Dieſe wurden gerettet; zwei andere aber, die dem Kaiſer und dem Grafen während ihrer

Promenade*) vor dem Hause als gelegentliche Ruheplätze dienten, sind beinahe unmittelbar darauf von Soldaten fortgenommen worden. Also muthmaßlich in einem Bivouacsfeuer längst verbrannt.

Der Werth der beiden übrig gebliebenen Stühle ist dadurch (nach dem Vorgange der sibyllinischen Bücher) natürlich verdoppelt und verdreifacht worden. Hunderte von Pfunden wurden von Engländern und Amerikanern bereits dafür geboten; die Wirthin des Hauses versicherte aber aufs bestimmteste, daß sie sich nie davon trennen werde. »Auch von diesen Kleinigkeiten nicht.« Dabei zeigte sie auf eine ganze Anzahl kleiner Nippsachen: Vasen, Aschbecher, Streichhölzer-Etuis, die wie letzte Ueberbleibsel einer Porzellan-Auction auf dem Kaminsims umherstanden.

---

*) Nach den Erzählungen der Frau, die mich in diesem Hause umherführte, fand die Unterredung im Freien eher statt, als die Verhandlungen im Zimmer. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß es umgekehrt sei; sie blieb aber bei ihrer Meinung. Man mag daraus sehen, wie wichtig es ist, eine exacte historische Darstellung solcher Vorgänge auf frischer That zu geben. Schon nach vierundzwanzig Stunden gehen die Ansichten auseinander und kommen nie mehr, wenn die dramatis personae schweigen, zu einer Einigung. Uebrigens möge an dieser Stelle noch die Notiz Platz finden, daß von den beiden im Text erwähnten, „muthmaßlich im Bivouacsfeuer verbrannten“ Stühlen, der eine, wie ich nachträglich erfahre, noch existirt, und zwar im Besitz des Geheimen Raths Stieber, der denselben erstand.

Ob ſie Wort hält? Ich habe ſie in leiſem Verdacht, daß jene Porzellanvaſen doch ſchon öfter gewechſelt haben; was aber die beiden Binſenſtühle angeht, ſo mag es ganz klug ſein, ein hohes Spiel zu ſpielen. Widerſtand reizt und einen Werth hat nur das, was man ſelber als unveräußerlich, als unhabbar hinzuſtellen weiß.

Ich ſehe den Tag heraufdämmern, wo ein müde gewordener Lord erklärt, den Reſt ſeines Lebens, wenn denn doch mal gelebt werden muß, nur noch auf dieſen beiden Stühlen zubringen zu können, und unter Erlegung von »Thousand pound each« die Kalkbrennerfrau und ſich ſelber gleichmäßig glücklich macht.

Schloß Bellevue.

Er weigert ſich das Blatt zu unterſchreiben.
»Es wird bis morgen ruhen können, ſag' ich.«
Es kann nicht ruhen. Schreib'.
Die Piccolomini.

Es blieb mir nur noch die dritte Sehenswürdigkeit: Schloß Bellevue, wo bekanntlich die Capitulation endgültig zu Stande kam. Ich kehrte abermals bis an den Gabelpunkt der drei Straßen zurück, machte Kehrt, und bog nun nach rechts hin in einen Feldweg ein, der zum Schloß hinüber führt. Es iſt ganz nahe, kaum Büchſenſchußentfernung. Ich recapitulire wieder die Situation.

Die Nacht vom 1. zum 2. September hatte alſo zu keinem Reſultate geführt: General v. Moltke und General v. Wimpffen waren in Donchery, wo ſich in eben dieſer Nacht auch Graf Bismarck befand, über die Capitulationsbedingungen nicht einig geworden. Die Unterhandlungen ſchienen ſich zerſchlagen zu ſollen.

Am Morgen des 2. trennten sich die eben genannten Drei (Graf Bismarck, General Moltke, General Wimpffen), um, nach den vergeblichen Berathungen der vorausgegangenen Nacht, jeder an anderer Stelle thätig zu sein:

Graf Bismarck fuhr die Chaussée nach Sedan hinauf und hatte die Begegnung mit dem Kaiser;

General Moltke ritt, auf Vendresse zu, dem Könige entgegen, um die Genehmigung zu den von ihm (Moltke) aufgestellten Capitulationsbedingungen einzuholen;

General Wimpffen kehrte nach Sedan zurück.

Vier Stunden später hatte sich die Situation dahin geändert, daß die genannten Drei, wie die Nacht vorher in Donchery, so jetzt in Schloß Bellevue beisammen waren.

Graf Bismarck (sammt dem Kaiser, wie wir wissen) war von Four à chaux,

General Moltke, nach einer Begegnung mit dem Könige zwischen Vendresse und Fresnois (auf der Höhe von Cheveuge, nicht weit von dem Hause eines Billardmachers Mr. Alexandre), von eben diesem Begegnungspunkte, — endlich

General Wimpffen von Sedan aus in Bellevue

eingetroffen, wo nun, insonderheit nachdem dem Kaiser mitgetheilt worden war, daß der König erst nach Abschluß der Verhandlungen ihn zu sehen gedenke, die Ratification schnell zu Stande kam.

Um 12 Uhr konnte dem Könige auf der »Höhe von Donchery« die vollzogene Capitulationsurkunde überreicht werden. Um 1 Uhr setzte er sich mit dem Kronprinzen, Prinzen Carl, Großherzoge von Weimar, Herzoge von Coburg, Prinzen Luitpold von Bayern, Prinzen Wilhelm von Württemberg, begleitet von der Stabswache, auf Schloß Bellevue zu in Bewegung. Er schreibt selbst: »Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.«

Das war zu Bellevue, an dessen Gitterthor ich jetzt hielt. Es war geschlossen; am rechten Pfeiler ein Glockenzug. Ich läutete. Ehe geöffnet wurde, hatte ich Zeit und Muße die Paragraphen einer zur Linken angebrachten Tafel zu lesen. Die beiden letzten

Absätze lauteten: »Der Eigenthümer wünscht, daß nicht mehr als fünf Personen zu gleicher Zeit das Schloß besuchen.« Dann: »Jedes Mitnehmen von Andenken ist untersagt.« Ich schloß daraus, daß dieser Ort bereits »leicht übergeplündert« sein müsse. Und so war es auch. Neugier und Raritätenkrämerei hausen mitunter verderblicher als der Krieg. Dieser geht großartig an vielem Kleinen vorüber; der Kuriositätensammler aber schont nichts; dabei hat er das Bewußtsein, pietätvoll der Wissenschaft oder überhaupt einer Idee zu dienen. Erst durch diese hohe Meinung von sich selbst, wird er so gefährlich.

Es wurde nun geöffnet; ich glaube es war eine Gärtnersfrau, die hier Conciergendienste that. Die Besitzer, hier wie überall, abwesend und nicht in der Laune, den »entweihten Boden« ohne vorgängige Purification wieder zu betreten!

Das Schloß ist nur ein Schlößchen und auch das kaum. Detailbeschreibungen verwirren; so denn in Kürze nur das Folgende. Man denke sich einen großen Steinwürfel, mit zwei angeklebten Glaswürfeln rechts und links, und besetze dies nun längliche Kernstück mit einer erheblichen Anzahl von Freitreppen, Giebeln und Spitzthürmen, so hat man Schloß Belle-

vue. Die beiden Glaswürfel (gewächshäuſerartig) repräſentiren die Salons pour déjeûner et diner; der Steinwürfel in der Mitte enthält die Wohnräume: ein Empfangs- oder Geſellſchaftszimmer, ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer (Bibliothek). C'est tout. In dem Glasſalon zur Rechten wurde die Capitulation nochmals berathen und abgeſchloſſen, in dem links daneben gelegenen Empfangszimmer fand die Begegnung zwiſchen dem Könige und Kaiſer ſtatt; wieder weiter links, im Bett- und Schlafzimmer des Eigenthümers, ſchlief der Kaiſer in der Nacht vom 2. auf den 3., alſo unmittelbar vor ſeiner Abreiſe nach Wilhelmshöhe; im zweiten Glasſalon (links) ſchliefen die franzöſiſchen Generale, endlich im Bibliothekzimmer General Moltke. Ob dies letztere richtig iſt, mag dahin geſtellt bleiben; die Concierge erzählte es.

Die Räume ſelbſt, von der hiſtoriſchen Bedeutung abgeſehen, die ſie erlangt haben, flößen nicht das geringſte Intereſſe ein. Das Bemerkenswertheſte an ihnen bleibt ihre Kleinheit. Auf ſo kleinem Raum vollzog ſich ſo Großes. Dieſes Gefühl begleitet einen beſtändig und iſt bis auf einen gewiſſen Grad die Poeſie des Orts.

Dieſe litt einigermaßen, als, nach Empfang eines

Trinkgeldes, die Gärtnersfrau, wie um mir ihre beſondere Dankbarkeit auszudrücken, eine Wandthür öffnete und einen Tapetenfetzen herausnahm, deren hier zehn, zwölf, bunt durcheinander in Bereitſchaft lagen. Ich legt' es »zu dem Uebrigen.« Einen Werth auf dieſem Gebiete hat immer nur das, was dauerhaft und tragbar iſt: ein Ring, ein Zahn, ein Wirbelknochen (bei Enthaupteten der durchgehauene); allenfalls eine Locke.

Davon war nun hier nichts; von der Locke, wenn man die betheiligten Häupter Revue paſſiren läßt, am wenigſten.

Am Coq gaulois vorbei ſchritt ich wieder auf Sedan zu.

Metz.

Bis Metz.

Erſt wir!
Nein, hier;
Nein, mir;
Bier, Bier, Bier!

* * *

Da trat hervor aus ihrer Felſengrotte
Die »Langeweile«, griff mich ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Lenau.

Auch meine Sedantage (nicht ruhmlos, wie ich erzählt habe) waren endlich vorüber und hart an der belgiſch-luxemburgiſchen Grenze hin fuhr ich mit einem Mittagszuge auf Metz zu. Es ging über Montmedy und Diedenhofen; ich rechnete darauf, meinen Café in der großen Moſelfeſtung einnehmen zu können; keine Ahnung beſchlich mich, daß die Meilen- und die Stundenzahl ſich nahezu decken würden.

Montmedy, etwa drittel Weg, iſt eine Felſenveſte. Sie erinnert an das ſpäter zu beſchreibende Bitſch. In alten Tagen war es gewiß ein ſchwer zu nehmender Punkt; aber das iſt vorüber. Am

12. Dezember begann das Bombardement, am 14. früh kapitulirte es bereits. Wie Thionville drei Wochen vorher (24. November) und Mezières drittehalb Wochen nachher (1. Januar) erlag es innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden den Kanonen Kameke's. Die Tage ſind wohl nahe, wo dieſe und ähnliche Punkte, in ihrer Eigenſchaft als Feſtungen, nur noch in der Geſchichte gekannt ſein werden. Montmedy war ſchon im 13. Jahrhundert feſt. Von 1542 bis 1556 hatte es drei Belagerungen zu beſtehn und gelangte, hundert Jahre ſpäter, nach einer ſehr energiſch geführten Vertheidigung der darin befindlichen ſpaniſchen Beſatzung, in die Hände Frankreichs. Die Belagerung hatte 47 Tage gedauert. Ludwig XIV. ließ den Platz durch Vauban herſtellen und verſtärken. Die vorhandenen ſturmfreien Profile und die Felſenlage der Feſtung machten, bis in die neueſte Zeit hinein, die Stärke derſelben aus. Irren wir nicht, ſo befindet ſich das Modell von Montmedy (wie auch das von Mezières) im Berliner Feſtungsmodellhaus aufgeſtellt. Die Stadt Montmedy wird, zu kleinerem Theile, von den Feſtungswerken eingeſchloſſen; der Haupttheil liegt unten, am Fuß des Berges, und führt den Namen (im Gegenſatz zu Mont-Mèdy) Mèdy-bas.

Die Eisenbahn passirt, mit Hülfe eines Tunnels, denselben Felsen, der die Festung trägt. Auf dem Bahnhof war buntestes Treiben; alles drängte sich, schnatterte, gestikulirte; dazwischen schoben sich Verkäuferinnen hin und her, vergebens bemüht, ihre Tablettes bis in die Nähe der Coupé-Fenster zu bringen, aus denen sich ebenso vergebens verlangende Arme nach Bier und Brot ausstreckten. »Madame, de la bière, s'il vous plaît«; »ah, des œufs! c'est bon; ici, ici;« lärmte es durcheinander, bis ich plötzlich, aus einem Nachbarfenster heraus, in heiserem Baß, die Worte hörte: »Sie, Frau mit de Eier, kommen Sie mal rau.« Wie das wirkte!

Eine Stunde später waren wir in Thionville, nachdem wir eine an Tunneln, Brücken und Flußwindungen reiche Landschaft, die mich an die berühmte Parthie zwischen Aachen und Verviers erinnerte, passirt hatten. Thionville ist Knotenpunkt, was sich an der Ausgedehntheit der Bahnhofs-Anlage, an der Fülle der Geleise und Güterschuppen leicht erkennen läßt. Auf dem Dach eines der letzteren sah ich, als der Zug langsam daran vorüberglitt, eine große, längliche Tafel liegen, die, wahrscheinlich von irgend einer Empfangsfeierlichkeit her, die Inschrift trug:

»In Frankreich, deutſches Herz, haſt Du
»Gerächt die alte Schmach.«

Es war ganz erſichtlich, daß irgend ein fanatiſcher Eiſenbahnarbeiter, der nicht gewillt iſt, den Thionviller aus- und den Diedenhofener anzuziehn, dies halb wegweiſer-, halb warnungstafelartig gehaltene Brett voll Unmuth ausgeriſſen und wie einen alten Scherben aufs Dach geworfen hatte.

Ich hatte nicht Zeit, über die Fehde, die Deutſch-Enthuſiasmus und fränkiſcher Fanatismus hier geführt hatten, lange nachzudenken, denn kurzangebundne Employés forderten uns zum Ausſteigen auf, hinzufügend, daß der Zug erſt um 10 Uhr Abends nach Metz weiter ginge. Jetzt war es 3. Alſo ſieben Stunden für Thionville. Sie ſollten mir ſauer werden.

Die Stadt liegt weitab vom Bahnhof, indeſſen doch viel zu nahe für jemand, der darauf angewieſen iſt, durch Fußtouren ſieben ſolcher Stunden wegzukürzen. Ich pilgerte alſo in das eine Thor hinein, zum andern wieder heraus, kehrte um, nahm nun das Querſtück in Angriff und — war fertig.

Thionville, allem Vollklang ſeines Namens zum Trotz, gehört in die Reihe jener Neſter, in die ihre Feſtungseigenſchaft eine partielle Stattlichkeit: eine

Kaſerne, eine Manège, ein Offizier-Café mit mehr oder weniger großſtädtiſchem Zuſchnitt, hineingetragen hat, die aber dennoch Neſter bleiben, ja durch dieſen Gegenſatz von eingeborner Spießbürgerlichkeit und aufgepfropfter Reſidenzlichkeit vollends ungenießbar werden, indem ſie auch das noch verlieren, was ſelbſt die Kleinſtadt uns lieb und werth machen kann: die Gemüthlichkeit. Für das Nicht-Aufkommen dieſer letztern wird nun wohl in Thionville noch auf lange hin geſorgt ſein. Armes Offiziercorps, das hier ſeine Tage abſitzen, Vormittags exerciren und Nachmittags Billard ſpielen muß; die große Schweſter-Feſtung (Metz) iſt nah, aber — man kann doch nicht immer nach Metz fahren.

Dieſer Umgang durch Thionville — das nie hätte aufhören müſſen ein einfaches Diedenhofen zu ſein — mochte von den ſieben Stunden eine geſtrichen haben. Ich ſuchte nun ein Café und fand es auch. Was (wenn es überhaupt da iſt) fände man nicht in Diedenhofen?! Das iſt kein Platz, wo ſich irgend etwas verſtecken kann, nicht einmal die franzöſiſche Geſinnung.

Ich trat alſo ein, nahm einen Imbiß und war ſchon darauf gefaßt, zwei, drei Stunden lang keiner andern Zerſtreuung, als dem wehthuenden, nerven-

beleidigenden Gequietsch zahlreicher auf Marmortischen hin und her geschobener Dominosteine zu begegnen, als ich (»sprichst Du von einem der da lebet«) plötzlich einer Kreuz-Zeitung ansichtig wurde, die ein junger Offizier gähnend unter einem Schachbrett hervorzog. Undankbarer! Zugleich aber knüpft' ich alle meine Hoffnungen an diese so unverkennbar in die Erscheinung tretende »Nachmittags-Stimmung«, die selbst »Armadale« oder »the woman in white«, innerhalb 5 Minuten zugeklappt haben würde. So lange dauerte es denn auch nicht. Ich trat sofort mit dem bekannten: »Sie lesen nicht, mein Herr« an den bereits in sehr degagirter Haltung Daliegenden heran, worauf er sein »bitte, bitte« in einem Tone abgab, der mehr artig gegen mich, als gegen die Zeitung war.

Was wollten nun noch die 5 Stunden bedeuten, die wie der Vorschmack einer Ewigkeit vor mir lagen. Ich las, las, las. Die alte Wahrheit, daß das Leben unser Glück und unser Unglück meist in Balance bringt, diese alte Wahrheit gilt auch für die Zeitungen; — sie nehmen an dem allgemeinen Menschenschicksal Theil. Im Allgemeinen dazu bestimmt, durchblättert, überflogen und als leer und langweilig, ja von einer

ſtarken Minorität »als immer langweiliger werdend« bei Seite geſchoben zu werden, brechen doch auch für jedes Zeitungsblatt, hier oder dort, in Nähe oder in Ferne, die Stunden an, wo leidenſchaftliche Liebe und Dankbarkeit alle begangene Unthat wieder ins Gleiche bringt. Dies war jetzt meine Stimmung. Ich las Amtliches und Waſſerſtandsberichte, alles Mäkeln war abgethan, und wie einſt der Sohn eines verſtorbenen Freundes auf die Frage: »welche Erzählung von Heinrich Smidt er denn eigentlich zum Geburtstag zu haben wünſche?« die kategoriſche Antwort ertheilte: »ganz egal; von Heinrich Smidten iſt alles ſchön«, ſo ging ich durch alle Stadien des Zuſchauers und Vermiſchten ſiegreich hindurch, bis ich mit frommer Scheu bei den Entbindungs-Anzeigen endigte. Unter dem Preſſanten der Situation war »alles ſchön« geworden und nur der Börſenbericht blieb mir ein ſüßes Geheimniß. Auch dieſe fünf Stunden hatten daran nichts zu ändern vermocht.

Es dämmerte ſchon als ich durch war. Der Reſt war — marſchiren, ein ewiges Perron-Auf-und-Ab, ein Nach-der-Uhr-ſehn bis zur Erſchöpfung. So kam 10 Uhr. Der Zug nach Metz ſetzte ſich in Bewegung. Ein Lokomotivenpfiff riß die Nerven aus

ihrer Betäubung, und alle Schläfrigkeit fiel ab. Um 11 hielt der Omnibus in der Rue des Clercs zwiſchen einem Hôtel rechts und einem Hôtel links, und überließ es ſämmtlichen Inſaſſen, nach der einen oder andern Seite hin ein Unterkommen zu ſuchen, vielleicht auch zu finden.

Metz.

Zwei Knöpfe und drei Oefen
Und Nadel und Fingerhut,
Die helfen von allem Böſen
Und alles iſt wieder gut.

* * *

»Wie ich ſagen hörte,
Hat ſie ihr Deutſch verlernt.«

Ihr Deutſch verlernt? Ja eher hätt' ſie wohl
Sich Eſſen, Trinken, Schlafen abgewöhnt.

P. Heyſe (Eliſabeth Charlotte).

I.

Bis über Mitternacht hinaus, nachdem uns das »Hôtel de Metz« ſeine gaſtlichen Thore geöffnet hatte, hatten wir geſeſſen und geplaudert; alles hatte den beſten Eindruck gemacht, vor allem auch das Zimmer, ein »Salon«, in dem ich ſchließlich untergebracht worden war. Keine Ahnung von dem hier herrſchenden »Zuſammenhang der Dinge« hatte mich beſchlichen, als ich, mit dem Doppelleuchter vorauf, die Treppe hinaufgeführt wurde, ein Zuſammenhang, der indeſſen dem Leſer an dieſer Stelle ſchon verrathen werden mag. Jener reichgeſchmückte Salon nämlich war einfach ein »Inter-

nirungs-Raum«, in dem der jeweilig zuletzt eintreffende Reisende auf jedesmal 12 oder 18 Stunden vorläufig eingesperrt wurde; — erst im Laufe des anderen Tages erfolgte dann die regelrechte und standesgemäße Unterbringung. Ich erhielt Zelle 18.

Aber all dies, was ich hier vorweg zur Kenntniß freundlicher Leser gebracht habe, ruhte noch in der Zeiten dunklem Schooße, als ich um 9 Uhr erwachte und in dem bild- und pendulen-geschmückten Zimmer mich umblickend, sofort den Entschluß faßte, diesen behaglich stimmenden Raum zur Ausbesserung aller an meinem äußeren Menschen erlittenen Havarien zu benutzen. Die dringendsten Veranlassungen dazu lagen vor. Es waren nun 4 Wochen und mehr, daß ich zu Fuß und zu Wagen, und, o Tag von Sedan, auch zu Roß zwischen Freund und Feind umherturnte, und nichts war mehr um und an mir, das sich nicht nach Neu-Befestigung oder Neu-Gestaltung gesehnt hätte. Dies war der Augenblick; jetzt oder nie. Ich riegelte also zu, breitete das »Besteck« vor mir aus und gab mich nun ganz jenem Heilverfahren hin, für das Dieffenbach zuerst, wenn ich nicht irre, den Ausdruck »plastische Chirurgie« erfunden hat. Wiederherstellung, Auferbauen, ihre eigentlichste Aufgabe!

Ich kam ihr nach. Anderthalb Stunden lang drehte ſich für mich die Welt um den Kinderreim von

Hänschen ſaß im Schornſtein,

bis ich, nach beendigtem Verfahren, mit dem Leichtgefühl von ſechs abſolvirten Viſiten oder zwölf in den Kaſten geſteckten Briefen, unten in den Hausflur trat.

Erleichterten Herzens, aber doch zugleich auch in jenem Zuſtande politiſcher Erregung, der, wenn man die ſtatiſtiſchen Tabellen der Putſche und Revolutionen durchgeht, von einer andauernden Beſchäftigung mit der Nadel unzertrennlich iſt! An der Nadel haftet die Energie, die Sprungkraft, die nur dem Kleinen zur Verfügung ſteht. Ich war noch nicht zehn Minuten unten, ſo hatt' ich Streit mit einem Conciergen, der nicht deutſch ſprechen wollte. Der Unglückliche, — er konnt' es einfach nicht; — anſtatt indeſſen dieſe Thatſache ruhig gelten zu laſſen, nahm ich ſie als nationale Demonſtration und ereiferte mich über die Maßen. Ganz gegen meine Gewohnheit. Vierundzwanzig Stunden ſpäter hatt' ich mich gefunden und ſtand ab von jeder ſprachlichen Vergewaltigung.

Ja, das parler français! Wie vieles, in zurückliegenden Monaten, hing daran, Behagen und Unbehagen, Tod und Leben, und ſo mag es denn geſtattet

ſein (eine günſtigere Gelegenheit wird ſich ſchwerlich bieten), ein paar Worte über das »Parliren« zu ſagen, über das Sprechen — zu ſprechen. O wie ſo anders war die Wirklichkeit, als der Traum, den die Zurückgebliebenen träumten; der Familienſtolz daheim und die Heldenlaufbahn da draußen, wie wenig deckten ſie einander! Wenigſtens in der Sprachen-Frage.

Halten wir Umſchau. Ich kannte Eltern, die ernſthaft erwogen, ob die Bonne demnächſt werde entlaſſen werden können; die erwachſenen Schweſtern träumten von einem Kränzchen, an deſſen Spitze ſie den heimkehrenden Bruder als Thibaut oder Mozin, jedenfalls aber als unanfechtbare Autorität ſitzen ſahen; die jüngeren Geſchwiſter waren dem Drangſal des franzöſiſchen Exercitiums ein- für allemal entrückt, während die drei Reſſourcen-Väter, die »im Ganzen ſieben dabei hatten«, in den Pauſen, die ihnen ihr Whiſt en trois ließ, übereinkamen, daß, wie ſich nun auch die Carrière geſtalten möge, militairiſch oder nicht, wenigſtens das Eine gewonnen ſei: eine Sprache. Wer zwei Sprachen ſpricht, lebt zwei Leben. »Und meine Herren, täuſchen wir uns darüber nicht (ſo ſchloß der Hauptſprecher), wer eine Sprache wirklich intus hat, der iſt durch. Es iſt ein Vermögen. Ich danke

Gott, daß er ſich auf dieſem Wege meines Heinrich angenommen hat.«

So in Haus und Reſſource. Wie ſtand es denn nun aber mit Heinrich? war er wirklich »dem kleinen Plötz« entwachſen? waren ihm die Geheimniſſe des Imparfait und Défini wirklich aufgegangen? Ach, Heinrich! Ein unbeſchriebenes Blatt, war er in Frankreich eingerückt und unbeſchrieben mit franzöſiſchen Vocabeln verließ er es wieder. Was er nach Frankreich mit hineingenommen hatte: du pain und du vin, ayez la bonté und s'il vous plaît, dieſen eiſernen Beſtand nahm er wieder mit heim, im Weſentlichen unvermehrt, aber geheiligt durch das Bewußtſein, auf Schloß Doncourt mit einem alten Comte und auf Schloß Roncourt mit einer jungen Comteſſe eine höchſt intrikate Unterhaltung geführt zu haben.

Rund heraus, gelernt war wenig oder gar nichts worden, und unter den mannigfachen Wahrnehmungen, die ich innerhalb dieſer ſechs Reiſewochen zu machen Gelegenheit hatte, war beinah keine, die mich mehr frappirt hätte, als eben dieſe. In den erſten Wochen wenigſtens! Später hörte das Staunen auf, und was mich anfangs verwundert hatte, fand ich nur noch in der Ordnung. Es wohnt dem Deutſchen eine gewiſſe

Beflissenheit inne, namentlich da, wo es etwas zu lernen giebt, von der Situation zu profitiren, aber nicht minder neigt er dem Bequemen, dem Ungenirten zu, und wenn schon in gewöhnlichen Zeiten die Behaglichkeit über die Beflissenheit vielfach den Sieg davonträgt, so doch sicherlich in Kriegszeiten, wo nach den Erregungen des Kampfes, nach den Mühseligkeiten des Marsches (anderer Hindernisse, wie der Stimmung der Bevölkerung, ganz zu geschweigen), den Soldaten wie den Offizier gleichmäßig das Verlangen erfaßt: nur ausruhen! Der Campagne-Ton, wie er den Salon perhorrescirt, so noch viel mehr die Studirstube; ein Gefühl von dem Abkömmlichen all des Civilisations-Apparats, von der Gleichgültigkeit aller Patentheit, aller Leserei und Schreiberei kommt über die Menschen, eine Indifferenz, die zu allem anderen eher geneigt macht, als zu radebrechenden Unterhaltungen mit Wirthshaustöchtern oder zur Vertiefung in Hirzels Grammatik.

Dies alles — für den, der die Dinge bei Lichte betrachtet — sind unbestreitbare Thatsachen, und weil sich alles so natürlich, so folgerichtig ergab, wär' es eine Thorheit, daran auch nur den Schatten eines Vorwurfs knüpfen zu wollen. Es geschah nur, was

geſchehen mußte. Aber folgerichtig oder nicht, ein leiſes Bedauern darüber, daß es nicht anders ſein konnte, muß doch geſtattet ſein.

Erſt aus dieſem Nicht-Sprechen-Können, das dann leicht die Form des Nicht-Sprechen-Wollens annahm, ſog die nationale Gereiztheit immer neue Nahrung, während überall da, wo die Sprache einen Austauſch der Anſichten und Ideen vermittelte, ein gutes, oft ein freundſchaftliches Verhältniß geboren wurde.

Ein ſolches aber wiederherzuſtellen, muß doch immer unſer Wunſch ſein, und als dem Sieger in dieſem Kampfe, liegt uns eine gewiſſe Anſtandspflicht ob, die Entgegenkommenden zu ſein, die erſten Schritte zu thun.

Mit denen, die das beſtreiten, ſtreit' ich nicht.

Metz.

Halb zog es ihn, halb sank er hin.

* * *

Ihr Konstabler auf den Schanzen,
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein.

»Prinz Eugen.«

II.

Die Maiensonne lag hell auf den Steinen der Rue des Clercs, als ich aus dem Hôtel trat. Diese Straße, der eigentlichste Mittelpunkt der Stadt, ist zugleich die Verbindungslinie zwischen ihren zwei vorzüglichsten Plätzen, zwischen der modernen Place royale, einschließlich der »Esplanade«, und dem mittelalterlichen Cathedralenplatz. Diesem letztern (nach links hin) schritt ich zu. Er führt meist den Namen Place d'armes oder auch Place Napoléon und ist ein Oblong, dessen Längsseiten durch die Cathedrale und das Stadthaus, die Schmalseiten durch die Hauptwache und einen Complex alter Häuser gebildet werden.

Die Cathedrale! Hunderttausend Augen, während jener furchtbaren Belagerungs-Monate, waren tagaus,

tagein auf sie gerichtet; sie hat sich dem Auge eingeprägt, um der Erinnerungen halber, die jene Zeit ausfüllen, aber auch um ihrer Schönheit willen. »Das großartigste Werk des französisch-gothischen Kirchenbaus in Lothringen, — so schreibt W. Lübke in seiner Architekturgeschichte — ist die Cathedrale von Metz. Sie wurde im 13. Jahrhundert begonnen; dann ruhte der Bau; die obern Theile zeigen den glänzenden Styl des folgenden (14.) Jahrhunderts. Die luftige, pikant durchbrochene Bekrönung des südlichen Thurmes, die dem Bau ein so originelles Profil verleiht, ist in spielenden Flamboyantformen aufgeführt.« Beim Eintreten überraschen die breiten Fenster und einzelne Rundpfeiler, die auf vorgothische Zeit hindeuten. In der That gehen die Anfänge der Cathedrale bis in das 12. Jahrhundert zurück. Noch eins mag hier erwähnt werden. Von der Höhe der einschließenden Berge aus gesehen, erscheint das Dach als zu niedrig im Verhältniß zu den übrigen Proportionen des Bau's. Sehr wahrscheinlich eine Renovation.

1546 erst war der Cathedralenbau vollständig beendet; sechs Jahre später hörte Metz auf eine deutsche Stadt zu sein. Es wurde französisch.

Es vollzog ſich damit nur äußerlich, was innerlich längſt geſchehen war. Metz war franzöſiſch durch viele Jahrhunderte ſchon, die dem Reformationszeitalter vorausgingen. Vielleicht nicht politiſch, indem man eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit zu wahren trachtete, aber ſeinem geiſtigen Leben nach, und verhielt ſich, um ein Beiſpiel aus unſerer Zeit zu wählen, etwa wie Luxemburg, das trotz ſeiner Zugehörigkeit zu Deutſchland, aus ſeiner innerlichen Hinneigung zu Frankreich nie ein Hehl gemacht hat. So damals Metz. Es gravitirte weſtwärts. Ich ſchließe es aus dem Umſtande, daß alle in der Kathedrale vorkommenden alten Inſchriften entweder lateiniſch oder franzöſiſch ſind. Ebenſo iſt eine mir vorliegende Chronik (»la chronique complète de Vigneulle«) die ſchon 1525 geſchloſſen, wahrſcheinlich alſo ums Jahr 1500 begonnen wurde, im Franzöſiſch der Epoche Ludwigs XII. und Franz I. abgefaßt.

Auch die Art, wie Metz um Oſtern 1552 in die Hände Frankreichs überging, ſcheint darauf hinzudeuten, daß die Herzen vorbereitet waren. Man öffnete dem Connetable die Thore. Daß eine franzöſiſch geſinnte »Seigneurie« dies konnte, trotzdem man ſich ſagen mußte: das damals auf ſeiner höchſten Macht ſtehende

habsburgiſche Haus (Karl V.) werde dieſen Schimpf nicht ruhig hinnehmen, beweiſt zur Genüge, wie ſchwach der Widerſtand auftrat, der innerhalb der Stadt ſelbſt, in den Gemüthern der dem Kaiſer und Reich Zugeneigten zu überwinden war.

In der ganzen Geſchichte der Stadt Metz iſt das Jahr 1552 das wichtigſte. Ich berichte über dieſen bedeutſamen Abſchnitt in der Kürze und lege dem nachſtehenden Auszuge eine, wenn ich nicht irre von Praillon herrührende Fortſetzung der Vigneulleſchen Chronik zu Grunde.

Die Belagerung von Metz 1552.

Am 15. März ſchrieb der König, als er zum Kriege gegen Deutſchland auszog, an die Metzer, ihm »Etappen« auf ihrem Territorium zu gönnen.

Um Oſtern erſchien der Connetable Anne de Montmorency, belagerte zunächſt Gorze und ſeine Abtei, nahm es ein, verbrannte es und ließ die Beſatzung hängen.

Der Connetable zog nun vor Metz ſelbſt; einiges Geſchütz wurde aufgefahren; man öffnete ihm die Porte

Serpenoise und die Stadt kam ohne Widerstand in französischen Besitz. Das war am 10. Tage des April. Die Einwohner mußten die Waffen an einen bestimmten Ort abliefern, und weil man eine Belagerung (durch die Deutschen) kommen sah, wurden mehrere Kirchen und Gebäude niedergelegt. Dies währte aber noch eine Zeit.

Zunächst erschien jetzt, am zweiten Ostertage, der französische König Heinrich II. und hielt seinen Einzug mit »nobler Compagnie« von großen Prinzen und Seigneurs. Vier der Vornehmsten der Stadt waren bereit ihm zu dienen; er war ganz in Waffen, ritt bis zur großen Kirche, stieg vom Pferde und verrichtete sein Gebet. Sämmtliche Prälaten, Geistliche und andere Zugehörige der Kirche, alle in ihren reichsten Kleidern, hatten ihn am Portal erwartet. Nach verrichtetem Gebet stieg er wieder zu Roß, und zwölf blasende Trompeter vorauf, ritt er durch die Fournerne bis zum Hause des Seigneur Androuin Ronssel, wo er Cour hielt.

Eine Beschreibung dieser Einzugstage (denn von einer »Eroberung« kann man nicht füglich sprechen) ist uns auch in einem Chanson erhalten geblieben, das, während der 1870er Belagerung, durch einen glück-

lichen Zufall entdeckt wurde. Es lautet in Ueberſetzung etwa wie folgt:

Als ſie nun ſahen Kanonen
Und Mörſer aufgeſtellt,
Da riefen ſie um Erbarmen
Ueber Gräben und über Feld;
Die weiße Fahne in der Hand
Riefen ſie mit Bedacht:
Es lebe König Heinrich
Und ſeine ganze Macht!

Am zehnten Tag (ein Donnerstag)
Im luſtigen April,
Da waren die Metzer Herren
Dem König all' zu Will';
Der Connetable kam zuerſt,
Es mußte wohl ſo ſein,
Am Montag, zweiten Oſtertag,
Zog auch der König ein.

Und der gemacht dies Liedel
Nach einem luſtigen Ton,
War ein franzöſiſcher Soldat
Der Metzer Garniſon,
In Metz, der ſehr berühmten Stadt
Im Lotharinger Land,
Als er mit einem Stücke Speck
Am großen Brunnen ſtand.

So das Lied. Der Sänger indeß ſollte ſeines »Stückes Speck« nicht lange froh werden. Sehr magere Zeiten brachen für die Metzer Garniſon an,

also muthmaßlich auch für ihn. Das geschah im Herbst desselben Jahres.

König Heinrich II. war längst nach Paris zurückgekehrt, auch der Connetable hatte Metz verlassen; innerhalb der Stadt kommandirte der Herzog von Guise als Generallieutenant des Königs.

Anfang Oktober kam eben diesem, dem Herzog, die Nachricht, daß der Kaiser (Karl V.) mit großer Heeresmacht, insonderheit auch mit vielen groben Karthaunen, heranziehe, um Metz zu belagern, zu berennen und den Franzosen wieder zu entreißen. Der Herzog traf seine Vorbereitungen, erhielt auch starke Unterstützungen von Frankreich her; viele vom hohen Adel erschienen mit ihren Capitainen, ihren Reitern und Fußvolk.

Das kaiserliche Heer bewegte sich inzwischen in drei großen Säulen heran. Zuerst, am Sonnabend nach St. Lucas (18. Oktober) erschien der Herzog von Holstein mit den »Brabançons«; er schlug sein Lager im Nordosten der Stadt auf, bei Grimont und Desirmont, hatte also im Wesentlichen dasselbe Terrain inne, das, während der Belagerung von 1870, von der Manteuffelschen Armee eingenommen wurde.

Die zweite große Heeressäule, die erschien, war

die ſpaniſch-niederländiſche unter Herzog Alba; ſie ſchlug ihr Lager ſüdlich der Stadt auf, ſo daß Le Sablon der Mittelpunkt deſſelben, und La Horgue au Sablon wahrſcheinlich das Hauptquartier des hier Commandirenden war.

Die dritte Heeresſäule war die des »Marquis von Brandenburg«; er rückte mit ſeinen Kriegshaufen in den nordweſtlichen Abſchnitt ein, alſo dorthin, wo die Vorſtadt St. Martin, wo Fort Plappeville und Fort St. Quentin gelegen ſind.

Der Kaiſer ſelbſt verließ Sonntag vor Martinitag (10. November) Thionville, erſchien an der Südſeite der Stadt, nahm Wohnung in dem dort gelegenen Hauſe des Claude de Gournais, Seigneur de Tallange, eines vornehmen und gut kaiſerlich geſinnten Metzer Patriziers, und ernannte hier den Herzog von Alba zum Oberkommandirenden für die ganze Dauer der Belagerung.

Dieſe nahm nunmehr ihren Anfang. Es wurde gegraben, geſchanzt, gefeuert; die umliegende Landſchaft litt unſagbar; alles wurde genommen, die Noth ließ keine Wahl. Der Winter brach herein; die Unbilden wurden immer größer; anſteckende Krankheiten rafften viele Tauſende fort. Von den 140,000 Mann, die

die Belagerung begonnen hatten, gingen mehr durch Krankheit und Kälte, als wie in den zahlreichen Ausfallgefechten verloren, die die Belagerten unausgesetzt unterhielten. Die meisten Ausfälle gingen über den Pont des Morts, in nordwestlicher Richtung, gegen den Marquis von Brandenburg. Hier, weil diese Stelle die gefährdetste war, erschien auch von Zeit zu Zeit (von Thionville her) der Kaiser; ein Platz, am Abhange des Mont St. Quentin, heißt noch bis diese Stunde La butte de Charles quint.

Zahllose Opfer wurden gebracht; aber umsonst. Metz hielt sich. Beinah wörtlich heißt es in der Chronik: »Man schoß den ganzen Tag; die Fenster klirrten, es war ein Höllenlärm, aber man gewöhnte sich daran und alles lachte zuletzt; jedermann wußte, daß sie's draußen in Schnee und Eis nicht lange mehr würden aushalten können.«

Und darin hatten sie Recht. Am 1. Januar 1553 begann der Abbruch des Lagers. Zuerst zogen die Truppen ab, die im Süden der Stadt unter dem speziellen Befehle Albas gestanden hatten, dann folgte der Herzog von Holstein von Grimont, dann der Marquis von Brandenburg von der Vorstadt St. Martin aus. Alle zogen sie auf Thionville.

»Als sie nun fort waren, sah man das Elend und den Schmutz und die Räubereien des Lagers; todte Menschen und Pferde und alles wurde begraben, damit es keine schlechte Luft gäbe.«

Der Herzog von Guise kehrte nach dieser glorreichen Vertheidigung nach Paris zurück; aber eh' er ging, ordnete er eine große Prozession an, »er selbst, alle Prinzen und Capitaine, sowie alle Gentilhommes nahmen eine Kerze in die Hand und zogen in die große Kirche, um Gott zu danken.«

Die Chronik dieser Belagerung schließt im Wesentlichen wie folgt:

»Alles war theuer. Ein schlechtes Viertel Kuhfleisch kostete 3 bis 4 Livres; ein Ei kostete 11 Sous (Solz). Die Kater und Katzen hatten schlechte Zeit; man war auf beständiger Jagd; sie wurden alle getödtet, gebraten und gegessen. Oft aß man auch Pasteten von Pferdefleisch.«

»Viele Diener in der Stadt ließen sich verführen und wurden französische Soldaten. Sie sollten das Gut ihrer Herrschaften hüten und verthaten es nun. So kam es, daß während dieser Belagerung viele reich wurden, die vorher arm waren, und viele arm wurden, die vorher reich gewesen waren.«

Man kann dies alles nicht leſen, ohne frappirt zu werden durch viele Aehnlichkeiten zwiſchen damals und heut.

Metz, als König Heinrich II. am zweiten Oſtertage 1552 in die Stadt einzog, hatte 60,000 Einwohner gehabt; am Ausgange des folgenden Jahrhunderts (1698), vermochte es nur 22,000 aufzuweiſen. 1648 war es durch den weſtphäliſchen Frieden, neben Toul und Verdun, endgültig, will ſagen auch de jure an Frankreich gekommen, nachdem es demſelben, von 1552 an, bereits de facto zugehört hatte. Jene rapide Abnahme in der Bevölkerung innerhalb 150 Jahren lediglich auf den Herrſchaftswechſel zurückführen zu wollen, iſt wohl gewagt. Ich laſſe dies auf ſich beruhen. Viele Reichsſtädte, auch in Deutſchland ſelbſt, ſind ſeit der Reformationszeit zurückgegangen.

Eine andre Zeit für Metz brach erſt wieder mit Napoleon an. Sehr wahrſcheinlich ſchon unter dem erſten Empire entſtanden hier (wenigſtens zu erheblichem Theile) jene Kaſernen, Militairſchulen und Zeughäuſer, die mit ihren Dependenzien halb Metz über-

decken; wie immer aber dem ſein möge, jedenfalls ließ das zweite Empire nichts unverſäumt, um die große Moſelfeſtung zu einem Waffenplatze von immer geſteigerter Bedeutung zu erheben. Es wurde ein bevorzugter Punkt, was einfach damit zuſammenhängen mochte, daß es bei ſeiner Lage und bei dem wachſenden Geſchrei nach dem linken Rheinufer, der Sprungſtein war, von dem aus der Salto mortale (denn dazu wurde ſchließlich dieſer Sprung) gemacht werden mußte. Die Wünſche, die die Pariſer Herzen bewegten, die Pläne, die in den Tuilerien geſponnen wurden, hier nahmen ſie zunächſt Geſtalt an, hier erfolgten die Waffen-, die Munitions-, ſelbſt die Proviantanhäufungen, um, wenn der rechte Moment gekommen ſein würde, die Heeres-Ueberſchwemmung in Scene ſetzen zu können. Um nur eins hervorzuheben, das berichtet wird: »im großen Arſenal befanden ſich nicht weniger als 150,000 Gewehre«. Man hat dieſe Anhäufungen von Kriegsmaterial in einer Grenzfeſtung als unklug und anmaßlich tadeln wollen. »Nichts kennzeichnet beſſer — ſo hieß es — den Größenwahnſinn und die leichtſinnige Ueberhebung der Franzoſen, als daß ſie hier, ſo nahe der Grenze, ſeit Jahren ein ungeheures Kriegsmaterial, andrer Vorräthe zu geſchweigen, an-

häuften, mit welchen sie seiner Zeit eine in Deutschland operirende Armee auszurüsten und nachhaltig zu unterhalten vermeinten. Der Gedanke, daß sie auch ihrerseits unterliegen könnten, scheint ihnen also nie gekommen zu sein.« Ich finde diese Auslassungen zu hart, vielleicht überhaupt nicht statthaft. Es kann nicht darauf ankommen, solche Dinge, blos um ihre Sicherheit absolut zu machen, an einem Punkte zu concentriren, wo der nöthige Schutz freilich vorhanden, aber auch die Möglichkeit rechtzeitiger Verwendung beinah genommen ist. Was dem muthmaßlichen Kriegsschauplatze am nächsten liegt, wird immer ein zu Bevorzugendes sein, vorausgesetzt, daß die natürliche Festigkeit des Platzes eine genügende Garantie gegen alle Eventualitäten des Krieges bietet. Ein solcher Platz aber war Metz in eminentem Grade. Was schließlich diese Riesenfestung dennoch zu Fall brachte, war der Hunger, waren Verhältnisse, die nicht vorweg in Erwägung gezogen zu haben, auch dem Voraussichtigsten schwerlich als Unklugheit oder Ueberhebung angerechnet werden darf.

Metz.

Stattlich ziehn von den Hügeln herab sich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erscheint das Dach ...
Fünf Kastelle beschirmen und kündigen keck die Stadt:
Dort Sankt Elmo, wie droht's von dem grünenden Berg herab!

Platen (Bilder Neapels).

III.

Die Rue des Clercs, wie sie nach links hin auf den Cathedralenplatz mündet, mündet nach rechts hin auf die Place royale, die, einschließlich der Esplanade, ebenfalls ein großes aber quer-gelegtes Oblong bildet. Einige Beschreibungen bezeichnen ihn als »einen der schönsten Plätze in Europa«, was mir indessen als eine erhebliche Uebertreibung erscheint. Um unter die schönsten, oder auch nur schöneren Plätze rangirt zu werden, dazu fehlt ihm zweierlei: eine bedeutende

Architektur und eine sofort fühlbare Poesie der Erscheinung. Was er davon hat, reicht nicht aus. Er ist ein Heiterkeits-, aber kein Schönheits-Platz. Unter allem Verwandten, was ich kenne, erinnert er zumeist an den Leipziger Universitäts-Platz. Die Grimmasche Gasse ist die Rue des Clercs; die Verlängerung der Straße, die sich hier wie dort in einer Vorstadt fortsetzt, theilt die ganze Platzweite in zwei Hälften; wo in Leipzig diesseits der Universitätsbau und jenseits das große Postgebäude aufragt, erheben sich in Metz das Palais de Justice und die große Genie-Kaserne hüben und drüben. Auch die Entstehung der Plätze ist dieselbe; alte Stadtbefestigungen haben hier wie dort das Terrain hergeben müssen.

Die »Esplanade« ist die schönere Hälfte der Place royale; fünf Reihen Bäume leihen ihr einen beinah parkartigen Charakter, Pavillons und Gartenbeete schieben sich ein, Veilchen- und Resedaduft erfüllen die Luft und der Springbrunnen überdeckt mit seinen Wassermassen, wie mit einer Glasglocke den Ober- und Unterrand der Fontaine. Der ehemalige Festungscharakter ist an dieser Stelle überall verloren gegangen; nur ganz nach rechts hin, wo ein schmaler Moselarm die Grenze zieht, fällt das Terrain plötzlich senkrecht ab,

und wer hier seinen Stand nimmt, erkennt an der scharfen Profilirung der vorspringenden Ecke, daß er sich auf der Höhe eines Bastions befindet.

Sehr wahrscheinlich ist dies jener Werke eines (hart links daneben befindet sich die Citadelle), mit denen Vauban die Stadt-Enceinte umgab, eine damals bewunderte Form, die nun längst jenem neuen Fortifikations-Prinzip Platz gemacht hat, das jede große Festung in ein befestigtes Lager umgestaltet. Wohl an wenigen Stellen hat dies moderne Prinzip eine imposantere Anwendung gefunden, als hier in Metz. Selbst die Pariser Befestigung ist nur größer, aber nicht großartiger. Der Mont St. Quentin überragt noch den Mont Valerien.

Fünf mächtige detachirte Forts, von zahllosen Lunetten und Redouten zu schweigen, umstehen in halbmeiligem Umkreis die Stadt, jedes einzelne eine Festung in sich. Nach Osten hin: Fort St. Julien; nach Süden hin: Fort Queuleu; nach Südwesten hin: Fort St. Privat; nach Nordwesten hin: Fort des Carrières (meist Plappeville genannt), und alles andere überragend, der befestigte »Mont St. Quentin«.

Er ist der Mittelpunkt jeder Unterhaltung, der Stolz jedes Hauses. Wie am Genfersee sich alles um

den Montblanc, am Luzerner See alles um den Rigi und Pilatus, an jener geſegneten Stelle zwiſchen dem Thuner- und Brienzer-See alles um die »Jungfrau« dreht, ſo dreht ſich innerhalb der großen Moſelfeſtung alles um den Mont St. Quentin. Er iſt der Wächter, in jenem Doppelſinne, daß er nicht nur nach außen hin ſchützt, ſondern auch nach innen hin controlirt, und wer in Metz über Platz und Straßen ſchreitet, muß beſtändig das Gefühl haben, unter dem Blicke von Mont St. Quentin zu ſein. Aber dieſer Blick erhebt mehr, als er bedrückt, denn es iſt kein grotesk-neugieriges Hineinſchauen (wie man es dem Monde nachgeſagt hat und wie ſo viele Bilder es darſtellen), ſondern es iſt der große Blick der Sonne. Hoheit und Heiterkeit ſind um ihn her.

Die Esplanade, von jener Baſtions-Stelle aus, wohin ich den Leſer geführt, gönnt eine prächtige Ausſicht auf dieſen nächſtgelegenen und ſchönſten Bergkegel in der Umgebung der Stadt, der, wenn die Gerüchte ſich beſtätigen, die über ihn und die anderen Forts im Umlauf ſind, wohl bald zum letzten Male als »Heiliger Quintinus« auf Thal und Fluß herniedergeblickt haben wird. Vielleicht wird er als »Kaiſer«, oder, in Huldigung gegen den prinzlichen Feldherrn, der hier

ſelber wie ein Wächter vor Metz ſtand, als »Friedrich Karl« zu unſren Söhnen und Enkeln ſprechen. Gleichviel indeß, wie immer der Name wechſeln möge, er wird die Stätte bleiben, die der ihm zu Füßen liegenden Stadt den Stempel des Königlichen leiht.

Und es bildet ſich
Um die Beiden ein Kreis von Beſchauenden flugs umher;
Mädchen kommen ſogleich und erregen das Tambourin,
Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen iſt's Muſik.

Platen (Bilder Neapels).

Das iſt dieſelbe Rechte, die er einſt
Erhob und jenen ſchweren Sieg erfocht,
Als er die ſchnellen Parther unterjocht; ...
Und ſtill verlaſſen blickt herab der Held
Auf dieſe neue, dieſe fremde Welt.

B. v. Lepel (Der Reiter auf dem Capitol).

IV.

Zwei Cafés. Zwei Standbilder.

Noch einmal die zwei Plätze, der Cathedralen- und der Königsplatz! Wie ſie in allem einen Gegenſatz ausdrücken, ſo auch in ihren Cafés; Etabliſſements, um die ſich bekanntlich in Frankreich das öffentliche Leben noch mehr dreht, als um Hôtel de Ville und Palais de Juſtice, ſelbſt als um Kirche und — Kaſerne.

Das Café de la Cathédrale ist der Sammelplatz des bürgerlichen Metz. Hier blüht der Cognackellner, der wie ein Bankhalter die Höhe von zwanzig Karten, so die Cognac-Höhe von wenigstens zwanzig Flaschen beständig im Gedächtniß trägt, hier wird die Cigarette gewickelt, die kleine Pfeife gestopft, hier klappert von früh bis spät der Dominokasten, hier schlägt der Carambole-Ball unerbittlich an die Bande, hier sind die Blouse und der Henri-quatre zu Haus, hier schnattert's und gattert's, hier blitzen die dunklen Augen, und ein narkotischer Samum von Taback und Mocca weht heiß über die Tische hin. Hier wandern der Figaro und der Gaulois von Hand zu Hand, und lange wird es dauern, eh die Kölnische Zeitung an dieser Stelle ihren Sieges-Einzug hält.

Anders das Café am Esplanadenplatz: das Café Heaume. Auch in zurückliegenden Jahrzehnten, lange bevor die »große Wandlung« kam, war der Gegensatz da und wie das Cathedralen-Cafehaus das civile Metz beherbergte, so das Esplanaden-Cafehaus das militairische. Hier klapperte immer der Säbel mit dem Queue um die Wette, und der Champagnerkühler verdrängte zeitweilig die geschliffene Flasche des Absinth. Die letzten Oktobertage 70 gesellten zu dem alten

Gegenſatz von Civil und Militair noch einen neuen: das Cathedralen-Caféhaus blieb franzöſiſch, das Café Heaume wurde deutſch.

Hier an einem lachenden Maitage ſitzen, zumal um die Mittagsſtunde, war ein Genuß, der etwas von der Elegance der Boulevards mit der Heiterkeit des Jahrmarkts in ſich vereinigte. Unter den Laubengängen der Esplanade wogte es auf und ab, der Springbrunnen plätſcherte, die Militair-Kapelle ſpielte ihre Verdi- und Bellini-Märſche, von links her aber lärmte in die ſentimental-getragenen Töne die immer luſtige Pauke eines Carrouſels hinein; die großen und kleinen Pferde (ein ganzer Marſtall in Holz) drehten ſich immer raſcher, und Kinder und Erwachſene, Metzer Stubenmädchen und oſtpreußiſche Grenadiere, jagten ſich mit einer Schnelligkeit — glücklicherweiſe ohne ſich einzuholen — wie die rothen Teufel auf den Drehſcheiben, die man Kindern zu Weihnachten ſchenkt.

Wie alles hier einen Gegenſatz ausdrückt, die Baulichkeiten, die Cafés, die Plätze ſelbſt, ſo auch die beiden Standbilder, die ſich auf eben dieſen Plätzen erheben: der Marſchall Fabert und der Marſchall Ney. Fabert, der ſchon geboren wurde, als die Cathedrale eben erſt als ein endlich Vollendetes aus

der Hand ihrer letzten Baumeiſter hervorgegangen war, ſteht auf der Place d'armes, angethan mit jener Eiſenrüſtung, die, bis weit über die Tage des eigentlichen Ritterthums hinaus, noch in den Elitecorps des dreißigjährigen Krieges, ja ſpäter noch, als eine Art militairiſches Staatskleid fortlebte. Erſt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erloſch es; — Helm und Harniſch unſrer Küraſſiere der letzte Ueberreſt davon.

Wie anders Ney! Ueber der Uniform der maleriſch drapirte Mantel, den die Kampfes-Bewegung öffnet und nach hinten ſchlägt. In ſeinen Händen kein friedliches Blatt Papier (wie die Fabert-Statue es zeigt), kein Beſtallungs-Pergament mit Namen und Datum, ſondern das kurze Gewehr des franzöſiſchen Voltigeurs; nichts ruhig Statuariſches; alles Attaque; der alte Soldat ſiegreich über den Marſchall.

So weit die Unterſchiede; aber in einem ſind ſie gleich: als Sinnbilder der Tapferkeit und Treue. Fabert, deſſen Name jetzt verklungen iſt, war ein Ney ſeiner Zeit, ein »Brave des Braves« aus dem Jahrhundert Louis XIV., und auf dem Sockel des Denkmals, das ihm Metz, als dem tapferſten ſeiner Söhne, errichtete, durften in Erz die von ihm ſelbſt herrührenden Worte eingegraben werden:

»Si pour empêcher qu'une place, que le Roi m'a confiée, ne tombât au pouvoir de l'ennemi, il fallait mettre à la brêche ma personne, ma famille et tout mon bien, je ne balancerais pas un moment à le faire.«

So die Inſchrift. Das Erzbild des andern Platzes bedurfte ſolcher Inſchrift nicht. Ney ſprach für ſich ſelbſt. »Pourquoi tous ces titres? Michel Ney! et bientôt un peu de poudre« klingt fort im Herzen ſeiner Nation. Er ſtarb den Tod des Verräthers, und er ſtarb ihn — mit Recht; aber die Welt hat ihm längſt verziehn; er war treulos aus Treue. Er ſetzte ſein Herz über ſein Wort.

So ragen auf den zwei Plätzen von Metz zwei Standbilder auf, jedes mahnend an die großen Ruhmes-Epochen des Landes, jedes ein ſtummer Zuruf: halte aus.

Mit welchen Empfindungen, in jenen dunkeln Oktobertagen, als das Brot immer theurer und das Leben immer billiger wurde, mit welchen Empfindungen muß Marſchall Bazaine, wenn er von Ban St. Martin aus in die Stadt kam, an dieſen beiden Statuen vorübergeritten ſein, von Tag zu Tage immer nur das Eine mehr erkennend: die dritte Statue wird

nicht dir errichtet werden. Auch der Tapferſte erliegt ſeinem Geſchick. Das perſönliche Sich-Hinopfern (und dann meiſt viel Tauſende mit), das als letztes Refugium immer übrigbleibt, iſt halb Nervenſache, halb Komödie.

Als am 29. Oktober die Unſren einzogen, war die Statue Faberts in ſchwarzen Flor gehüllt!

Bis Gorze.

Ihr habt sie
Aufwachsen sehen; doch mit ihnen wuchs
Auch ein unsel'ger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend.
Braut von Messina.

»Ja, vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einst Burgund und Frankreich sich versöhnen.«
Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Jungfrau von Orleans.

Mit den Sehenswürdigkeiten von Metz, so weit sie auf der Oberfläche liegen, war ich fertig und mir verblieben für die weiteren drei Tage, die ich für die große Moselfestung festgesetzt hatte, nur noch die Schlachtfelder. Zunächst die vom 16. und 18. August. Ich engagirte einen Wagen (50 Francs für zwei Tage; keineswegs zu theuer) und fuhr an einem herrlichen Maitage südlich auf Gorze zu, um, nach einer kurzen Rast daselbst, von diesem seinerzeit vielgenannten Flecken aus, das große Plateau, auf dem die Schlacht tobte, zu erreichen.

Alſo zunächſt nach Gorze!

Der Weg dahin geſtattet von dem Augenblicke an, wo man Montigny, eine der großen Vorſtädte von Metz, im Rücken hat, einen prächtigen Ueberblick über das reiche Thal, zugleich über die bewaldete, ſchluchtendurchzogene und kuppenreiche Bergmaſſe, die am andern Ufer dem Fluſſe folgt, oder den Lauf deſſelben beſtimmt. Dieſe Bergmaſſe, deren öſtlicher Abhang uns faſt auf unſrer ganzen Fahrt begleitet, (nur die letzte halbe Meile führt uns ſchon in die Berge hinein) iſt dieſelbe, auf deren nach Weſten hin ſich dehnendem Plateau am 16. und 18. ein ſo erbitterter Kampf geführt wurde. Dörfer liegen an der uns zugekehrten Seite; andere ziehen ſich in jenen tiefen Einſattlungen hin, die hier und dort die mächtige Bergwand durchbrechen und die natürlichen Straßen bilden, mittelſt deren wir, an den Kuppen vorbei, auf die weſtlich dahinter gelegene Hochfläche gelangen. Solcher tiefen Einſattlungen ſind drei. Die eine führt auf Amanvillers zu, die zweite auf Gravelotte, die dritte (über Gorze) auf Vionville. Dieſe dritte Schlucht war die unſre. Da ſie zugleich die ſüdlichſte iſt, ſo bot die Fahrt, inſoweit ſie an den beiden andern Schluchten vorüberging, eine erwünſchte

Gelegenheit, in dieſe und die an ihrer Mündung gelegenen Ortſchaften einen Blick zu thun.

Das nächſte Dorf zur Rechten, eigentlich ein Conglomerat von dreien, iſt Juſſy, ſeinerzeit in tauſend Zeitungen und hunderttauſend Briefen immer wieder und wieder genannt. Hier, auf hoher Kuppe, war der vorgeſchobenſte unſrer Beobachtungspoſten, der, mit Hülfe ſeines Fernrohrs, nicht nur ſymboliſch, wie der Mont St. Quentin, ſondern realiter in die Geheimniſſe von Metz hineinſah. Die Esplanade lag ſo klar vor ſeinem Glaſe, daß man die Beſucher zählen konnte, die im Café Heaume ein- und ausgingen, ja, weit über Metz und ſeine Cathedrale hinweg, drang das bewaffnete Auge bis zum Fort St. Julien vor und regiſtrirte die Zahl und Stärke der feindlichen Bataillone, die ſich, mehr als einmal, gegen Servigny und Noiſſeville in Bewegung ſetzten.

Eine halbe Meile weiter ſüdwärts, hart am Fluſſe, an eben jener Stelle, wo die jenſeits nach Gravelotte hin führende Schlucht diesſeits ausmündet, liegt Ars ſur Moſelle in friedlichem Schimmer. Die zahlreichen Schlote dampfen; nur die Schläge des Eiſenhammers dringen herüber, während die Donner von Plappeville und St. Quentin her, ſtumm geworden

ſind. Wie viel Hoffen und Bangen knüpfte ſich, durch zehn lange Wochen hin, an den Namen dieſes Orts! Eine zwei Fuß breite Diele, eine Decke, eine Handvoll Stroh an dieſer Stelle gefunden zu haben, war wie ein Gewinn im Glücksſpiel; was litt und ſtarb hier alles; der Krieg kleidete ſich hier bunter als ein Markt in Cairo. Nun alles vorüber. Die Brückenbogen aus der Römerzeit ragen maleriſch auf und predigen ſtill: Vergeſſenheit.

Der dritte Ort iſt Jouy, auch Jouy aux arches genannt. Dieſes Dorf paſſirten wir direkt. Die Blicke der Bewohner waren nichts weniger als freundlich auf uns gerichtet; erſt das deutſche Wort »Briefkaſten« gab mir meine Haltung wieder und ließ mich fühlen, daß der Reichsadler ſchützend über mir ſchwebe. Ziemlich am Ausgange des Dorfs ſtreiften wir die Villa und den Gartengrund des Herrn Dreyfuß, eines Banquiers oder Fabrikherrn aus der Rothſchild-Sippe. Mein Kutſcher, der bis dahin ziemlich einſylbig geweſen war, wandte ſich jetzt lebhaft und energiſch zu mir herum und ſagte mit einem Tone, als ob er von Bayard oder Coligny ſpräche: Monsieur Dreyfuss! c'est le Monsieur, qui a marié une nièce de Mr. Rothschild. Es machte einen lächerlichen und

doch zugleich trübseligen Eindruck auf mich. Das unbedingt Häßlichste, dem ich in Frankreich begegnet bin, ist diese Devotion vor dem Golde. Arme Kerle; sie haben keinen Gott und keinen Glauben mehr und knixen vor la France und — Rothschild.

Von Jouy ist noch eine Viertelmeile bis Corny-Noveant, von denen jenes (Corny) diesseits der Mosel, dieses (Noveant) jenseits gelegen ist. Zwischen beiden Dörfern die Moselbrücke.

In Corny stieg ich aus, um dem »Schloß« daselbst, in dem sich seinerzeit das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl befand, meinen Besuch zu machen. Die Front, wenn ich recht gesehen habe, liegt dem Dorfe abgewandt und blickt auf Wiese und Park hinaus; man nimmt also sein Entrée von hinten her. Ein sackgassenartiger Raum, von Gartenmauern eingeschlossen, führt in einen von drei Seiten umstellten Hof, unter dessen einem Flügel hin sich ein tunnelartiger Thorweg zieht, der den Besucher aus dem halbwirthschaftlichen Hinterhof in den Empfangshof der Vorderseite führt. Durch diesen Tausch ist indessen wenig gewonnen, und wenn zwischen den malerischen Verdiensten des einen und des andern abgewogen werden soll, so gebührt dem Hinterhofe der Vorzug. Die

Façaden ſeiner Flügel wirken minder monoton, am Spalier hin rankt der Wein, alte Kaſtanienbäume bilden ein ſchützendes Dach und träumeriſch fällt das Waſſer aus einem Quellbrunnen nieder und füllt die Luft mit Kühle und ſtiller Muſik. Der Vorderhof iſt um vieles nüchterner; das verflachte Rococo ſeiner Thüren und Fenſter kommt zu keiner Geltung, die Stille wird zur Oede, und nur die ſchöne Avenue*), die von der Parkwieſe her auf den Schloßhof zuführt, leiht dem Ganzen eine Vornehmheit und einen gewiſſen Reiz. Ich bat, mich umſehen zu dürfen, was mir auch ſchließlich geſtattet wurde, aber zu keinem erheblichen Reſultate führte. Innerhalb — da keine Thür ſich öffnete — kam ich über Flur und Küche nicht hinaus; außerhalb aber, als ich mich in dem Park ergehen wollte, erhob eine Hundemeute, die in mir einen Pruſſien wittern mochte, ein ſo furchtbares Geheul, und ſprang und kletterte an der Umzäunung ſo bedenklich in die Höhe, daß ich meine Verſuche, weiter

---

*) Dieſe Avenue hinauf fuhr, ſehr wahrſcheinlich, am Vormittage des 25. Oktober, der 80jährige General Changarnier. Seine Beſprechung mit dem Prinzen ebnete das Terrain; am Abend des 27. wurde eine Meile nordwärts, im Schloß Frescaty (vergl. das gleichnamige Kapitel) die Kapitulation abgeſchloſſen.

vorzudringen, einstellen mußte. Die Hauptsachen indeß, wenn ich von Zimmereinrichtungen absehe, werd' ich nichtsdestoweniger gesehen haben. Der Prinz bekundete durch die Wahl von Schloß Corny jedenfalls einen feinen Geschmack. Es war, auch ehe der Herbst 1870 diesem Château einen historischen Stempel aufdrückte, ein gewisses Etwas um dasselbe her, das es, trotz all seiner architektonischen Plattitüden, weit über die Spielschachtel-Schlösser erhob, die der französische Industrialismus in den Stylen aller Jahrhunderte, wie um Paris so auch um die Provinzialhauptstädte her, in wahren Massen hat entstehen lassen.

Beinah unmittelbar hinter Corny ist die Kettenbrücke, die auf das andre Moselufer hinüberführt. Vor ohngefähr 12 Jahren brach dieselbe unter der Last von zwei Fuder Wein zusammen; die Dauben sprangen auseinander und auf tausend Schritt hin färbte der Wein das Wasser. Im selben Jahre erschien der Komet. Der blutrothe Streifen in der Mosel war ein direkter zu deutendes Zeichen.

Jenseits der Brücke tritt der Weg, nach einer Linksbiegung, beinah unmittelbar in jene dritte, hier mündende Schlucht ein, die nun, in halbstündiger Fahrt, uns in das »finstere Gorze« hineinführt.

In das »finstre Gorze«; so hieß es damals, als die Einwohner noch weinten oder fluchten, als jedes Haus ein Lazareth war, und die August- und Septemberwochen, aller Gewohnheit und Regel zum Trotz, ihre unendlichen Regenschauer aus trübem Himmel niederschickten. Aber das Gorze von heute ist alles, nur kein finstres Gorze! Die gelblichen Häuser der langen Schluchtstraße lachen im Sonnenschein, die grünen Abhänge blicken freundlich in das Städtchen nieder, und auf höchster Bergesspitze — das Thal und seinen Weinbau segnend — steht die Jungfrau Maria von Golde blinkend und überstrahlt alles mit einem Doppelschimmer von Licht.

Nicht finster ist Gorze, aber lang, wie alle Gebirgsdörfer. An zahlreichen Auberges vorüber, von denen eine, ächt französisch, die Ueberschrift »A l'idée du monde« führte, gelangten wir endlich bis an das entgegengesetzte Ende des Fleckens, wo wir vor dem »cheval blanc« Halt machten.

Eine korpulente Wirthin empfing mich, die, nach einigen Begrüßungsworten, ihrer Freundlichkeit nicht bessern Ausdruck geben zu können glaubte, als durch Angebot von »du jambon avec choucroute«. In nichts aber, und am wenigsten in Sauerkrautsfragen,

dem Deutſchthum rückſichtslos verfallen, lehnte ich ihre beabſichtigte Gutthat ab und entſchied mich für einen »gigot« zu dem ich, an dieſer Stelle, ohnehin ein größres Vertrauen hegte.

Eh dieſer Schöpſenſchlegel ſervirt werden konnte, ſchritt ich im Zimmer auf und ab, in lebhaftem politiſchem Geſpräch mit dem Wirthe, der ſich mir mittlerweile zugeſellt hatte. Ich machte an dieſem, wie an allen andern Tagen, die ich in der Umgegend von Metz (ganz beſonders auf dem Lande) zubrachte, die Wahrnehmung, daß die Lothringer in ihrer Geſammthaltung viel angenehmer, umgänglicher, freundlicher ſind, als die Elſäſſer. Ich erklär' es mir ſo. Die Lothringer, mit ihrer letzten Herzensfaſer längſt zu Franzoſen geworden, betrachten ſich völlig als Bewohner einer eroberten Provinz. Sie haben unterlegen, ſind als Beuteſtück dem Sieger zugefallen und müſſen ſich in die Geſetze deſſelben finden. Sie haben ihm gegenüber keine beſondren Anſprüche zu erheben; ſie waren ſeine Feinde, immer ſeine Feinde, und müſſen nun — als Grenzland dazu verurtheilt die Zeche zu zahlen — die Conſequenzen dieſer Gegnerſchaft tragen. So in Lothringen. Ganz anders in Elſaß. Der Elſäſſer, wiewohl politiſch total Franzoſe geworden,

iſt doch ſeinem Blut und ſeinem Stammesbewußtſein nach, mehr oder minder deutſch geblieben und gerirt ſich in dieſer ſeiner Deutſch-Eigenſchaft nunmehr als »feindlicher Bruder«. So lange er in der Präponderanz war, betonte er die Feindlichkeit und ließ die Bruderſchaft fallen; jetzt, nach langer Hoffahrt, endlich mit beſiegt und unterlegen, ſucht er den Bruder überall wieder hervor, wo es ihm paßt und perorirt ſich in den Glauben hinein, daß er als »Bruder« eigentlich »ſchlecht behandelt« werde. Ja er geht ſo weit, als feindlicher Bruder ganz beſonders ausgezeichnet, namentlich aber prämiirt werden zu wollen. Denn in den Mein- und Dein-Fragen vereinigt er die Tugenden beider Nationen.

Die Lothringer, ſo ſagt' ich, erwieſen ſich mir als umgänglicher, als nahbarer, und, im Einklange damit, zeigten ſie ihre relativ freundliche Geſinnung auch in der Sprachenfrage. Sie entſchuldigten ſich, des Deutſchen nicht mächtig zu ſein, oder gaben wenigſtens erläuternde Erklärungen darüber ab. So auch mein Cheval-blanc-Wirth.

Wir unterhandelten noch über dieſe Dinge, als der Gigot intervenirte und mein gefälliger Plauderer Miene machte ſich zurückzuziehn; ich bat ihn aber zu

bleiben, was er auch annahm. Wir ſtießen nun an auf »gute Zeiten«, ein Trinkſpruch, unter deſſen weitem Mantel alle Nationalitäten momentan untergebracht werden können. Ich ſprach dann, halb ſcherzhaft, von den Zeiten, wo er »un vrai prussien« ſein, und ſein älteſter Sohn in der Berliner Garde dienen würde. Im ganzen Lande werde man ſich bald davon überzeugen, daß man gar keinen ſo üblen Tauſch gemacht habe und daß die deutſchen Regierungen im Gegenſatz zu der franzöſiſchen (die er vorher ſelber angeklagt hatte, immer nur an ſich, d. h. an die eigne Taſche gedacht zu haben) ein Gewiſſen und eine Vorſtellung von der Heiligkeit des Amtes beſäßen. Er hörte mir aufmerkſam zu und ſagte dann (ich finde die Worte in meinem Notizbuch): Nous le savons bien: votre gouvernement est juste; c'est beaucoup; mais nous sommes français; nos sentiments sont tout-à-fait pour la France, et — être allemand, jamais! Ich ſah ihm an, daß er es ernſthaft meinte und verſuchte deshalb, ihm von der ernſteſten Seite her, die es für einen Franzoſen giebt, beizukommen, von der Geldſeite. Ich ließ alſo einfließen, daß es doch auch etwas ſei, an der Aufbringung der fünf Milliarden keinen Theil nehmen zu müſſen. Er wollte

aber von dieſem Troſt nichts wiſſen und ſagte raſch und decidirt: J'aimerais mieux payer et — rester chez la France. L'Allemagne, oh . . .

In dieſem Augenblick erſchien wieder, um dem Dejeuner durch Mandeln und Biscuit den letzten Schliff zu geben, die corpulente Dame, bei der ich mich nun beſchwerte, daß ihr Eheherr ein ſo obſtinater Franzoſe ſei. Sie lächelte, als ob ſie ſagen wollte: in dem einen Punkte ſind wir einig. »Eh bien,« fuhr ich fort, zugleich das große Laib Brot vom Teller nehmend, »dies Brot wird künftig auf deutſcher Erde wachſen und das ſagt alles.«

Aber einem Franzoſen iſt ſchwer beizukommen. Er nahm den Teller, auf dem das Brot gelegen hatte, drehte ihn zwiſchen den Fingern und ſagte dann: »deutſche Erde! Sehen Sie hier dieſen Sonntagsjäger. Er glaubt einen Faſan getroffen zu haben; aber es war die bunte Mütze ſeines Nachbars; der Faſan flog davon.«

Das Schlachtfeld vom 16. Auguſt.

Sie haben Tod und Verderben geſpie'n, —
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben ſie niedergeritten.

F. Freiligrath.

* * *

Der Tod iſt gekommen,
Der Sieg aber auch,
Durch alle Herzen wehet
Der Verheißung Hauch.

G. Heſekiel.

(St. Marie aux Baraques. Mars la Tour. Vionville.)

Um 2 Uhr wieder zu Wagen. Das Terrain ſteigt, unmittelbar hinter Gorze, ziemlich ſteil bergan; wir fuhren alſo Schritt. Zwei Franzoſen geſellten ſich uns und baten aufſteigen zu dürfen; ich überließ die Entſcheidung dem Kutſcher, der am Ende wiſſen mußte, was er ſeinem Braunen bieten könne und was nicht. Er nickte zuſtimmend (brauchte er doch nicht ſelbſt zu ziehen) und ſo waren denn alle Plätze beſetzt. Als wir die Höhe ziemlich erreicht hatten, gewahrte ich eine Kapelle, nach deren Namen ich mich erkun-

digte. »Das ist St. Thiebault«, sagte der eine, »eine Heilquelle und ein Wallfahrtsort. Am 1. Juli pilgern viele Tausende hierher, um sich der Fürsprache des Heiligen zu empfehlen.« Er sagte das in jener schelmisch drüberstehenden Weise, in der die Franzosen, beinah ausnahmelos, kirchliche Dinge zu behandeln lieben. Ich that, als überhört' ich die Schelmerei und fragte ganz ernsthaft: »woher nur die große Theilnahme?« »Oh, on danse le soir« antwortete er, ohne eine Miene zu verziehen.

Sehr bald hinter St. Thiebault hört die Steigung auf; beide Männer dankten und gingen links ab auf ihre Felder; nach rechts hin aber dehnte sich nun jenes berühmte Plateau »vom 16.«, an dem für uns so viel Ruhm und — so viel Thränen hängen. Zunächst hindern Erdhebungen und vorgelegene Gehölze die Aussicht, sehr bald aber kommen offne Stellen, die nun den ganzen Blick frei geben: dort Tronville und Bionville, an der Pappellinie hin, die die Richtung der großen Straßen angiebt; hier, weiter vor im Grunde, das vielgenannte Gehöft von Flavigny; daneben rechts die ersten Häuser von Rezonville; (Mars la Tour, zur Linken, verbirgt sich noch in einer Terrainwelle). Der Wind geht leise, der Himmel ist

blau, die rothen Dächer von Flavigny leuchten über das Feld hin; wie sonnig, wie friedlich alles; nur hier und dort (aber im Ganzen doch wenig bemerkbar) ragt ein Hügel auf und ein daneben stehendes Kreuz. Dieser friedlich-stille Eindruck bleibt auch, wenige Stellen abgerechnet.

Einer solchen nähern wir uns jetzt: St. Marie aux Baraques oder auch blos les Baraques genannt, ein zerstörtes Gehöft. Der Kampf ging nicht eigentlich bis zu dieser Südwestecke des Schlachtfeldes; die Baulichkeiten erlagen also wohl dem Granatfeuer, das die Franzosen von jenseit Vionville her, gegen diesen uns als Repli dienenden Punkt richteten. Der Besitzer von les Baraques wurde standrechtlich erschossen; er hatte Zeichen gegeben und unsre Zahl und Stellung verrathen. So wird erzählt.

Bei les Baraques biegt der Weg nach rechts ab und führt uns nunmehr, an der westlichen Flanke des fast ein Quadrat bildenden Schlachtfeldes hin, auf Mars la Tour zu. Die Entfernung beträgt eine halbe Meile.

Mars la Tour, in den Friedensbestimmungen bei Frankreich verblieben und deshalb der Sehnsuchtsort, wohin sich die Blicke aller zwangsweis deutsch gewor-

denen Proprietaires der Nachbardörfer richten (»wir wirthſchaften noch fünf Jahre, dann ziehen wir hinüber«) — dieſes Mars la Tour iſt mehr ein Flecken als ein Dorf und würde mit ſeiner breiten Straße und ſeinen zweiſtöckigen Häuſern einen beinahe ſtädtiſchen Eindruck machen, wenn nicht hier, wie in ſo vielen andren franzöſiſchen Ortſchaften, die Unſitte herrſchte, die Düngerhaufen unmittelbar vor die Häuſer zu legen. Dazu Betten in der Sonne, ein beſtaubter Fruchtſtrauch am Spalier, nirgends ein friſcher, ſchattengebender Baum, — ſo entſteht jene »greiſenhafte Erſcheinung«, von der ich, nach einem Pückleriſchen Citate, ſchon Seite 16, in dem Kapitel »Bis St. Quentin, geſprochen habe.

Eine einzige Stelle macht hier eine Ausnahme, der von Kaſtanien umſtellte Kirchenplatz. Die Kaſtanien ſind ſo jung wie die Kirche alt iſt. Sie iſt die größte, die ſtattlichſte, die in ihrer Erſcheinung originellſte, die ſich auf dem ganzen Schlachtenterrain vorfindet. Vionville, Gravelotte, Amanvillers, ſie haben geſchmackloſe kleine Thürme mit einer nichtsſagenden, aus vier Brettern zuſammengeſtellten Pyramide, — Mars la Tour aber, im Einklang mit ſeinem Namen, den man wohl mit »Kriegsthurm«

überſetzen darf, trägt eine maſſive Mauerkrone ſtatt der hölzernen Spitze.

Intereſſant wie die äußre Erſcheinung, iſt auch die innre Ausſchmückung. An den Wandpfeilern ragen vierzehn große Oelbilder auf, die die Leidensgeſchichte des Erlöſers darſtellen. Alſo ein Calvarienberg, ein Stationsgang bis Golgatha, innerhalb der Kirche ſelbſt. Wie ich ſchon an andrer Stelle hervorgehoben habe, es giebt Weniges, worin ſich ein allgemeines höheres Kunſtmaaß der Franzoſen beſſer zu erkennen gäbe, als in der Ausſchmückung ihrer Dorfkirchen. Aus der ganzen Priegnitz, wenn ich ſie umſtülpen könnte, würden höchſt wahrſcheinlich nicht vierzehn ſolche Paſſionsbilder herausfallen, wie ſie dieſe eine Kirche von Mars la Tour aufzuweiſen hat.

Ich durchſchritt das Dorf ſeiner ganzen Länge nach, aber nirgends nahm ich Zerſtörungen wahr. Es ſcheint in der That, daß der Kampf, der doch zur Hälfte den Namen dieſes Dorfes trägt, an eben demſelben nur vorüberfegte. Freilich nah' genug. Der nur tauſend Schritt öſtlich gelegene Wald (den im Norden die alte Römerſtraße, im Süden die zwiſchen Mars la Tour und Gravelotte laufende Chauſſee begrenzt), dieſer Wald, um den beinah zehn

Stunden lang gerungen wurde, und der ganz und gar der »Swiepwald« dieſes Tages war, ſcheint wie ein Blitzableiter gewirkt und das zu Häupten des Dorfes ſtehende Wetter glücklich auf ſich abgelenkt zu haben.

Dieſem Walde fahren wir jetzt zu, indem wir uns anſchicken, unter abermaliger Rechtsbiegung die dritte Seite des Schlachtfeld-Quadrats zu beſchreiben. Dieſe dritte Seite, die nördliche, iſt die eigentliche Kampfeslinie. Es iſt der zwiſchen Mars la Tour und Gravelotte gelegene Abſchnitt der großen Metz-Verdun-Straße, auf der am 16. Auguſt Marſchall Bazaine ſeinen Abzug bewerkſtelligen wollte. Hier trafen wir ihn in ſeine linke Flanke, hier zwangen wir ihn zu ſtehn, hier hielten wir ihn feſt, hier warfen wir ihn zurück. Das Reſultat des Tages war kein eigentlicher Sieg; es lief auf eine großartige Marſchſtörung hinaus; dieſe war erreicht; an ihr hing vielleicht der Krieg. Wir ſagen vielleicht. Denn bekanntlich iſt die ganze Bedeutung der Metz-Einſchließung angezweifelt worden. Es gab eine Epoche (kurz vor der Capitulation), wo man ſie geradezu für einen Fehler erklärte. Der endliche Ausgang hat jedenfalls zu ihren Gunſten entſchieden.

Die Nordseite des Schlachtfeldes ist etwa eine Meile lang; — sie wird durch die Dörfer Vionville und Rezonville in drei gleiche Theile gegliedert: in Mars la Tour-Vionville, Vionville-Rezonville und Rezonville-Gravelotte. Der Kampf drehte sich anfangs um die Mittelposition Vionville-Rezonville (inklusive Flavigny); die Flügel links und rechts wuchsen erst im Laufe des Tages an. Was schließlich den Ausschlag zu unsren Gunsten gab, will sagen, den Feind von seinem Weitermarsch, beziehungsweise von seinen Durchbrechungsversuchen abstehen ließ, wird für den Augenblick schwer zu sagen sein; wahrscheinlich war es der Druck, den wir, am späten Abend noch, mit Hülfe neu eintreffender Regimenter des VIII. und IX. Corps, auf seinen linken Flügel ausübten. Dies war zwischen Rezonville und Gravelotte. Die zahlreichen, durch den ganzen Lauf des Tages hin unsrerseits wiederholten Cavallerie-Angriffe, an denen gleich ruhmvoll, aber nicht gleich erfolgreich alle Cavallerie-Brigaden des III. und X. Corps, einschließlich der Garde-Dragoner, theilnahmen, sie waren Nothbehelfe, die in Abwendung des Aeußersten, nämlich der Umzinglung und Vernichtung unsrer 6. Division, reussirten, aber (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des imposanten An-

griffs der Brigade Barby, nördlich von Mars la Tour) die Entschlüsse des Feindes nicht nachhaltig bestimmen, seinem Marsche, auf Verdun zu, nicht ein eigentliches Halt gebieten konnten.

Halben Wegs zwischen Mars la Tour und Vionville, an derselben Stelle wo rechts der Straße die Häuser des Dorfes Tronville sichtbar werden, schiebt sich, von links her, der so berühmt gewordene, mehrerwähnte, auf den mir vorliegenden Spezialkarten zur Zeit noch unbenannte Wald bis dicht an die Chaussée heran. Er sah so unschuldig aus, daß ich unwillkürlich aus Lenau citirte:

Klar blickt der alte Sünder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

Und was hatte er alles gethan! Wie ein Hohofen das Holz klafterweise verzehrt, so hatte dieses Wäldchen Bataillone verschlungen. Es ist so klein, daß man meinen möchte, es seien hier mehr Menschen gefallen, als Stämme an dieser Stelle stehen. Vier Brigaden, die Brigaden Bismarck, Lehmann, v. Woyna, Diringshofen, wurden hier decimirt; das Regiment Nr. 24 ließ über die Hälfte seiner Offiziere und mehr als ein Dritttheil seiner Mannschaften auf dem Platz. Es war ein Kampf, der an Opfern von

dem berühmten Sturm auf St. Privat kaum übertroffen wird.

Wo sie alle eingescharrt wurden, wer sagt es, oder zum mindesten wer sieht es, wenn er hier auf welligem, walddurchzogenem Terrain vorüberfährt. Von den Gräbern der drei hannöverschen Brigaden: Lehmann, Woyna, Diringshofen, sah ich beispielsweise keins; aber meine speziellen Landsleute, die 24er, sprachen in einem Riesengrabe zu mir. Hart am Wege, rechts, ragte der Hügel auf, unter dem die Ueberlebenden, am Tage nach der Schlacht, 13 gefallene Offiziere, darunter die Majors v. Sellin und Rechtern, bestattet hatten. Bretterkreuze mit halbverwaschenen Inschriften (seitdem wahrscheinlich aufgebessert) gaben die Stelle an, wo jeder Einzelne lag. Daneben hatten die 64er ihr Grab, dem andern gleich an Schlichtheit, nur kleiner. Auch hier las ich und notirt' ich die Namen. Der vorletzte war v. Bauchet. Ich kannte seine Eltern. Und sieh', auf dem absolut kahlen Grabe blühte genau an dieser einen Stelle eine vereinzelte Campanula, — ein aufgegangenes Samenkorn, das der Herbstwind des vorigen Jahres hierher getragen hatte. Ich pflückte die Blume, und diese allein (im Gegensatz zu so vielen andern, an die sich

minder ernſte Betrachtungen knüpften) hab' ich mit heimgebracht und überliefert*).

Von dieſer Stelle bis Vionville iſt nur noch 10 Minuten. Hier begegnet man vereinzelten Spuren des Kampfes. Vionville iſt das kleinſte unter den vier, am Nordrande des Schlachtfeldes gelegenen Dörfern, das kleinſte und das compakteſte. Eben deshalb war es (wie ein Quarré) zur Vertheidigung vorzüglich geeignet. Es baut ſich aus drei kurzen Parallel-Straßen auf, von denen jede aus nur ſieben bis acht Gehöften beſteht, jedes einzelne wiederum von Steinmauern eingefaßt. Der Kirchthurm, wiewohl unbedeutend, iſt weithin ſichtbar. Ihm zur Seite, in einer Mulde nach rechts, liegt Vorwerk Flavigny, nur ein, zwei Gehöfte ſammt etlichen Wirthſchaftsgebäuden. Dieſe nahmen die 35er gleich zu Anfang, und hielten ſie, durch alle Schwankungen des Tages hin, eiſern feſt. Ob

*) Einen regelrechten Grabſtein hatte am 6. Mai, als ich das Schlachtfeld vom 16. Auguſt befuhr, von allen Gräbern, die ich ſah, nur ein einziges Es war wohl eine in Gorze angefertigte Steinmetzen-Arbeit und trug die Inſchrift: „Hier ruhen in Gott der Reſerve-Unteroffizier Max Ebel aus Neu-Ruppin, unſer geliebter Sohn, und Max Krauſe aus Berlin, nebſt fünf ihrer Kameraden vom preußiſchen Infanterie-Regiment Nr. 64; gefallen am 16. Auguſt 1870.“ Uebrigens weiß ich, daß ſeitdem verſchiedene Grabſteine gelegt und Denkmäler errichtet worden ſind.

auch Vionville ſelbſt, laß ich dahingeſtellt ſein; ich glaube, es ging momentan wieder verloren, vielleicht in jener heißen Stunde, wo die Cavallerie-Brigade v. Bredow hier attackirte, um der hartbedrängten 6. (brandenburgiſchen) Diviſion wieder Luft zu ſchaffen. Es war die unvergängliche Stunde der Halberſtädter Küraſſiere unter Major v. Schmettow. Sie verdienten ſich an dieſem Tage, neben all' ihrem andern Ruhm, auch das ſchöne Lied (eins der beſten, das dieſer Krieg zeitigte), deſſen drei erſte Strophen ich hier mittheile:

Es brüllt die Schlacht von Mars la Tour
Und hagelt Blei und Tod.
Dort ſtehn die Brandenburger nur
Und leiden große Noth.
Da ſprengt und ruft ein Offizier
Durch Dampf und Donner durch:
Vor! Halberſtädter Küraſſier',
Und rettet Brandenburg!

Sein Teſtament ſchreibt der Major
Auf ſeinen Sattelknopf,
Die Reiter biegen weit ſich vor
Bis auf den Pferdekopf.
Es jauchzen die Trompeten auf
Und die Standarte fliegt:
Marſch, Marſch, in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis Alles liegt!

So geht es drauf. Als Schmettow ſie
Zum Sammeln wieder ruft,
Iſt ſtumm des Feindes Batterie
Und Brandenburg hat Luft;
Hat Luft; doch ſieh', in Frankreich hat's
Um Mitt' Auguſt geſchneit; —
Da liegt die Blüthe Halberſtadts
Im weißen Waffenkleid*).

Nordwärts der Straße, da wo die Maſſen des Feindes ſtanden, ſind die Gräber der braven Küraſſiere. An der Südſeite, in einem eingehegten Obſtgarten, haben 35er ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Hier ruht Lieutenant v. Buddenbrock, vielleicht der Sohn des tapfern Diviſionairs, an deſſen Ausharren das Schickſal des Tages hing.

---

*) Seit jenem Tage, wo General v. Pape (damals Oberſt) über die Angriffe der ſich opfernden öſtreichiſchen Reſerve-Kavallerie (zwiſchen Rosberitz und Langenhof) ſchrieb: „Und ſo ſchmolzen dieſe Weißmäntel hin, wie der Schnee an der Sonne“ iſt wohl über einen Küraſſier-Angriff nichts Schöneres geſagt worden, als dieſe letzten Zeilen. Im Originale heißt es genau:

Doch was iſt das? in Frankreich hat
Es im Auguſt geſchneit,
Da liegt das halbe Halberſtadt
Im weißen Waffenkleid.

Das „halbe Halberſtadt“ mit ſeiner brillanten Alliteration iſt viel beſſer als „Blüthe Halberſtadts“; aber andererſeits wird der Herr Verfaſſer ſelbſt vielleicht dieſe Genitivform und das Wegfallen der proſaiſch wirkenden Frage: „Doch, was iſt das?“ als eine Verbeſſerung anſehen.

Es war ein Sonnabend, als ich Bionville paſſirte; der Feierabend brach herein und die Glocken gingen. Es ſchien aber faſt, als ob ſie nur zum Wirthshaus riefen, denn vor den vielen Auberges: »Au Lièvre vivant«, »A la Poule qui boit« etc., ging es luſtig her und ich hörte Stimmen: pas cela; du vin blanc, du vin blanc.

So kam ich bis an das letzte Haus des Dorfes. Vor dieſem hatt' ich einen Anblick, den ich, weil ich ihn hier hatte, nie vergeſſen werde. Zum Sonntag war ein Zicklein geſchlachtet worden. Da lag es in ſeinem Blut, hart an der Schwelle. Der »Cultivateur«, der hier wohnte, nahm einen Blaſebalg und blies das Zicklein auf.

So ſchied ich von Bionville. Eine halbe Stunde ſpäter war ich in Gravelotte.

Gravelotte.

> Je suis véritablement du sang Royal; ... mais sans doute, le cadet le plus avantureux, que la maison a jamais eu.
>
> Leſſing (Minna von Barnhelm).

Die ſagen ſo, und jene ſo,
Die ſagen hier, und jene da;
Ein Glück nur, daß es irgendwo
Und daß es überhaupt geſchah.

Es war ſchon Lampenzeit, als wir in Gravelotte eintrafen. »Au cheval d'or« hieß es auf dem Schilde; Mr. Drouant empfing uns und ſprach zwanglos von den zwei großen Tagen, vom 16. und 18., dann von den Belagerungswochen, wo General Manſtein in ſeinem Hauſe gewohnt habe. Das Zutreffende dieſer Angabe ſtehe dahin; ich werde noch, im Laufe dieſes Kapitels, Gelegenheit haben hervorzuheben, wie ſchnell die Sage auch hier bemüht geweſen iſt, beſtimmte Lokalitäten mit einem Nimbus zu umgeben, der ihnen gar nicht zukommt.

Es war die Stunde für das Souper, das ſich Table d'hôte-artig auf einem langen Tiſch vorzubereiten

begann. Madame Drouants Befehle leiteten das Ganze; es war ein Beſteck- und Teller-Geklapper, ein Falten und Aufrichten von Servietten, das jedem Hôtel d'Angleterre an jedem beliebigen Schweizer-See zur Ehre gereicht haben würde; ich blickte nur dann und wann auf alle dieſe Vorbereitungen hinüber, während mein Bleiſtift über die Blätter meines Notizbuches lief, das ſich mit Beſchreibung alles deſſen, was ich ſeit Gorze geſehen, zu füllen begann.

Ich ſollte aber nicht ungeſtört damit zu Ende kommen. Ein kleiner, ſpindeldürrer Herr, Mitte funfzig, an dem nichts groß war als die Naſe und der graue Henriquatre, erſchien vor mir, legte ſein Militairkäppi rechts zur Seite, ſtellte eine Folio-Mappe wie einen Bruſtſchild vor ſich und ſprach nun, das Kinn auf den Mappenrand legend, über dieſen hinweg. Es war ein letzter Vetter aus der Familie Donchuizote. Ach, ich hatte in dieſem Augenblicke keine Ahnung davon, daß er wirklich einem alten Hauſe angehörte, noch dazu einem alten, hiſtoriſchen Hauſe, das bereits leibhaftig nach der höchſten Macht rang, als der Ritter von La Mancha erſt erfunden wurde. Aber dies war mir noch Geheimniß. Zunächſt ſtellte er ſich mir, ruhig und unbefangen, als ehemaligen Sergeant-

major eines Genie-Regiments vor, der »bis zur Veränderung der Verhältniſſe in dieſen Gegenden« Mairie-Schreiber in Gravelotte geweſen ſei. Die viele unfreiwillige Muße, die ihm ſeitdem zu Theil werde, habe er benutzt, um ein Tableau der Schlacht von Gravelotte zu entwerfen (er präſentirte mir daſſelbe), das »militairiſche Genauigkeit und ſchuldige Rückſichtnahme auf die eigenthümlichen Terrainverhältniſſe mit Ueberſicht und künſtleriſcher Anordnung, vielleicht auch mit künſtleriſcher Durchführung zu vereinigen trachte«. Er ſprach dies alles mit einer beſcheidenen Sicherheit, als ob Leonardo da Vinci dem König Franz I. ein Buch oder eine Skizze überreiche. Es machte alles einen ſehr guten Eindruck, nur nicht das Tableau. Es war ein Unding, ein auf Stein gezeichneter Nonſens, wie wenn Kinder auf Schiefer malen. Ich fand es ſo ſchlecht, daß ich, einen Augenblick geärgert, die Kauf-Zumuthung abwies, was mir jetzt leid thut. Denn wenn ich ihn als Künſtler beſchämt hatte, ſo beſchämte er mich als Menſch. Er ließ nämlich das Blatt ruhig in ſeine Mappe gleiten, verbeugte ſich, wie um anzudeuten, »das Geſchäftliche iſt nun erledigt« und ſetzte ſich dann auf einen nebenſtehenden Stuhl, um im Geplauder mit mir, Gentle-

man gegen Gentleman, die Tagesereigniſſe zu beſprechen. Den größten Eindruck ſchien General Steinmetz auf ihn gemacht zu haben, den er, ich weiß nicht wo, geſehen hatte oder geſehen haben *wollte*, und den er, wie einen Edelſtein, jedesmal flüchtig blinken ließ, wenn die Unterhaltung anfing etwas grau zu werden. Ich hatte, ehrlich geſtanden, mehr ein Intereſſe ihn über ſich ſelbſt, als über den Sieger von Nachod ſprechen zu hören, in Betreff deſſen er mir doch eine ſehr fragliche Autorität blieb, und ſuchte deshalb das Geſpräch immer wieder auf die Tage der Mairie-Schreiberſchaft hinüber zu lenken. Er war mir darin ſchließlich auch zu Willen, ſagte weder zu wenig noch zu viel, und ſo erfuhr ich denn, daß er »ein *Guiſe*, freilich aus einer jüngeren Linie (ligne cadet) ſei«, und daß er, »bei allen Wandlungen ſeines Geſchicks, doch immer bemüht geweſen ſei, jenes großen Hauſes würdig zu leben, das einſt geſtrebt habe d'être roi«. Ich muß ihm das Zeugniß ausſtellen, daß ſeine ganze vornehm-reſervirte Haltung, in glücklichem Verein mit der abſoluten Ausgetrocknetheit ſeines phyſiſchen Menſchen, all ſeine Ausſagen höchſt vortheilhaft unterſtützte; dennoch konnte ich das Bild des Chevalier Ricaut de la Marlinière, Seigneur de Prêt-au-

val, de la Branche de Prens d'or nicht ganz los werden, und zwischen all dieser Haltung hindurch hörte ich es mitunter leise klingen: »Vous-êtes bien bonne, Mademoiselle; tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur«.

Nun kam das Souper, das ich — die meisten Plätze blieben leer — mit einigen liebenswürdigen Pionier-Offizieren vom 9. Bataillon (wenn ich nicht irre) zu theilen hatte und das, in der Fülle seiner Gänge, hier wie überall für jeden jungen Prinzen ausgereicht haben würde. Beim Dessert brachen die Militairs auf, die noch nach Rezonville hinüber mußten, und überließen das Terrain, will sagen die Knackmandeln und den Rochefort-Käse, mir und dem Mr. Drouant, der sich inzwischen mit einem Freunde zur Fortspinnung der unterbrochenen Conversation eingefunden hatte. Diese ging ganz in den Geleisen, wie am Mittag desselben Tages in Gorze. Zwischen dem cheval d'or und dem cheval blanc war kaum ein Unterschied wahrzunehmen; man war artig, heiter, entgegenkommend, aber — französisch. »Mein Sohn wird nie den preußischen Rock tragen; noch drei Jahre, so verkauf' ich und beschließe meine Tage in Mars la Tour«. So hier wie überall. Das Gespräch

glitt dann wieder, genau wie im cheval blanc, auf das »Französisch sprechen« hinüber, und zu meiner Beschämung wurde mir immer klarer, daß ich, an jenem ersten Tage in Metz, an den armen Conciergen ganz ungerechtfertigte Anforderungen gestellt hatte. »Sie müssen sich nicht aigriren, — so etwa nahmen Mr. Dronant und sein Freund abwechselnd das Wort — wenn Sie nirgends in Lothringen einem deutschen Ton begegnen. Wir sind hier Französische Lothringer und viele von uns haben erst während der Schlacht- und Belagerungstage das erste deutsche Wort gehört. Aber auch in Deutsch-Lothringen dürfen Sie es so streng nicht nehmen. Die Leute sprechen wohl noch deutsch, an der Grenze hin vielleicht auch ausreichend und ohne besondere Mühe, aber im Großen und Ganzen sind alle Lothringer des Deutsch-sprechens entwöhnt. Jeder dachte an die Möglichkeit, das Französische über den Rhein zu tragen, aber gewiß nicht an die Möglichkeit, es von dorther besiegt und verdrängt zu sehn; so war das Deutsche, auch bei den Deutsch-Lothringern, ein todtliegendes Kapital; es rostete; denn auch der Geschäftsverkehr mit den Deutschen ging in französischer Sprache. Sie bequemten sich uns eben.«

So lief das Gespräch, bis die elfte Stunde heran kam. In einer Art Schlafsaal, dessen 4 Betten eben so viele Wandschränke waren, wurd' ich untergebracht und schlief so ruhig, als wären in diesem Hause immer nur Hochzeit und Kindelbier gefeiert worden und als hätten hier nie und nimmer brechende Herzen ihren letzten Seufzer in die Heimath geschickt.

Am andern Morgen war ich früh auf; es lag noch viel vor mir. In Gravelotte selbst hatt' ich noch den Kirchhof zu besuchen, der einen leidlich guten Ueberblick über den rechten Flügel des Schlachtengrundes vom 18 gestattet. Also dorthin.

Die Kirche befindet sich in einer Querstraße, zeigt an manchen Stellen noch gothische Ueberreste, ist als Ganzes aber modernisirt und trägt den nüchtern-kümmerlichen Stempel, den beinah Alles hat, was unter die renovirenden Hände des vorigen Jahrhunderts kam. Ich machte selbstverständlich diesen Kirchenbesuch auch nicht um der Kirche selbst willen, sondern weil mir durch Madame Drouant in feierlichster Weise versichert worden war, »der Friedhof von Gravelotte sei es, wo Seine Majestät der König von Preußen die Sieges-

nachricht durch General Moltke empfangen habe«. An Ort und Stelle kam dieſe Verſicherung wieder etwas ins Schwanken, weil ſämmtliche Anweſende ſich über die Stelle nicht einigen konnten. Nach einigen war es in oder vor einem der beiden, dem Kirchhofsportal gerade gegenüber gelegenen Eckhäuſer geweſen, von denen das kleinere die Inſchrift trägt: »Gillet, Boulanger. Epicerie et Mercerie«; nach andern lag der Schauplatz jenſeit der Kirchhofsmauer, mehr oſtwärts, wo der König, auf einem großen Feldſtein ſitzend, die Mauer als Rückwand, das Schlachtfeld, beſonders die Schlucht, in der der Kampf tobte, überblickt habe. Dies hatte viel für ſich. Ich ſetzte mich alſo auf den großen Feldſtein, hatte mein Hochgefühl, und ſprang erſt auf, als plötzlich ein langverblaßtes Bild wieder vor mir aufſtieg: ein Berliner Eiſenkrämer, der (zu meinem Entſetzen) einſt in Weſtminſter-Abtey, ſich auf den Thron der Könige von England geſetzt und in der »Sprache ſeiner Heimath« geſprochen hatte.

Ich hätte mir den Steinſitz gut und gern noch 5 Minuten gönnen können, denn Madame Dronant, ſowie ſämmtliche Um- und Anwohner des Kirchhofs, waren gleichmäßig im Irrthum; der König hatte an jenem denkwürdigen Abend weder auf der Bank

des Boulanger, noch auf dem ſchlachtfeld-überblickenden Feldſtein geſeſſen, war überhaupt ſchwerlich nach Gravelotte ſelbſt hineingekommen. Das Ganze ein neuer Beweis dafür, mit welcher äußerſten Vorſicht die an Ort und Stelle reifenden Sagen (die man doch geneigt ſein könnte als die zuverläſſigſten anzuſehen) in der Regel aufzunehmen ſind.

Der König empfing die Siegesnachricht an ganz anderer Stelle. Darüber im nächſten Kapitel.

Rezonville.

Und wie die Nacht ausbreitet
Ihr dunkles Leichentuch,
Da über das Schlachtfeld reitet
Ein ſtiller, ernſter Zug; —
Der, hoch an ſeiner Tête,
Iſt König Wilhelm, der Held,
Auf blickt er im Gebete
Zum blauen Sternenzelt.

A. Duncker.

Um 10 Uhr war ich wieder zu Wagen, um nun das Schlachtfeld vom 18., inſonderheit das Centrum und den linken Flügel, zu befahren, wie ich Tags zuvor das Schlachtfeld vom 16. befahren hatte. Das Centrum war Verneville. Der nächſte Weg dahin ging gradaus nordwärts über die vielgenannten Fermen Mogador und Malmaiſon (die kahlen Wände der erſtren ſah ich aufragen), ich durfte aber einen kleinen Umweg nicht ſcheuen, weil mir ſelbſtverſtändlich daran liegen mußte, auch noch Rezonville mit in den Kreis der Erinnerungsplätze hineinzuziehen. So denn wieder weſtwärts, zwei Kilometer zurück auf dem-

ſelben Wege, auf dem ich geſtern gekommen war. In einer Viertelſtunde hatt' ich das vielgenannte Dorf erreicht.

Rezonville iſt etwas kleiner als Gravelotte, aber an Wirthshäuſern, ſo viel ich wahrnehmen konnte, ihm überlegen. Wir hielten vor einem, das die Doppelinſchrift trug: »A la Gloriette« und darunter in großen Buchſtaben: »K. Preußiſches Unteroffizier-Caſino 1870«. Die erſte Frage galt natürlich dem Hauſe, in dem der König in der Nacht vom 18. auf den 19. geſchlafen habe; man zeigte es mir. Eh' ich den Leſer indeß in daſſelbe einführe, ſchildre ich ihm, ſoweit Se. Majeſtät dabei in Rede kommt, die letzten Stunden jenes denkwürdigen Tages. Es war nämlich auch in Rezonville (und eben nicht in Gravelotte), wo der König die Siegesnachricht, oder richtiger vielleicht die letzte Beſtätigung des errungenen Sieges empfing. Erſt Mittheilungen, die in eine viel ſpätre Zeit fallen als mein Beſuch in dieſen Gegenden, haben mir darüber Gewißheit verſchafft. Ich laſſe folgen, was ich erfahren habe.

Der König verließ 4 Uhr früh ſein Hauptquartier Pont à Mouſſon zu Wagen. In Gorze beſtieg er ein Reitpferd, den »Romeo«, und ritt bis auf die Höhe

von Flavigny, in ziemlich gleichmäßiger Entfernung von Vionville links und Rezonville rechts. Hier verblieb Se. Majestät bis 4 Uhr und empfing die von allen Seiten her eingehenden Meldungen. Es scheint, daß er nach 4 Uhr den Platz wechselte und auf eine andre, mehr in unmittelbarer Nähe von Rezonville, also mehr in Front gelegene Höhe ritt. Hier vergingen abermals Stunden. Vielleicht um 7 Uhr (es ist immer mißlich mit Zeitangaben) erschien er aufs Neue weiter vorwärts, muthmaßlich hart an der Schlucht, an deren diesseitigem Rande Gravelotte gelegen ist, und hier war es, wo er in die »historischen Granaten von Königgrätz« hineingerieth, aus denen ihn diesmal Minister von Roon entfernte. Die Situation war so bedenklich wie nur möglich; Rittmeister von Buddenbrock vom Leib-Kürassier-Regiment wurde durch einen Granatsplitter an der linken Hand verwundet; derselbe Splitter sprang ab und tödtete noch das Pferd des Hofmarschalls, Grafen Perponcher. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Stelle, wo dies alles stattfand, der ziemlich hart an der Schlucht gelegene Kirchhof von Gravelotte war, und daß hieraus die Dorf-Tradition, die ich am Schluß des vorigen Kapitels erzählt habe, entstanden ist. (Nach einer andern Angabe lag

der Punkt, wo Se. Majeſtät ins Granatfeuer gerieth, mehr nordwärts, der Straße von Doncourt zu.)

Die hereinbrechende Dunkelheit, die es unmöglich machte, des ohnehin in den Wäldern ſteckenden Feindes anſichtig zu werden, ließ ein ſich ferneres Exponiren doppelt unräthlich erſcheinen und ſo kehrte der König, weſtlich Rezonville in die Nähe des Punktes zurück, wo er um etwa 5 Uhr mit ſeinem Stabe gehalten hatte. Es war nun völlig finſter geworden; ein Feuer brannte; der König, weil es zu ſpät war, nach Pont à Mouſſon zurückzufahren, war gewillt, an dieſer Stelle zu bivouakiren. Aus der Waldesſchlucht, die zwiſchen Gravelotte und Rozerieulles ſich hinzieht, rollten die letzten Schlachtendonner herüber. Es war der Angriff der Pommern unter Franſecky.

Zu eben dieſer Stunde war es denn auch, daß General Moltke heranſprengte, um die in dieſem und dem vorigen Kapitel mehrerwähnte Beſtätigung des Sieges zu bringen. Er traf den König auf einer improviſirten Bank ſitzend: ein Brett (andre ſagen eine Leiter), die links auf eine Dezimalwage, rechts auf einen gefallenen Grauſchimmel aufgelegt war. Dieſe Bank iſt ſo berühmt geworden (auch in Bildern ſchon) wie die »Brunnenröhre von Kollin«. Ein Glück für uns,

daß jene Bank, im Gegenſatz zu dieſer, einen Sieg als hiſtoriſchen Hintergrund hatte.

Der König war ſchon bereit zum Schlaf, als noch gemeldet wurde, daß ſich in Rezonville ein allenfalls zum Nachtquartier geeignetes Haus gefunden habe. In daſſelbe begab ſich der König; ein mitgeführter Königlicher Krankenwagen diente als Bett.

Dieſem Hauſe nun ſchritt ich zu. Es iſt, wenn man von Gravelotte kommt, das letzte an der rechten Seite; nur Scheune und Stall liegen noch drüber hinaus. Das Haus iſt groß, von einer gewiſſen maleriſchen Unregelmäßigkeit, die ſich namentlich darin ausſpricht, daß die eine Hälfte gar keine Fenſter zeigt. Spalier-Birnen, wie überall hier, breiten an der Wand ihr häßliches Geäſt aus (man wird immer an Kreuzigung erinnert) und unter dem unmittelbar anlehnenden Wirthſchaftshauſe hin läuft ein tiefer Thorweg, in dem eben jetzt Grabkreuze gemacht und beſchrieben wurden. Ein halbes Dutzend ſtand fertig in der Sonne, um zu trocknen. »Hier ruht ꝛc.« hieß es fabrikmäßig.

Ich ſtieg nun die Stiege hinan, um das Zimmer zu ſehn, das allgemein als das Schlafzimmer des Königs gilt. Auch hier wieder, ganz wie in dem Kalk-

brennerhaus von Donchery, nur verstärkt, hatt' ich den Eindruck, daß diese Lokalität, weit über Gebühr hinaus, verkleinert worden ist. Es war, wie es sich jetzt da präsentirte, ein großes, hübsches, anheimelndes Zimmer, mit Nußbaum-Möbeln, großen französischen Betten und rotheingefaßten Fuchsbälgen, die als Teppiche vor denselben lagen. Am meisten beschäftigte mich der Kaminschirm. Er stellte einen kleinen französischen Koch dar, der, während er eifrig in einem Kochbuch liest, die Coteletten verbrennen läßt. Ich mußte an Louis Napoleon denken, dem auch, während er den Benedetti studirte (Leboeufs ganz zu geschweigen), die Hammelschnitten verbrannten.

Nun wieder treppab ins Freie, nachdem mir noch auf höchst bemerkenswerthe Weise versichert worden war, daß auch Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, der an demselben Tage sich in Nancy befand, mit dem Könige, seinem Vater, das Zimmer getheilt habe. Ich verdankte diese Mittheilung der Güte eines deutschen Landsmannes, Schleswig-Holsteiner, bei dem, als einem ächten Germanen, die gemüthliche Seite natürlich überwog.

Noch eins blieb. Mehr in der Mitte des Dorfes war eine kleine Auberge, in der Graf Bismarck

die Nacht vom 18. auf den 19. zugebracht haben ſollte. Das rothe Wappenblech, das aushing, ließ viel zu wünſchen übrig, aber in den rothen Grund war ein Myrthenkranz gemalt. Ich nahm ihn für Lorbeer.

Das Schlachtfeld vom 18. Auguſt.

1. Die Schlacht.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Geſtirn
Zur Rüſte ging, und von der Berge Firn'
Ihren Schattenſchleier ſenkte die Nacht,
Da lagen, Freund und Feind,
An die Dreißigtauſend vereint,
Im ſtummen Tode friedlich geſellt, —
Ein unabſehbar Leichenfeld.

Ernſt Dohm.

Wir bogen nun, von Rezonville aus, rechts ein, um die ſenkrechte Linie hinaufzufahren, über die hinweg am 18. unſer Angriff ging. Eh' ich die Lokalität ſchildre, geb' ich einen Ueberblick über den Gang der Schlacht. Es kann ſich hierbei, wie ich vorweg bemerke, nicht um Correktheit in all und jedem Einzelpunkte handeln (dieſe, ſo weit ſie mir möglich, behalt' ich mir für eingehendere Schilderungen an anderer Stelle vor), ſondern allein darum, ein Bild zu entrollen, das in den großen Zügen richtig iſt.

Der 16. war — ich gebrauchte dieſen Ausdruck ſchon — eine Marſchſtörung im großen Style geweſen. Bazaine gedachte ſeine Armee, Corps hinter Corps, weſtwärts zu dirigiren und zwar auf zwei, nebeneinander her laufenden Straßen, von denen eine über Gravelotte, Vionville, Mars la Tour nach Verdun, die andre über Gravelotte, Doncourt, Conflans nach Etain führt. Gravelotte alſo Gabelpunkt für beide. Die Abſicht Bazaines ſcheiterte. Wir trafen ihn bei Flavigny-Vionville in ſeine linke Flanke, geboten ihm Halt, und warfen ihn, an einigen Stellen wenigſtens, zurück. An einen Weitermarſch war nicht länger zu denken; um ſolchen auszuführen, mußte er uns vorher geſchlagen, oder, wenn wir angriffen, dieſen unſern Angriff abgeſchlagen haben. So bereitete ſich jener große Zweikampf vor, der den Namen trägt: Schlacht bei Gravelotte.

Der 17. verging ruhig, aber an die Stelle der Begegnungen traten die Bewegungen; Bazaine rückte in die Schlachtenſtellung ein, in der er ſich ſchlagen, d. h. unſern weitern Angriff abwarten wollte. Es war dies im Weſentlichen ein: rückwärts rechts ſchwenkt! Gravelotte, wo ſchon am 16. ſein linker Flügel geſtanden hatte, blieb linker Flügel, während

Centrum (Vionville) und rechter Flügel (Mars la Tour) derart zurückgenommen wurden, daß die Aufstellungslinie nicht mehr von Oſt nach Weſt, ſondern von Süd nach Nord lief. Ein Viertelkreis war beſchrieben, Gravelotte Drehpunkt. Das Terrain hatte eine derartige Benutzung gefunden, daß die geſammte franzöſiſche Armee zwiſchen den S. 185 erwähnten drei Schluchten, oder was daſſelbe ſagen will, zwiſchen den in dieſen Schluchten fließenden drei Waſſerläufen, in einer Doppel-Aufſtellung ſtand, die zweite Linie die erſte überragend. Die zweite Linie, die eigentliche, lief, von dem Straßenpunkte Point du jour aus, über die Fermen St. Hubert, Moscou, Leipzic, La Folie, Montigny la Grange bis Amanvillers und von Amanvillers über Jeruſalem und St. Privat bis Roncourt; die erſte Linie, die vorgeſchobene, lag eben ſo viel hundert Schritte in Front von Gravelotte, wie jene, die eigentliche, im Rücken dieſes Dorfes lag, und erſtreckte ſich, parallel mit dieſer, über die Fermen Mogador und Malmaiſon bis Verneville und von Verneville über die Ferme Champenoiſe bis St. Marie aux Chênes.

Dieſe Linie mußte alſo zuerſt genommen werden.

Wie ging nun unſer Angriff?

Wir operirten zuerſt mit vier Corps, von denen
das VIII. und VII. ſich gegen Gravelotte und Rozerieulles,
das IX. gegen Verneville-Amanvillers,
das Garde-Corps ſich gegen St. Privat
wenden ſollte.

Die Sachſen hatten eine Ueberflügelung auszuführen, um St. Privat, nach Fortnahme Roncourts, von Norden her (feindliche rechte Flanke) faſſen zu können, während das III. und X. Corps, die am 16. ſo ſchwer gelitten hatten, in Reſerve verblieben. Das II. Corps, Pommern, war im Anmarſch.

Das VIII. Corps nahm Gravelotte, einſchließlich der Ferme St. Hubert, und behauptete ſich an beiden Punkten während des ganzen Tages. Hier weiter vorzudringen, lag zunächſt weder im Plan, noch würde es bei der formidablen Etagenpoſition des Feindes geglückt ſein; ſo wurde hier bis gegen Spätnachmittag ein hinhaltendes Gefecht geführt. Die Angriffe des VII. Corps gegen Rozerieulles ſcheiterten.

Das IX. Corps nahm Verneville in den erſten Stunden des Nachmittags und eröffnete eine furchtbare Kanonade gegen die Fermen l'Envie, Montigny la Grange, Champenoiſe, auch gegen Amanvillers ſelbſt.

Die Garde, die in Staffeln hinter dem IX. Corps wegmarſchirte, nahm, im Verein mit der 47. (ſächſiſchen) Brigade, St. Marie aux Chênes, und ging 5 Uhr gegen die Hauptpoſition von St. Privat vor. Zu früh. Die Umgehung durch die Sachſen — die den weiteſten Marſch hatten und in derſelben Weiſe hinter den Garde-Diviſionen, wie dieſe hinter dem IX. Corps marſchirten — war noch nicht fühlbar geworden. Der Garde-Angriff mußte abgebrochen werden.

Da endlich waren die Sachſen heran, nahmen Roncourt und faßten die rechte Flanke der St. Privat-Poſition, während die decimirten Garden den abgebrochnen Angriff wieder aufnahmen. St. Privat wurde erſtürmt. Von Norden und Weſten her drangen die Unſren beinah gleichzeitig in das Dorf ein. Der Tag war dadurch entſchieden. Etwa um dieſelbe Stunde wurde Amanvillers, deſſen Flanke nun frei lag, geräumt. Spät am Abend gab das Erſcheinen der Pommern auch bei Gravelotte (wo man ſich bis dahin nur behauptet hatte) den Ausſchlag.

So viel über die Geſammt-Aktion des Tages.

2. St. Marie aux Chênes.

Es hat noch lange keine Noth,
Ich lebe ja, und Du bist todt.

* * *

Sie sprechen französisch jenseits des Rheins,
Ich bin von diesseits und — spreche meins.

Der nächste Punkt, den wir, von Rezonville aus, in gerader Linie nordwärts erreichten, war Villers au bois. Bis hierher etwa dehnte sich der rechte Flügel des IX. Corps, die 18. Division. Unmittelbar hinter dem Dorf, unter Parkbäumen, befanden sich schon Gräber von 84ern, 85ern und 11ern. Nun passirten wir die nach Etain führende Straße, ließen das hübsche Schlößchen Vagneux zur Linken, die große Ferme Malmaison zur Rechten, und fuhren auf Verneville zu, dessen »Château«, mit seinen Eckthürmen und seinem seltsam gestalteten Portal, mit seinen Schwarztannen und seiner überall von Schießscharten durchbrochenen Einfassungsmauer, einen wirklichen Schloß-Eindruck auf mich machte. Es war eine Stätte wie geschaffen zu Kampf und Tod. Alles kirchhofsartig. Die dunklen Tannen schienen zu sagen: nur her; an Gräbern zu stehen ist mein Beruf.

Hinter Verneville beginnt in langer Linie die Gräberreihe der ſchleswig-holſteiniſchen Kanoniere, die bis in Front von Amanvillers reicht. Hier im Süden des Bois de la Cusse, zwiſchen dieſem und dem Bois de Genivaux, ſtand das 9. Artillerie-Regiment und ſchrieb ſich mit ſeinem Blut ruhmreich in die Geſchichte dieſes Tages ein. Drüben liegen ſeine Werke: die Trümmerhaufen von Champenoiſe, l'Envie, Montigny la Grange, Amanvillers. Hier, an letzterem Punkte, griff vielleicht ſchon der rechte Flügel der Garde-Artillerie mit ein. Total zerſtört iſt Champenoiſe; der Weg, auf dem wir fuhren, war, auf eine Strecke von 400 Schritt hin, mit Ziegelbruchſtücken überſchüttet.

Von Champenoiſe nach Amanvillers. So wichtig dieſer Punkt war, ſo wenig iſt von ihm zu ſagen. Es präſentirt ſich als ein zerſchoſſenes Dorf, nicht mehr und nicht weniger. Der Kirchthurm, klein und nichtsſagend, wie alle Kirchthürme hier herum, iſt erhalten geblieben. Die Augen der Bevölkerung wollten von der neuen Grenzlinie, die hart am Dorfe vorübergeht (ſo daß es noch diesſeits liegt) augenſcheinlich nicht viel wiſſen.

St. Privat iſt nah'. Es liegt gradaus vor uns; wir biegen aber zunächſt links ab und fahren, quer

über Feld, auf St. Marie aux Chênes zu. Auf dieſer ganzen Strecke fangen die Gräber (wahrſcheinlich Grabhügel erſt der 3., dann der 4. Garde-Brigade) bereits an maſſenhaft aufzutreten. Sie tragen meiſt nur die kurze Inſchrift: 18. Auguſt 1870. Mitunter iſt in franzöſiſcher Sprache etwas darunter gekritzelt, z. B. »il ne faut pas vous inquiéter de ces braves«; vielleicht ernſthaft, vielleicht (wenn es Franzoſengräber ſind) ironiſch-ablehnend gemeint. Iſt das letztere der Fall, ſo weiß die deutſche Inſchrift eines der nächſten Gräber dieſen Hohn wieder in Balance zu bringen. Sie lautet: »4+1 Franzoſen = 5.« Man kann nicht leicht geſchäftsmäßiger operiren.

St. Marie aux Chênes iſt ein großes Dorf. Innerhalb deſſelben wurde nicht gekämpft; die Garde-Füſiliere und die 47. (ſächſiſche) Brigade drangen von zwei Seiten her ein. Unter den Opfern, die dieſer Kampf koſtete, war eins beſonders beklagenswerth: Victor v. Erckert, Oberſt und Commandeur des Garde-Füſilier-Regiments, ruhmreichen Andenkens von Rosberitz her. Hier fiel er, der erſten Opfer eines, die dieſer Tag der preußiſchen Garde auferlegte.

St. Marie war Ruhepunkt, wie damals für die Garde, ſo heute für uns. Wir hielten vor einem

Wirthshaus, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Es war Sonntag und auf und ab wogte die Menge civiler und militairiſcher Beſucher. An allem ließ ſich wahrnehmen, daß St. Marie, wie dieſer ganze Theil des Schlachtfeldes überhaupt, zu einem bevorzugten Platze für die »sight-seers of all nations«, d. h. alſo etwa für die »Sehenswürdigkeiten-Seher« aller Nationen geworden ſei. Ich eroberte mir endlich einen Eckplatz und beſtellte eine Mahlzeit, alles auf Diskretion. An der Stelle, wo gehungert und gedurſtet, geblutet und geſtorben war, gedachte ich es mir gut ſchmecken zu laſſen. Ich und viele andere mit mir. »Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht.« Heldengräber um uns her, Gräber, ohne deren furchtbare Realität wir alle, die wir da ſaßen und ſchwatzten und lachten, dieſe »gemüthliche Fahrt über Land« nie und nimmer hätten machen können, bedankten wir uns bei ihnen durch nichts anders, als durch gedoppelten Appetit.

Die große Küche war nebenan, und zu mir her klang das Geklapper eines Mörſers, knackten die Scheite und ziſchte der Speck in der Pfanne. Wie oft und an wie verſchiedenen Stellen hatt' ich ähnliche Bilder um mich her gehabt! In Aarhuus, im Limfjord-Hôtel, hatten däniſche Volkslieder, in Gitſchin czechiſche

Flüche, in St. Agnair (hart am atlantiſchen Ocean) ſchmetternde Canarienvögel dieſen anheimelnden Küchenlärm accompagnirt oder übertönt, — hier, last not least, war es die Unterhaltung zwiſchen einer muntren Franzöſin und einem, wenigſtens ſeiner Nummer nach, ſchleswig-holſteinſchen Kanonier, was das Geſumm und Geſurr, das Geklapper und Geplapper um mich her begleitete. Die Unterhaltung ging franzöſiſch. Wie verſchwand doch alles Etappen-Franzöſiſch neben dem Kanonier-Franzöſiſch! Das Erſchütterndſte war, daß man aus jedem Worte heraushörte, wie der Sprecher mit einer gewiſſen Befriedigung ſeinen ſprachlichen Fortſchritten lauſchte. Er war in die Küche gegangen, um Café zu beſtellen, und wollte der Wirthin begreiflich machen, daß es vor allem auf das gute Brennen der Bohnen ankomme. Bei dieſer Gelegenheit nun verbreitete er ſich über »Brennen« im Allgemeinen, mit beſonderer Rückſicht auf Brennen im Kriege. So hört' ich denn: Oui. Madame, St. Privat brulé; Amanvillers brulé; mon Capitaine, Toul. Septembre; — Toul aussi brulé; oh, Madame. malheur, malheur! Nun ſprach Madame eine erhebliche Menge und ſchloß mit einem nur allzu berechtigten »vous comprenez?« aber ſpeziell dieſe Redewendung

hätte ſie vermeiden müſſen. »Oui, oui, oui, Madame«, replicirte der Kanonier mit jenem unſagbaren Trauerton eines Menſchen, der ſich in ſeinem Letzten getäuſcht, in ſeiner heiligſten Hoffnung betrogen fühlt. »Daß mir von Ihnen dies kommen mußte« ſchien jedes einzelne oui ſagen zu wollen.

Dann, unter erneuten Anempfehlungen eines entſchiedenen »brulé«, verließ er die Küche, raſſelte durch das Gaſtzimmer und ſchlug ſein Lager im Garten, unter verſchnittenen Linden auf, wo an langer Tafel einige Kameraden ſaßen. Hier hört' ich ſpäter, im Vorübergehn, daß er dem einen, der ihn zu ſchrauben ſchien, etwas ärgerlich zurief: »Jott, ich habe mir man verſprochen«.

Nun war alles klar!

3. St. Privat.

Von Sankt Marien stürmen
Sie über kahles Feld, —
Das sind des Königs Garden,
Jeder Mann ein Held.

G. Hesekiel.

Ein Vermächtniß
Ist euer Tod für Jedermann,
Und eure Thaten im Gedächtniß
Wächst unser deutsches Volk heran.

Ernst Curtius.

Mir blieb noch St. Privat. Im selben Moment, wo man aus St. Marie aux Chênes hinaustritt, hat man die berühmte »Schräglinie« vor sich. Sie zu passiren, kostete der Garde ein Viertel ihres Bestandes; 8000 Mann sanken in ihr Blut, darunter hunderte von Offizieren. Die Entfernung zwischen den Dörfern ist etwas über 2000 Schritt; eben so weit flog die Chassepot-Kugel.

Die Opfer dieses furchtbaren Kampfes liegen, in zahlreichen Gräbern, weitzerstreut über das Feld hin; die Offiziere aber — soweit sie nicht in die Heimath übergeführt wurden — haben namentlich an zwei Stellen, unmittelbar rechts und links des Weges, ihre letzte Ruhestätte gefunden*).

*) Diese zwei Stellen, eben weil hart an der Straße gelegen, fallen vorzugsweise ins Auge und sind wohl von jedem besucht worden, der hier

Der erste dieser beiden Begräbnißplätze liegt links, hart am Ausgange des Dorfes (St. Marie). Er ist der größere und hat völlig den Charakter eines Friedhofes: ein gestrecktes Viereck in Größe eines mittleren Gartens, mit Bäumen bepflanzt, an den Seiten dossirt, von Hecke und Graben umzogen. Einige Stufen führen hinauf. Die Gräber sind theils Einzel-Gräber, theils Gesammtgrabhügel. Von ersteren sah ich folgende: Hauptmann v. Krosigk vom 4. Garde-Regiment; Baron v. Buddenbrock, Offizier im Garde-Schützen-Bataillon; Sec.-Lieutenant v. Helldorf (ohne weitere Angabe), Paul v. Eichhorn, Portepée-Fähnrich im 2. Garde-Regiment.

Erstes Garde-Regiment. Hier ruht in Gott: Premier-Lieutenant Graf Anton Keller; Premier-Lieutenant v. Brandis; Premier-Lieutenant Graf Werner von der Schulenburg; Portepée-Fähnrich v. Natzmer.

Garde-Schützen. Hier ruhen in Gott: Major v. Jabeck, Hauptmann v. Massow, Sec.-Lieutenant v. d. Hagen, Seconde-Lieutenant Graf zu Dohna,

---

des Weges kam. Es müssen aber solcher großen Offiziersgräber noch mehrere vorhanden sein, beispielsweise vom 2. Garde- und Alexander-Regiment, welche letztren ebenfalls sehr schwere Verluste erlitten. Ich bin dieser Grabstätten aber nicht ansichtig geworden.

Portepée-Fähnrich Tepper, P. Haaß. (Mit ihnen wurde hier Lieutenant Aſter vom 6. ſächſiſchen Regiment, beſtattet, wahrſcheinlich beim Angriff auf St. Marie aux Chênes gefallen).

Drittes Garde-Regiment. Man darf füglich ſagen: dieſem Regiment gehört der Platz; es iſt der Wirth hier, und alles andere geht nur bei ihm zu Gaſte. An der ganzen Weſtſeite hin (alſo St. Marie zu) zieht ſich ein mächtiges Grab, von einem großen, weißen, weithin ſichtbaren Kreuze überragt, das die Inſchrift trägt: Am 18. Auguſt 1870 ſtarben vor St. Privat den Heldentod und wurden hier begraben vom dritten Garde-Regiment:

Major und Bataillons-Commandeur Franz v. Rotz;
Hauptmann Carl Herwarth v. Bittenfeld;
Premier-Lieutenant Fritz v. Twardowski;
Lieutenant und Adjutant Curt v. Quaſt I.;
» » » Albrecht v. Groeben;
» Arthur v. Wedelſtädt;
» C. von Hohenhorſt;
» P. v. Jaſtrzembski II.;
» Max Leonhardt;
» Paul Herlth, L. d. R. 35;
» A. Kawlowski, L. d. R. 35;

Feldwebel Reinh. Meißner;

» Eugen Strycker.

So viel über den Friedhof links. Einige hundert Schritte weiter vor, rechts am Wege, haben 13 Offiziere vom Kaiſer Franz-Regiment ihre Ruheſtätte gefunden. Hier aber, wenigſtens Anfang Mai, war alles noch proviſoriſch. Bloße aus Brettern zuſammengenagelte Kreuze, genau in derſelben Weiſe, wie auf dem großen Grabhügel der Offiziere vom 24. Regiment zwiſchen Mars la Tour und Vionville, geben die Stelle an, wo die Einzelnen in dem Geſammtgrabe ruhn. Hier wie dort die Inſchriften unleſerlich, theils verwaſchen, theils falſch geſchrieben, ſo daß nur der Wiſſende errathen kann, was gemeint iſt. Zu leſen oder zu entziffern waren noch folgende: Adalbert v. Kehler, Lieutenant Freiherr v. Patow, Seconde-Lieutenant v. Stückradt, Seconde-Lieutenant v. Hatten, Seconde-Lieutenant Kops, Portepée-Fähnrich Richard v. Mirus, Reſerve-Unteroffizier Linau. (Lieutenant Meuckevarn war wahrſcheinlich eine Corrumpirung von v. Enckefort.)

Hier hören nun, auf der Strecke zwiſchen St. Marie und St. Privat, die am Wege gelegenen Begräbnißplätze auf.

Wir laſſen jetzt die Gräber.

Etwa von dem Punkt an, wo die Offiziere vom Franz-Regiment ihr Grab haben, traten unſre ſtürmenden Garde-Bataillone in den eigentlichen Feuerbereich des Feindes ein. Die Entfernung von hier bis hinauf zu den vorderſten Häuſern von St. Privat mag noch 1500 Schritt betragen. Bis zu dieſer Stelle waren Einzelne gefallen, vielleicht auch Hunderte ſchon; aber erſt über dieſe Stelle hinaus begann das große Sicheln. In ganzen Garben ſanken ſie dahin, die großen ſchönen Garde-Leute; unerbittlich mähte Schnitter Tod. Oben auf der Höhe von St. Privat aber ſtanden die franzöſiſchen Offiziere (wie mir verſichert worden iſt) und folgten kopfſchüttelnd, in Thränen und in Bewunderung, dem großartigen Schauſpiel, das hier Mannesmuth und Vaterlandsliebe, Disciplin und Ehrgefühl vor ihren Augen aufführten. Ganze Sektionen ſtürzten; aber die zerriſſenen Linien ſchloſſen ſich wieder, und ſtumm, ohne einen Schuß zu thun, rückten die Bataillone weiter hügelan; — nur das Commandowort der Offiziere, und das beſchwörende »vorwärts, vorwärts« lief durch die Reihen. Aber was half's; noch 300 Schritt und die preußiſche Garde hätte aufgehört zu ſein; Halt, riefen die Signale, und — man ſtand.

Eine andre Phaſe in der Geſammtentwickelung des Kampfes mußte abgewartet werden. Man harrte jetzt dieſer. Was man auch ſagen mag, — es war mehr als ein Waguiß, die furchtbare Poſition in der Front nehmen zu wollen, eh' die Flanke durch die Sachſen wirklich angegriffen war. Alles erklärbar, alles begreiflich, aber .... keine Sophiſtik wird dies »aber« völlig hinwegdeuten können. Wozu war die Umgehung angeordnet? Ging es ohne dieſelbe, ſo konnte man den Sachſen füglich den Marſch erſparen. Genug davon. Der Abend riß den Nachmittag wieder heraus. Die ſächſiſche Brigade Craushaar war endlich heran; ſie griff ein (General v. Craushaar fiel); der Feind ſah jetzt, was ihm drohte; dieſer Moment der Erſchütterung war der rechte; mit friſchen Bataillonen vor, und — St. Privat war unſer. Ein furchtbares Gericht brach jetzt über die Tapfern herein, die hier oben hatten aushalten wollen, oder aber hatten aushalten müſſen. »Hinter den niedrigen Mauern lagen ſie und feuerten bis zuletzt. Unſer 4. Garde-Regiment ſtand plötzlich zwiſchen und hinter ihnen. »Da ſah ich — ſo erzählte mir ein Augenzeuge — daß die wüthenden Grenadiere, um ihrem Zorn ein volleres Genüge zu thun, die loſen Feldſteine der Mauer packten und die unten noch im

Anſchlag liegenden Franzoſen mit dieſen Steinen niederſchmetterten. Es war wieder jener Momente einer, wo das Menſchenherz nur noch das Elementare will (den Stein, die Keule) und Zündnadel und Chaſſepot wie bloße Nippſachen bei Seite wirft.«

Nun hatte mein Wagen die Höhe erreicht. Ich ſprang hinab, um mir das Dorf, ſeine vielgenannten Gartenmauern, und von dieſen Mauern aus das vorgelegene Terrain, die »Schräglinie«, anzuſehn. Eine beſſere Defenſiv-Poſition war allerdings kaum denkbar. Ein viermal überhöhtes Etagenfeuer raſirte alles bis St. Marie hin. Die Vorderwand der Gartenmauer war erſte Feuerlinie; die höher gelegene Hinterwand die zweite; dann kam das dicht beſetzte Haus, das zunächſt aus dem Erdgeſchoß, dann aus den Fenſterluken des erſten Stocks, dann endlich vom Dach aus ſeine Salven abgab. Alles überragend ſtand und feuerte die Artillerie. Daß überhaupt wer lebendig aus dieſem Höllenhagel herausgekommen iſt, daß man auf ſolchem Terrain, deckungslos, anderthalb Stunden lang ausharren, ſeiner Zeit warten und dann, aufſpringend, das erſt Geſcheiterte ſiegreich zu Ende führen konnte, — wird immer ein Wunder bleiben und ein Staunen wecken.

St. Privat und die Ferme Jeruſalem bilden ein zuſammengehöriges Ganze. Es ſcheint, daß der Theil deſſelben, der, wenn man von St. Marie kommt, die linke Seite des Weges einfaßt, eben jene vielgenannte Ferme iſt, ſo daß St. Privat den mehr zurückgelegenen Theil des Dorfes (nach Roncourt zu) ausmacht. Es ſah überall noch triſt aus; nicht daß die Zerſtörung ſo über andre Kampfes-Dörfer hinaus eine beſonders bemerkenswerthe geweſen wäre, nein, ein gewiſſer, düſtrer Schreckensſtempel, wie ihn manche Gebirgsdörfer in Nähe von Vulkanen tragen, war allem aufgedrückt. Die Kirche kaum ſichtbar; der Thurm weggeſchoſſen, oder eingebrannt.

Und über dem Ganzen die Abendſonne; Sonntagsſtille, und an der großen Straße hin plötzlich auch eine volle Sonntags-Heiterkeit! Die Urſach ſollt' ich bald erkennen. Ein halbes Dutzend franzöſiſche Mädchen ſcherzten mit einigen ſächſiſchen Jägern, die hierher verſchlagen waren und riefen ihnen ſchelmiſch zu: »Vous êtes Prussiens.«

Das wollten ſich die Sachſen aber nicht gefallen laſſen. Einer trat ehrpußlich vor und ſagte: Non, non; Non-Prussien; mais, mais — Allemagne.

Schloß Frescaty.

Und ob die Jungfrau ringt und bebt,
Ein Hochzeitreigen ſich erhebt,
Daß in Paris die Sparren
Bang auf dem Dachſtuhl knarren.
Dem Helden, der die Braut gewann
Und jedem einzeln' Hochzeitsmann
Auf Siegen oder Sterben, —
Heil ihrem Liebeswerben!

Hans Köſter.

Zwei Tage hatte ich auf den Feldern des 16. und 18. Auguſt verweilt; ein dritter Tag führte mich, oſtwärts, auf den Schlachtengrund des 14. hinaus. Schon lagen ſechs Stunden und mindeſtens die doppelte Anzahl von Dörfern hinter mir; die Rückfahrt ſollte beginnen oder hatte begonnen; der letzte Punkt, von dem aus ich das weite, in Wahrheit drei Schlachtfelder*) umfaſſende Terrain noch einmal überſichtlich

*) Der Umſtand, daß auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke von Noiſſeville bis Courcelles (nur eine Meile von Nord nach Süd) zwei Schlachtfelder, und zwar die Schlachtfelder vom 14. und 31. Auguſt in einander übergehen, iſt der weſentlichſte, wiewohl nicht der alleinige Grund, um deſſentwillen ich hier eine Schilderung dieſer Felder und der ihnen zugehörigen Dörfer unterlaſſe. Zu complizirte Lokalitäten müſſen

zu überblicken gedachte, war Roisseville. Ich fuhr eben, mit »Augen links«, in die hochgelegene Dorfstraße ein, als von der entgegengesetzen Seite her, unter lautem Blasen, eine preußische Extrapost an mir vorüberrasselte, rasch genug um einen stattlichen Eindruck zu machen und langsam genug, um den Insassen erkennen zu lassen. »Halt, Halt«, schallte es herüber und hinüber; Begrüßung, Händeschütteln; und ehe fünf Minuten um waren, fuhr ich, um drei Zoll gewachsen, im Fonds der zurückgeklappten Chaise weiter, während mein Einspänner wie eine leergebliebene Trauerkutsche folgte. Das Komischste war, daß der Kutscher, trotz sofortiger Ueberhändigung alles dessen (sammt Agio), was ihm zukam, diese Uebersiedlung übel nahm. Er faßte die Sache von der nationalen Seite und grollte, einem preußischen Postillon erlegen zu sein.

---

unbeschrieben bleiben; wenigstens läßt sich ihre Schilderung (wenn sie mehr sein will wie ein Chaos) der Zeit nach nicht erzwingen. Man muß oft monatelang ein Terrainbild mit sich umhertragen, ehe man die Linie findet, auf die es ankommt. — Was von dieser Ostseite von Metz gilt, gilt auch, was gleich hier bemerkt sein möge, von Belfort. Das Terrain, auf dem die 3tägige Schlacht gegen Bourbaki geschlagen wurde, zu charakterisiren, ist so schwer, daß ich bis jetzt dieser Aufgabe mich nicht gewachsen fühlte. Unter Zugrundelegung von Karten fällt freilich alle Schwierigkeit fort. Hier aber liegt die Aufgabe eben darin, durch das plastische Wort die Karte zu ersetzen.

Wohin nun? Colombey-Borny?

War ich ſchon.

Grigy, Mercy-le-Haut, Peltre?

Auch ſchon.

Nun denn Frèscaty vielleicht; Schloß Frèscaty, wo die Capitulation abgeſchloſſen wurde?!

Das ließe ſich hören.

Gut denn. — Die Ordres wurden gegeben, der Schwager nickte, und in verſtärkter Gangart ging es erſt bergab, an den Gräbern vorbei, die ſich links und rechts die Schluchten hinauf ziehn; dann wieder bergan, die Pappel-Allée entlang, durch die Porte des Allemands in Metz hinein, durch die Porte Serpenoiſe wieder hinaus, bis wir, am entgegengeſetzten Ende, in dieſelbe Chauſſée einbogen, auf der ich zwei Tage zuvor gen Gorze gefahren war.

Nach dem Gelärm der Stadt umfing uns hier Ruhe; kaum hörbar gingen die Räder über den Kies; noch ſtiller wurd' es, als wir, bald hinter Montigny, in einen Feldweg einlenkten, deſſen Biegungen uns, wenn die Karte nicht täuſchte, binnen kürzeſter Friſt bis vor das Schloß geleiten mußten.

Mein Extrapoſt-Reiſender (Namen nennen ihn nicht) war ein »Eingeweihter« aus jenen großen

Tagen her, die mit Schloß Frescaty abschlossen. Er erzählte, was er gegenwärtig hatte. Es war ohngefähr das Folgende.

Dienstag den 25. Mittags halb 1 Uhr erschien der greise General Changarnier in Corny zum Zweck einer Audienz, die Prinz Friedrich Karl, auf Ansuchen des Marschalls Bazaine, demselben gewährte. Dieselbe dauerte eine halbe Stunde. General Changarnier kehrte 10 Minuten nach 1 Uhr nach Metz zurück.

Um 5 Uhr desselben Tages traf auf gegenseitige Verabredung der Chef des Generalstabes der Cernirungs-Armee, General v. Stiehle, in Begleitung des Hauptmanns Steffen vom großen Generalstabe, im Schlosse von Frescaty ein, und hatte daselbst eine längere Unterredung mit dem General Cissey, Divisionsgeneral vom Corps Ladmirault. In derselben wurden dem General (der sich, das Mindeste zu sagen, durch wenig Entgegenkommen auszeichnete; — er ist jetzt Kriegsminister) die Capitulations-Bedingungen mitgetheilt, doch zeigte sich französischerseits noch keine besondere Geneigtheit, auf dieselben einzugehn. Mit Einbruch der Nacht kehrte General v. Stiehle nach Corny zurück. In derselben Nacht fand in Metz ein Marschalls-Rath statt.

Am 26. Abends wurden die Verhandlungen in Frescaty fortgesetzt; zu denselben waren von französischer Seite der General-Chef des Marschalls Bazaine, General Jarras, ferner Oberst Jay und Major Samuel eingetroffen. Diese Verhandlungen führten zu einem besseren Resultat, als die vom Tage vorher.

Am 27. früh Morgens 1½ Uhr traf bei dem Prinzen Friedrich Karl die Meldung ein, daß die gegenseitigen Vereinbarungen zum Abschluß gekommen seien. Gegen 2½ Uhr Morgens kehrte der preußische General nach Corny zurück. Am Abend desselben Tages gegen 8 Uhr erfolgte zwischen den zwei Bevollmächtigten, d. h. also zwischen dem General v. Stiehle und dem General Jarras, die Unterzeichnung der Capitulation. Die französischen Officiere, in Anbetracht bewiesener Tapferkeit, behielten den Degen.

Dies alles war zu Frescaty. Auch an ausmalendem, anekdotischem Detail fehlte es der Erzählung nicht. Ich gebe wieder, was ich davon behalten.

Das Schloß, wiewohl unter den Kanonen mehrerer Forts und Redouten gelegen, war in der zweiten Hälfte des October von einzelnen unsrer Compagnien (wahrscheinlich Pommern) besetzt worden, so daß wir, als am 25. und 26. die Generale Ciffey und Jarras ein-

trafen, bereits die Herren, die Wirthe an dieſer Stelle waren und gewiſſermaßen die Honneurs des Hauſes zu machen hatten. Das war nicht leicht. Die Einrichtung exiſtirte noch, Fauteuils, Stühle, Tiſche, ſelbſt Bibliothek und Lüſtre waren vorhanden; aber über dieſes »Vorhandenſein« ging es auch kaum hinaus; 14 Tage Einquartierung bei ſolchem Wetter und unter ſolchen Verhältniſſen, hatten der Erſcheinung der Dinge einigermaßen Abbruch gethan.

General Ciſſey, wie ſchon angedeutet, ſpannte die Saiten noch hoch; General Jarras hatte Verſtändniß genug, dies zu unterlaſſen, war aber ein ſogenannunter »Heuler« und beſchäftigte ſich mehr mit dem eignen Schickſal, als mit dem der Armee. Einen deſto würdigeren Eindruck machten die beiden Herren ſeiner Begleitung: Oberſt Fay und Major Samuel. Ihnen ging das große Schickſal zu Herzen.

Es war ein tolles Wetter, als der Abend des 26. (etwa um Mitternacht war man einig) hereinbrach. Ein furchtbarer Wind fegte um das Schloß her, lärmte im Kamin, warf die Ziegel vom Dach. Dazu war es kalt und zugig, da die Compagnien, die hier lagen, überall Schießſcharten in das Mauerwerk geſchlagen hatten. Um der Ungemüthlichkeit abzuhelfen und

wenigſtens ein Minimum von Comfort herzuſtellen, beſetzte man den Kronleuchter mit einigen Lichtern, die man aufzutreiben das Glück gehabt hatte, ſuchte ein Feuer im Kamin herzurichten und ſtellte vor allem eine an andrer Stelle weggenommene Bretterwand, von innen her an die Balkonthür, um dadurch den Zug zu mindern. Es ging auch eine Viertelſtunde; plötzlich aber ſetzte der Sturm mit doppelter Gewalt ein, fuhr durch die Ritzen und Löcher und warf die vorgeſtellte Bretterwand mit ungeheurem Krach in den Salon hinein. Es war wie eine Pulververſchwörung.

Die Berathungen ſelbſt fanden in dem Zimmer rechts daneben (von außen her gerechnet) ſtatt. Das Dintenfaß, aus deſſen ſpärlichem Inhalt die Capitulation endlich unterzeichnet wurde, gehörte dem Premierlieutenant und Adjutanten v. Goetz vom 54. Regiment. Tiſch, Dintenfaß, Feder, ſind als Souvenirs an jenen denkwürdigen Tag nach Berlin gekommen; die beiden erſtern befinden ſich im Beſitz des Prinzen Friedrich Karl.

Unter ſolchem Geplauder, erſt zwiſchen rothblühenden Kaſtanien, dann zwiſchen Buchen und Elſen hin, die ſich kurz vor dem Schloſſe ſelbſt zu einem kleinen

Gehölz erweitern, hatten wir Frescaty erreicht; da lag es, nicht mehr in niederſtrömendem Regen, ſondern im Schein der drüben untergehenden Sonne. Ein Gärtnerburſch und ſeine Schweſter kamen; ſie bewohnten ein Häuschen, das zwiſchen den Stallgebäuden lag und waren die einzigen Wächter hier. Jede Auskunft wurde uns willfährig gegeben, nur nicht — der Schlüſſel zum Schloß. Damals empfingen wir in Frescaty die Schlüſſel von Metz, jetzt waren in Metz die Schlüſſel von Frescaty. Auch dieſe durch eine Belagerung zu erzwingen, dazu war der Abend zu weit vorgeſchritten. Wir begnügten uns alſo, das in einer guten Renaiſſance aufgeführte Schloß, ſammt ſeiner doppelarmigen, von Wein und Epheu umrankten Vortreppe zu muſtern, blickten durch die Fenſter in das Capitulationszimmer, durch die Balkonthür in den Salon, drin die umfallende Bretterwand einen ſolchen Krach und ſolchen Schrecken hervorgerufen hatte, und ſchickten uns dann an, dieſe wenigſtens auf lange hin der Geſchichte angehörige Stelle (denn zuletzt wird alles vergeſſen) wieder zu verlaſſen.

Noch ein Blick von der Freitreppe aus! Beinah unmittelbar zu Füßen derſelben, ein ſtiller, nach rechts hin von vier Trauerweiden umſtandener Teich. Auf

ſeinem Spiegel lag ein breiter, blutrother Streifen, denn in der Verlängerung dieſer Linie ſank eben die Sonne hinter dem Mont St. Quentin und überglühte dieſen wie das vorgelegene Terrain.

Wie ſtill, wie ſchön.

Da kamen der Burſch und ſeine Schweſter, und brachten uns Blumen, die ſie inzwiſchen gepflückt und zu zwei Gärtnerſträußen gebunden hatten.

Als wir, von der erſten Biegung aus, noch einmal zurückſchauten, lag Schloß Frescaty da, wie ein Märchen- und nicht wie ein Capitulations-Schloß. Und konnt' es uns Wunder nehmen! Das furchtbare Schauſpiel jener Tage, liegt es doch ſelbſt ſchon wieder wie ein Märchen hinter uns.

Bitsch.

Saarbrücken.

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn.
H. Heine.

* * *

Das ist ja mein Leid,
Daß ich einsam blühe
Auf der weiten Haid'.

Auf meiner Herbstreise 1870, die schließlich, über Langres und Besançon, so sonderbar am atlantischen Ocean verlaufen war, hatte ich, ehe die anderen Orts geschilderte »Katastrophe« über mich hereinbrach, die ersten Schlachtfelder: Weißenburg und Wörth, bereits besucht. Nur nach Saarbrücken hin, das zu weit rechts blieb, war ich nicht gekommen. Es lag also jetzt ein Gebot für mich vor, das damals Versäumte nachzuholen. Von keinem Punkte aus ermöglichte sich dies leichter, als von Metz. In anderthalb Stunden war ich dort und fand ohne Mühe ein Unterkommen im »Gasthause zur Post«. Die Tage, wo hier Bett und Nachtquartier quadratzollweise bezahlt wurden, waren glücklicherweise vorüber.

Ich brach gleich auf, um vom »Exercirplatze« aus, der unmittelbar vor der Stadt auf einem hohen Plateau gelegen ist, nach Spichern hinüberzusehen und mir das Bild der vielgenannten Höhe, namentlich aber auch des ganzen Wald- und Bergkranzes, von dem die »Spicherer Höhe« nur einen Theil bildet, einzuprägen. Ich that es in Gesellschaft eines jungen, draußen am Rande des Plateaus auf und ab promenirenden Franzosen, der, im Hause eines Eisen-Industriellen (er zeigte mir unten im Thale die dampfenden Schlote) als Volontair thätig, die Gegend und das Schlachtfeld in allen seinen Details kannte. Sein Franzosenthum hielt ihn nicht ab, angenehm und entgegenkommend zu sein. Im Gegentheil. Er war ganz ruhig, hatte die leisen, angenehm-scheuen Manieren eines jungen Engländers aus guter Familie und behandelte die zurückliegenden Dinge durchaus objektiv. Wir saßen auf einem großen Feldstein dicht beisammen und sprachen über Spichern, als wär' es Marathon, weit, weit weg.

Der Kampf, in allen seinen Phasen und Einzelnheiten, ist unendlich oft beschrieben worden; was an Aufklärungen noch fehlt (und es fehlt noch vieles), vermag auch ich nicht zu geben. Ich begnügte mich also

an Ort und Stelle damit, mit Hülfe einiger Linien den ganzen Aufbau des Terrains festzuhalten und kehrte dann in die Stadt zurück.

Dieſe, trotzdem ſie eine Doppelſtadt iſt (St. Johann und Saarbrücken), hat etwas Oedes und Triſtes. Es mochte ihr freilich zu Ungunſten gereichen, daß ich von Metz kam, das, vor hundert anderen Städten, etwas ausgeſprochen Königliches hat. Und gerade das iſt das Letzte, was man von Saarbrücken wird behaupten wollen. Es hat einen »Schloßplatz«, aber welchen! Nicht viel beſſer ſind die Straßen. Die ganze bauliche Anlage, in Nüchternheit und lebloſer Breite an unſer märkiſches Neu-Ruppin erinnernd, gehört jener Epoche von 1790 bis 1815 an, wo die Baukunſt auf ihrer allerniedrigſten Stufe ſtand, wo die Sinne todt und die Beutel leer waren. Es fehlt das Pittoreske der alten und die gefällige Eleganz der neuen Städte. Wie ſich in dem Dreieck Aachen, Trier, Metz dergleichen aufbauen konnte, bleibt faſt ein Räthſel. Das Beſte ſind die Brücken und das Bahnhofsgebäude, das ſich mit ſeinen weithin ſichtbaren, aus ſchönem Geſtein aufgeführten Thurmfronten wie ein wirklicher Schloßbau ausnimmt.

Im Hôtel (es fehlten noch zwei Stunden bis

Mittag) warf ich mich auf das Bett, um ein wenig zu meditiren, mit offenen Augen zu ruhn. Ich ließ die Blicke im Zimmer umherwandern. Vom Hofe aus drangen Sonnenschein und Hühnergegackel durch das offene Fenster ein.

Wie war hier Alles so anders, als ich es fünf Wochen lang gesehen hatte! Und doch lag die Grenze so nah, daß man fast die Hand ins Lothringische hineinstrecken konnte. Das große Bett mit den Vorhängen hatte wieder der Schaukelbettstelle und ihrer musikalischen Begleitung Platz gemacht; noch trat sie moderirt auf, aber schon ließ sie ihre östlichen Schwestern zwischen Elbe und Oder, die birkenen und die kiehnenen mit dem Palissander-Anstrich, ahnen. Nichts mehr von Fauteuils, von Pendulen und Kaminen; an ihre Stelle waren der Kanonenofen, das Roßhaar-Sopha (das einen entweder sticht oder hinabgleiten läßt), vor Allem aber der Anti-Makassar und jene tintenfleckige Tischdecke getreten, die, wie man es auch anfangen mag, immer sich schief schiebt und immer auf dem Punkte ist, das ganze Kaffeegeschirr in den Abgrund zu reißen. Dahin der Wandschrank! abgelöst durch jene wunderbare Erfindung der Neuzeit: den Zeug- und Kleiderständer, dessen Horizontalspeichen es

nicht müde werden, in einem heillosen Mittelzustand zwischen wagerecht und senkrecht ihren Beruf zu erfüllen, d. h. nicht zu erfüllen. Der wirthschaftliche Instinkt hat ihnen längst die Ecke als Platz angewiesen; überall anders würden sie dem Fallgesetz gehorchen. Dahin endlich die elektro-magnetische Klingel mit der Devise: Pour sonner il faut frapper trois coups sur le bouton: — die Corde, die Quaste, der gestickte Canevasstreifen, sie sind wieder in ihre Rechte getreten und behaupten sich in Allem, was Wirkung angeht (es ist Pflicht, dies eine Zugeständniß zu machen), als durchaus ebenbürtig neben dem geheimnißvollen Geschlecht der Kupferdrähte. Denn wer Du auch seiest, es kommt Niemand, ob Du französisch »drei Sekunden frappirst«, oder deutsch dreimal an der Corde zerrst. Die Fliegen summen an der Decke hin, im Hofe kollert der Truthahn; ländlich, sittlich; Alles wieder ein wenig klein geworden; — — aber, die Wahrheit zu gestehen, im Ganzen doch wohlthuender, weil einheitlicher, weil mehr im Ensemble, während der französische Gasthof große Anläufe nimmt und Erwartungen weckt, um sie schließlich — auch nicht zu erfüllen.

Es war nun die Mittagszeit herum. Ich rüstete

mich und ſtieg hinab. Suppe, Gemüſe, Braten; ein ſtummer Nachbar links, ein ſtummer Nachbar rechts; horrible Langeweile! Es iſt unverſtändlich, daß die reiſende Menſchheit, gegen Erlegung von etwa anderthalb Thalern täglich, dieſe regelmäßig wiederkehrende Mittagspein erträgt. Eine Bekanntſchaft, die ſolches Opfer verlohnte, macht ſich ſo gut wie nie. Paarweiſe geht es; der Einzelne iſt beklagenswerth.

Ich entzog mich dem Deſſert und fragte nach einem Café im Freien. Man wies mich nach einer »Gartenwirthſchaft«, ſchräg über den Platz. Ich fand ohne Mühe.

Tiſche, Bänke, Kegelſpiel; die Bäume im erſten Grün; neben mir ein 39er mit zwei Krücken und einem Bein. So ſaß ich da; die Vögel ſangen, der Kegeljunge ſchrie. Endlich kam eine Kleine angetrippelt in grünem Kattun und weißer Schürze; ſie brachte den Kaffee und ſprach ein paar Worte, die nicht rheiniſch klangen, wenigſtens nicht nach Saar und Moſel!

Sie ſind nicht von hier, ſagt' ich.

Nein, ich bin aus der Pfalz.

Wo denn da?

Aus Neuſtadt a. d. Hardt.

Wie weit iſt das?

Nun, wir fahren von 7 bis 9, und dann ist Aufenthalt bis 12, und dann fahren wir wieder bis 3.

Also fünf Stunden Eisenbahn.

Ja, fünf Stunden. Ja (seufzend), man muß sich's doch mal versuche. Man denkt sonst leicht, daß einem zu viel geschehe.

Also da lag es. Ich sah mit einem Male in ein ganzes, um sein Jugendglück gebrachtes Leben. Eine Stiefmutter, eine Zankmutter, vielleicht beides; — nun war sie hier, »um sich's zu versuche«.

Und dabei schlich der Wirth, ein höherer Fünfziger, mit Pfeife und einem verschlissenen Sammetfez um sie her, als wär' er der Versucher!

Um die vierte Stunde war ich am Bahnhof. Nach Bitsch!

Ich hatte den besten Theil eines ganzen Tages in Saarbrücken zugebracht. Offenbar zu lange. Zwei Freunde nahmen von einander Abschied. Der eine, ein Gutsbesitzer oder Weinbauer, rief noch aus dem Wagenfenster: »Wenn ich 2 Stund' in Saarbrücken g'west bin, mach' ich, daß ich 'naus komm'.«

Das waren die Worte eines Weisen. C'est évident.

Bitsch.

Unglück tragen mit Stolz und des Glückes sich freuen in Demuth,
Das nur versöhnt das Geschick und adelt vor Gott und vor Menschen.

Schiller.

* * *

Mit euch, Herr Doktor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn.

Faust.

Nach Bitsch also!

Saarbrücken, wiewohl die Fahrt dorthin mich über die alte Grenze geführt hatte, die ich nun, um Bitsch zu erreichen, zurückpassiren mußte, war doch kaum ein Umweg gewesen. Bei Saargemünd fuhr ich nun wieder in ehemalig französisches Gebiet, in jetziges »Reichsland« hinein. Die Gesellschaft bestand aus lauter »Will-Franzosen«, ein Wort, das ich mir nach der Analogie von »Muß-Preußen« gebildet habe und das als eine Art Comparativ dieses letzteren gelten kann. Ein Deutscher, der sich als Muß-Preuße gerirt, ist sehr wohl hinzunehmen; er kann sogar Recht haben; es mag als Ehre gelten, Preuße zu sein, ein Glück (dies

Wort im alltäglichsten Sinne genommen) ist es nicht immer. Der »Fürst« selber hat mal sehr Aehnliches gesagt. Aber wenn der deutsche Muß-Preuße, der im Wesentlichen (oft wenigstens) kein anderes Verbrechen begeht, als daß er Deutschland über Preußen stellt, völlig ertragbar ist, so ist der deutsche Will-Franzose unerträglich. Er versündigt sich gegen das Haus, in dem er geboren wurde, schädigt die Ehre seiner Familie und dadurch die seinige. Die Entgegnung, daß er es in der Fremde gut oder besser gehabt habe als daheim, daß eben diese Fremde ihn in eine höhere Klasse gehoben, jedem Einzelnen, wenn auch undekorirt, eine Art »Ehrenlegion« verliehen habe, kann ihn nicht rechtfertigen. Um so weniger als dies Alles, günstigsten Falles, doch nur die halbe Wahrheit ist.

Es giebt ein Geistiges, das über das Nationale geht; das soll unbestritten sein; und so könnte es denn (unter Umständen) einen Sinn und eine sittliche Berechtigung haben, wenn sich die Elsässer darauf steiften, die »besten Franzosen« zu sein. Aber nur blinder Dünkel und verstockte Unkenntniß können im gegenwärtigen Augenblick behaupten, daß dieses Geistige in Frankreich mehr seine Stätte habe, als in Deutschland. Und so fällt denn jede Berechtigung zu Boden.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich niedrig, als wir Bitſch um die ſechſte Stunde erreichten. Die letzten 1000 Schritt führen hart an der Felſenveſte vorbei; ſie präſentirt ſich, gerade vom Bahndamm aus, in aller Klarheit. Senkrecht ſteigt ſie auf: ein Unterban, ein Sockel, endlich ein Häuſer-, Wall- und Baſtions-Complex, der die »Krönung des Ganzen« bildet. Der Unterban, grasbekleidet, macht den Eindruck einer hohen Erd-Böſchung, aus der das, was ich den Sockel nannte, wie ein rieſiger Felſenwürfel aufwächſt. Unter den franzöſiſchen Grenzfeſtungen, die ich geſehen, erinnert Bitſch zumeiſt an Montmedy; doch iſt jenes (Bitſch) bedeutender. Beide übrigens ſind Vettern aus der großen und alten, im Zeitalter der 96-Pfünder freilich in ihrem Werth ſo vielfach angezweifelten Familie Königſtein.

Die Bahn, wie ſchon erwähnt, läuft an der einen Seite des Felſenkegels hin, die Stadt liegt an der andern. Ihr ſchritten wir jetzt zu. Es iſt nur eine kleine Strecke. Am Thor ſchilderte ein 60er; ſein Waffenrock ſo kampagnemäßig wie möglich. Hoffentlich iſt eine »neue Garnitur« ſeitdem eingetroffen.

In den Straßen ſah es ſchlimm aus; ich werde jeder weitern Beſchreibung überhoben, wenn ich das

Ganze als Klein-Bazeilles bezeichne. In Bazeilles lag alles in Trümmern; hier waren, inmitten der Zerstörung, halbe Straßen verschont geblieben. Die Häuserreihe links (von welcher Seite das Bombardement kam) hatte, indem sie selber zum Opfer fiel, der Reihe gegenüber als Schirm, als Kugelfang gedient.

Ziemlich am Ende der Stadt traf ich ein Gasthaus; von den vier Hôtels, die die Stadt gehabt, das einzig übrig gebliebene. Es war das Hôtel de Metz. Erst nach langem Parlementiren erhielt ich ein Zimmer. Begreiflich. Wo auf einer Schulter das liegt, was sich sonst auf vier vertheilte, da muß es hart hergehen. An Prätensionenmachen war hier also noch weniger zu denken, als irgend anderswo. Meine Schlafkammer hatte gerade doppelte Bettgröße. Es ließ sich dies so genau bestimmen, weil außer einer hochaufgethürmten Lagerstätte, die in ruhigen Zeiten wohl mehr als Bettkasten wie als Bett diente, in der Kammer absolut nichts zu finden war. In einer Ecke standen drei Rouleaux-Stangen, während auf dem Fensterbrett eben so viele, schon gebrauchte Streichhölzer lagen. Dies war Alles. Wie es aber keine Armuth giebt, die nicht irgend einen Reichthum umschlösse, so war auch hier für einen solchen gesorgt,

und dieſer Reichthum war — das Fenſter. Es hatte nur die Größe einer Luke, ſtand auf und wirkte lediglich wie der Rahmen für die Landſchaft, in die ich hineinſah: erſt Gärten, dann Dächer und ſcheinbar unmittelbar dahinter die hohen Waldwände der Vogeſen. Die Sonne ging unter. Schmetterlinge flogen im goldnen Abendlichte aus und ein.

Ich ging nun in die Stadt, um, eh' der Abend hereinbrach, einen Beſuch zu machen, der mir ſehr am Herzen lag. Ich berichte über dieſen Beſuch im nächſten Kapitel. Eine Stunde nach Dunkelwerden war ich wieder im Hôtel, wo man eben zum Souper ſchritt. An zwei Tafeln, in zwei Zimmern; nur die Thür ſtand auf. Will-Franzoſen und Deutſche ſchieden ſich auch hier.

Die deutſche Tafel hatte eine Längenausdehnung, die in Bitſch überraſchen konnte. Es waren aber nicht Fremde, die hier aßen, ſondern Anſäßige, hierher Verſchlagene aus allen deutſchen Ländern, die als Poſt- und Polizeibeamte, als Forſt- und Telegraphen-Befliſſene, ihres wenig erfreulichen Dienſtes an dieſer Stelle warteten. Die Opulenz der Tafel konnte über alles andere was fehlte, ſchwerlich hinweghelfen. Nichtsdeſtoweniger mag es mir, als Beitrag zur Länder- und

Völkerkunde, geſtattet ſein, hier aufzuzählen, wie wir in Bitſch zu Nacht ſpeiſten. Es gab: Suppe; Fleiſch und Sauce; Spargel; Hammelrücken; Kalbsmilch; Kapaun und Salat; Quarkkuchen; Butter und Käſe; Biscuits. Alſo ſchlecht gerechnet ſieben Gänge. Dabei muß man gegenwärtig haben, daß Bitſch ein Ort iſt, der noch lange nicht auf der Höhe von Bernau ſteht ... Und ..... ich habe auch in Bernau zu Nacht gegeſſen!

Die Converſation machte ſich lebhaft; aller Stammes-Antagonismus war verwiſcht; Märker, Baiern, Rheinländer, Pfälzer, alles verkehrte in der herzlichſten Weiſe mit einander. Die gemeinſchaftliche Gefahr (Langeweile) wurde zum einigenden Band.

Einer der Anweſenden, ein ſchöner, brünetter Herr von diſtinguirtem Profil, that in Unterhaltungsſachen das Beſte. Er nahm entweder die erſte Stellung ein, oder man gab ſie ihm. Er gab ſich als Coburg-Gothaer zu erkennen, und war Sr. H. dem Herzog im Verſailler Hauptquartier attachirt geweſen. Ich nahm ihn für den neu-creirten Doctor und Kreisarzt dieſer Gegenden. Nicht nach ſeiner Erſcheinung, die weit über den kleinen Land-Phyſikus hinausging, ſondern weil er in muinterer Weiſe erzählte, daß er,

»kaum eingetroffen in Bitsch, auch schon, auf einem der nächsten Dörfer, mit einem Pockenfall habe debütiren müssen«. Ich adressirte mich deshalb an ihn mit der beständigen Redewendung »Herr Doctor«. Das erste Mal zuckte er ein wenig zusammen, was ich indeß auf ganz andere Dinge schob; — alle folgenden Male hielt er standhaft aus. Er hatte eben die Hofschule durchgemacht.

Nach Tische fragt' ich: wer ist der schöne schwarze Herr, der den Pockenfall behandelt hat.

»Ja, er mußte gleich hinaus wegen der Absperrung. Es ist unser neuer Friedensrichter.«

Gottfried Keller.

Wohl dem, der in Furcht Gottes ſteht
Und auf Seinem Wege geht;
Dein' eigen Hand dich nähren ſoll,
So lebſt du recht und geht dir wohl.
Martin Luther.

* * *

Ein Chriſtenherz auf Roſen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze ſteht.

Vor Tiſch, wie ſchon erwähnt, hatt' ich einen Gang in die Stadt gemacht. Es handelte ſich um Nachfrage, reſpective Beſuch bei einem Weißgerbermeiſter, zu deſſen Sohne ich (die Lebenswege gehen wunderbar) in eine Art Herzensbeziehung getreten war. Das kam ſo.

Während meines vorübergehenden Aufenthalts im prison militaire zu Lyon, hatt' ich Tag um Tag Beſuch von einem jungen, blonden Deutſchen empfangen, der in der Rhone-Hauptſtadt arbeitete und ein Anverwandter des agent principal war, der jenem Gefängniſſe vorſtand. Ja, das Zimmer, das ich bewohnte, war eigentlich ſein Zimmer, in dem er, der

junge Deutſche, ſeine Koffer, ſeine Sachen, ſeine Papiere hatte und in dem er gewohnt war, ſeine Feierabendſtunden zuzubringen, namentlich auch ſich Sonntags für den Kirchgang anzukleiden. Wir plauderten viel mit einander und ſchloſſen eine Freundſchaft, die ich in der glücklichen Lage war, gleich bethätigen zu können. Gleich, und ohne Mühe. Es handelte ſich nämlich um nichts weiter, als um einen nach Bitſch hin (wo ſeine Eltern lebten) zu ſchreibenden Brief. Ihr Haus war zerſtört, ihr Vermögen hin, die Geſundheit von Mutter und Schweſter in Folge der Bombardements-Schreckniſſe erſchüttert, — ſo viel hatte er auf Umwegen erfahren; aber ſeinerſeits eine Zeile, ein Troſtwort nach Haus hin gelangen zu laſſen, war ihm nicht vergönnt geweſen; kein Brief war angekommen. Da half ich denn nun. Wozu ein Gefangener nicht alles gut iſt! In einen nach Berlin hin adreſſirten Brief wurden ſeine Zeilen eingelegt und ſind (was gleich vorausbemerkt ſein möge) eine Woche ſpäter auch richtig in Bitſch eingetroffen.

Es lag mir nun daran, über meinen jungen Lyoneſer Freund Erkundigungen einzuziehen, zu erfahren, ob er noch lebe. Denn das letzte Mal, daß ich ihn ſah, war er in kriegeriſchem Aufzuge, mit der

Büchſe in der Hand bei mir eingetreten! Dem Gambetta'ſchen Aufgebot en masse hatte er ſich nicht zu entziehen vermocht, vielleicht auch nicht entziehen wollen, und wer mochte mir jetzt dafür bürgen, daß er nicht unter den Francstireurs oder wohl gar unter den Vengeurs du Rhône in den blutigen Kämpfen um Dijon, ſei es gegen die Badenſer, ſei es gegen die Pommern, einen frühen Tod gefunden habe. Um ſo näher lag mir dies, als ich ſicher war, daß er nach unſerem heimathlichen Satze, »wenn ſchon, denn ſchon«, im Kugelregen auch *geſtanden* hätte, denn wiewohl weich und gemüthvoll (er kämpfte jedesmal mit den Thränen, wenn er von dem Unglück ſeiner Eltern ſprach), ſo hatte er doch, groß und ſtark wie er war, vor allem auch jenen vornehm-nervöſen Zug, der nie täuſcht und immer bekundet: ich bin wohl zerbrechlich, aber nur zerbrechlich wie *Stahl*.

Ein Uebelſtand war, daß ich inzwiſchen ſeinen Vatersnamen vergeſſen hatte; ich wußte nur, daß er *Gottfried* hieß. Darauf hin mußte ich nunmehr meine Wanderſchaft und meine Nachforſchungen antreten.

Ich ſchritt die Hauptſtraße hinauf; es dämmerte ſchon. Ziemlich inmitten der Stadt war ein reizender Fleck, wenn man, wo das Meiſte in Trümmern lag,

von einem ſolchen noch ſprechen konnte. Die Straße verbreiterte ſich hier auf eine Strecke von 50 oder 100 Schritt Länge und ſchuf einen ſchmalen Platz, auf dem zwei, drei zurückgelegene Häuſer, ein paar Lindenbäume und zwei lange Steintröge ſtanden, in die, aus einfachen eiſernen Röhren, ein vom Citadellfelſen herabkommendes Bergwaſſer floß. Eben dieſer Citadellfelſen ſtieg unmittelbar hinter den Häuſern ſenkrecht auf, während zwiſchen den Trögen das lebensgroße Bildniß der Jungfrau von Orleans aufragte, betend, und im Gebet das Schwert an ihre Bruſt preſſend.

Ich war ganz in den Anblick dieſes poetiſch-mittelalterlichen Geſammtbildes verſunken, das, durch eine Art halbverdeckter Staffage, die es hatte, noch an gefälligem Reiz gewann. Das mittlere der drei Häuſer nämlich, augenſcheinlich ſehr alt, beſtand in ſeinem Erdgeſchoß nur aus Fenſtern, zwiſchen denen dünne Tragbalken aufſtiegen. Alle untren Flügel ſtanden auf und dahinter an einem langen, bis an die Fenſter vorgerückten Tiſch, ſaßen ſechs oder ſieben Schuhmachersleute, Burſchen und Geſellen, die hier den letzten Reſt von Tageslicht aufſuchten, um ihre Arbeit zu vollenden.

Ich trat an eines der Fenſter heran und fragte den aufſchauenden Geſellen: Kennen Sie hier einen

Weißgerbermeiſter, deſſen Sohn Gottfried im vorigen Jahre in Lyon gearbeitet hat?

J, was werd' ich den nicht kennen? Das iſt Gottfried Heller geweſen. Der Vater wohnt das dritte Haus von hier. Joſeph, führ' den Herrn hinne.

Ich dankte, Joſeph erſchien, geleitete mich bis an das bezeichnete Haus, ſtieg die Treppe vorauf und klopfte an. Als geantwortet war, ſprang er wieder die Stiege hinunter. Ich trat nun ein.

Ich werde das Bild, das ich hier ſah, nicht leicht vergeſſen. Die Engländer, in ihren hiſtoriſchen Bildern, behandeln mit Vorliebe die »kleine Puritanerfamilie«, die in Haus oder Hütte ihre Abendmahlzeit nimmt; — Bibel oder Gebetbuch gemeinhin neben dem Alten. Jede Abendmahlzeit immer ein Anklang an das »Abendmahl«. So war es auch hier. Um den runden Tiſch ſaßen fünf Perſonen, drei Männer, zwei Frauen. Es war ſo dunkel, daß ich Niemanden beſtimmt erkennen konnte; nur auf den Alten fiel ein ſpärlicher Streifen Licht und ließ mich wahrnehmen, daß er eben das Dankgebet geſprochen hatte. Neben ihm lag das abgenommene Käpſel; ſeine Hände waren noch gefaltet.

Alle erhoben ſich jetzt. Der alte Herr trat mir einen Schritt entgegen. Ich hatte mir meinen Spruch bereits gut auswendig gelernt und begann wieder. »Ich war in Lyon mit einem jungen Mann zuſammen, der .....«

Weiter kam ich nicht. Aus dem Hintergrunde trat jetzt Gottfried ſelber auf mich zu und ſtreckte mir beide Hände entgegen. Alles war bewegt, ein Stuhl wurde mir geſtellt, und ich rückte in den Familienkreis ein. Hier waren Studien zu machen: altdeutſches, frommes, proteſtantiſches Bürgerthum. Eine Scenerie, als ob der Schmalkaldiſche Krieg eben hinter uns läge und nicht ein napoleoniſcher! Wir ſprachen von der harten Zeit. Das Meiſte davon iſt Redensart; hier aber waren Leute, die ausnahmsweiſe wirklich davon ſprechen durften. Der Krieg, wie ein feuriger Beſen, war über ſie hinweggegangen; alles war zerſtört, alles verloren. Vierzig Jahre lang ein Beſitzthum, Haus und Hof, und nun, am Ende ihrer Tage — ein Miethe-Zimmer.

Gottfried, der nach der erſten Begrüßung wieder ſchweigſam geworden war (er hatte erſichtlich — auch darin puritaniſch — eine Reſpects-Erziehung genoſſen) fragte mich, als ich aufbrach, ob er mich noch ein Weniges begleiten dürfe? Ich bat darum. So

verließ ich die Eltern, um mit dem Sohne noch einen kurzen Abendspaziergang zu machen.

Er erzählte mir nun, daß sein Herr in Lyon, der von der Vergeblichkeit aller Gambetta-Anstrengungen überzeugt gewesen sei, ihn aus dem militairischen Verbande, dem er bereits angehört, wieder losgelöst, demnächst auch seine Rückkehr in die Schweiz ermöglicht habe. Im December sei er wieder daheim in Bitsch gewesen; — nur den Vater habe er getroffen, der draußen vor der Stadt, unter einem gewölbten Thorweg, in einer aus Fellen gemachten Hängematte gelebt habe. Eine solche Hängematte habe er dann auch bezogen. »Sehen Sie dort drüben den Erddamm und in dem Damm den Gewölbebogen, — unter diesem Bogen haben wir vier Monate lang gewohnt.«

Wir gingen nun in die Stadt zurück. Vor einem großen Trümmerhaufen blieb er stehen und sagte nur: »das ist unser Haus«. Er führte mich dann an eines der Kellerfenster, dicht über dem Straßendamm, und fuhr fort: »Hinter diesem Fenster saß meine Familie den ganzen Tag; ein Brett schloß die Oeffnung von außen. Von den Granaten litten sie nicht; aber plötzlich war der Qualm so dicht und stickig geworden, daß sie nicht mehr athmen konnten. Sie mußten hin-

aus. Es gab nur einen Ausweg noch, das Fenſter. Alle ſuchten ſie das Brett, das von außen ſchloß, zurückzuſtoßen; aber es war nicht möglich: die ganze Maſſe der niedergeſtürzten Wände lag wie ein Berg davor. Sie hätten jämmerlich ſterben und verderben müſſen, wenn nicht einer unſerer Nachbarn das Schreien gehört und den Steinſchutt fortgeſchafft hätte. Er that es mit Gefahr ſeines Lebens. Gott lohne es ihm.«

Da ſtand ich nun und ſah ſtumm auf dieſe zerſtörte Wohnſtätte, die einſt ſo viel häusliches Glück und an jenem Unglückstage ſo viel Bangen und Todespein umſchloſſen hatte. Wer in ſolchem Momente noch reden kann oder gar ſeinen Troſt aus der Taſche zieht, iſt nicht beneidenswerth.

Aber eines ſagte ich mir ſelbſt.

Mit einem gewiſſen höllenpoetiſchen Grauen pflegt auch der Beſte von uns zu leſen: »150 Häuſer zerſtört, 30 Todte; die weiße Fahne aufgeſteckt!« Was das alles in Wahrheit beſagen will, empfindet man erſt, wenn einen ein Betheiligter an ſolchen Trümmerhaufen führt und tonlos, mühſam die Worte ſpricht: dies war unſer Haus.

Die Citadelle von Bitsch.

Die Flinte unterm Schloß im Arm,
Die Finger in den Aermeln warm,
Marschirt er einsam hin und her,
Und denkt: Wer jetzt zu Hause wär'!
W. v. Merckel.

* * *

»O Kyritz, mein Vaterland!«
Ein Stündchen vorm Potsdamer Thore.

Mir blieb nun noch von Bitsch nicht mehr und nicht weniger als die Hauptsache, seine Citadelle. Andren Tages früh machte ich mich auf den Weg. Es bedarf einer Eintrittskarte, die man, gegen Erlegung eines Franken, unten am Stadtthor, in einer Art Commandanturgebäude in Empfang nimmt. Ein 60er, der die Gefilde zwischen Zehden und Fürstenberg seine Heimath nannte, führte mich treppauf in ein improvisirtes Bureau, wo mehrere Unteroffiziere und Gefreite an Wackeltischen schrieben oder auch nicht schrieben. Ich trug dem Zunächstsitzenden mein Anliegen vor. Er erhob sich, machte eine elegante Handbewegung nach dem dritten Tisch hin und sagte, in Ton und Sprech-

weiſe unverkennbar: »Wollen Sie ſich an den ſchön-bebarteten jungen Mann wenden.« Das Berliniſche in der Fremde berührt nicht immer angenehm; aber in maßvoller Anwendung hat es etwas ſehr Gewinnendes, wie alles Friſche und Pikante. Es wirkt belebend, wie etwa wenn man einem Schläfrigen mit einem Federbart leiſe um die Naſenflügel fährt; oder, um dem Vergleiche eine mehr lokale Färbung zu geben: es prickelt wie eine Volpi'ſche.

Ich empfing nun meine Karte, paſſirte das Thor und ſchritt alsbald an ärmlichen Vorſtadthäuſern hin, zwiſchen denen der Weg ſchon leiſe bergan zu ſteigen beginnt. Hinter den Häuſern dehnt ſich ein hochgelegenes Stück Wieſenland, auf dem 5 Trommler und 4 Pfeifer, unter dem energiſchen Commando eines Tambour-Majors, ihre muſikaliſch-militairiſchen Exercitien machten. Sie gingen durch alle Stadien; der Hauptaccent wurde aber unverkennbar auf das bekannte Trommel- und Pfeiferſtück gelegt, das wir zu hören gewohnt ſind, wenn eine ältere, jüngere oder allerjüngſte Prinzeſſin durch das Brandenburger Thor fährt. Wie wunderſam klangen dieſe Stücke *hier*, zu Füßen der Citadelle Bitſch! Aber ſiehe da, als ob mir ein Zeichen gegeben werden ſollte, daß hier alles, auch der Berg-

geist, hinfüro im Bunde mit Preußen-Deutschland sei, scholl plötzlich, als ich um die Felsecke herumgebogen und keines der Spielleute mehr ansichtig war, das Begrüßungs-Trommelstück hell und scharf, aus den Vogesen heraus, zu mir herüber, und erst drei Sekunden später antworteten scheinbar die wirklichen Trommler und Pfeifer. Dies ist nicht etwa poetische Fiction, sondern genau so wie ich erzähle. Zunächst sprach das Echo, und dann erst der ursprüngliche Ton. Ich erkläre es mir dadurch, daß ich, durch die scharfe Biegung, die ich gemacht hatte, von der originalen Schallwelle weiter entfernt war als von der, die das Echo vibriren ließ.

Der Weg, nach dieser Biegung, ging an der einen Längsseite des Felsens hin; noch ein zweites Links-um, und das vorderste Citadellthor wurde bereits sichtbar. Durch eben dieses Thor bewerkstelligte an einem frischen Märztage die französische Besatzung ihren Abzug, nachdem sie die Veste 7 Monate lang vertheidigt, zweien Bombardements getrotzt und dadurch sich und dem Namen »Bitsch« einen Ruhm zugelegt hatte, an dessen Erwerbung beide, bei Beginn der Belagerung, am wenigsten gedacht haben mochten.

Ich beschränke mich auf folgende Daten: Die

Citadelle war bei Beginn des Krieges durch ein Bataillon vom 94. Regiment und vielleicht ein Halb-Bataillon Turcos besetzt worden. Die Armirung war die unvollkommenste von der Welt. Nach der Schlacht bei Wörth wurden Stadt und Citadelle das Refugium für viele Hunderte von Flüchtigen nahezu aller im Kampf gewesenen Regimenter. Am 23. August erfolgte ein erstes, schwaches Bombardement aus Feldgeschützen. Es blieb wirkungslos. Man begnügte sich nunmehr, auf weitere 3 Wochen hin, mit einer bloßen Cernirung. Endlich am 11. September schritt man zu einer zweiten, dies Mal sehr ernsthaft gemeinten Beschießung unter Oberst Kohlermann von der bairischen Artillerie. Schweres Belagerungsgeschütz war, aus der Festung Germersheim, zu diesem Behufe eigens herbeigeschafft worden. Das Bombardement dauerte 3 Tage und 3 Nächte, 16,000 Projectile wurden auf die Stadt und Festung geschleudert, nahezu Alles, was nicht bombenfest oder aber durch eine zufällig glückliche Lage gesichert war, wurde zerstört; — noch 12 Stunden länger und die Capitulation, nach Allem was inzwischen bekannt geworden ist, mußte erfolgen. Da wurde die Beschießung eingestellt, und — Bitsch war gerettet. Unerobert, als »jungfräuliche Veste«

ging ſie aus franzöſiſchen in deutſche Hände über. Erſt der Friedensſchluß überantwortete ſie uns.

Dies möge genügen. Wer Weiteres über die Belagerung dieſes immerhin intereſſanten Felſenneſtes leſen will (intereſſant ſchon dadurch, daß es der einzige Punkt war, der unſeren Waffen widerſtand), dem ſeien die Bücher und Aufſätze beſtens empfohlen, die die beiden »Gefangenen von Bitſch«, die Herren Max v. Schlägel und Oscar v. Marſchall, über ihre perſönlichen Erlebniſſe und dadurch zugleich auch über den Ort und ſeine Schickſale veröffentlicht haben. Auch darin hat Bitſch Glück gehabt. Nicht jede unbedeutende Veſte genießt des Vorzuges, während ihrer Belagerung zwei Schriftſteller in ihren Pavillons und Kaſematten zu beherbergen, friſche, lebendige Erzähler, die nun zu Special-Hiſtoriographen eines an und für ſich nur geringfügigen, hiſtoriſch-verſchwindenden Gegenſtandes werden. Aber eben durch die Darſtellung, die der Gegenſtand findet, wird er über ſich ſelbſt erhoben und hört auf, ein verſchwindender zu ſein. Denn nicht auf die That kommt es an, ſondern auf das Wort, das ſie feſthält und überliefert. Das Wort allein macht lebendig; was ſtumm iſt, und wär' es das Größte, iſt todt.

Ich hatte inzwiſchen das Citadellthor erreicht, paſſirte ein paar Zugbrücken, noch ein großes Portal und trat dann auf die Platform des Felſens: den Citadellhof. Er mag eine Länge haben von zwei- bis dreihundert Schritt. Jenſeits, an der dem Eingange gegenübergelegenen Schmalſeite, erhoben ſich drei mehr oder weniger zerſchoſſene Gebäude: Kirche, Wache, Commandantenhaus; zur Linken, über die ganze Länge hin, lief eine total demolirte Kaſerne, während nach rechts hin ein rempart ſich ſtreckte, über deſſen Brüſtung hinweg einige ſchwere Geſchütze nach Norden blickten. Dies war, einſchließlich eines an der dieſſeitigen Schmalſeite ſtehenden Offizierhauſes, die ganze Herrlichkeit von »Veſte Bitſch«.

Ich ſteuerte auf das Wohngebäude zu, um meine Karte zu präſentiren. Zehn Schritte ſeitwärts, auf einem nach Süden blickenden Wallraud, ſaßen, lagen, ſtanden die Wachtmannſchaften, lauter 60er, und ließen ſich von der Sonne beſcheinen, oder blickten gähnend nach den Vogeſen-Abhängen hinüber. Jedes Einzelnen Seele, ſo ſchien es mir, ſuchte in der Ferne nach Wrietzen a. O., oder gedachte Platkows, wo die Theerbutte des alten Derfflinger am Wetterhahn hängt, oder des Bieſenthalſchen Kirchthurms, auf den der alte

Sparr ſeine Peitſche fallen ließ, wenn er, wie gewöhnlich, durch die Lüfte fuhr.

An dieſe Heimwehkranken (es waren meiſt »Alte« oder ſelbſt ſehr Alte) trat ich jetzt heran und fragte, »ob wohl einer da wäre, der mich umher führen wolle?« Sie drückten, als eine Art Präludium, zunächſt ſammt und ſonders ihre Zuſtimmung aus, erhoben ſich dann langſam aus ihren bequemen Poſitionen und ſchloſſen einen Kreis um mich, um nunmehr in die Berathung einzutreten. Sie brummelten zu zwei und drei, immer fractionsweiſe, bis endlich ein kleiner Unterſetzter vortrat und mir zurief: »Na, denn kummen Se man«. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Andern ſchubſten ihn ohne Weiteres bei Seit' und perorirten nun auf mich los: Den nich; dat is ſo eener; nehmen Se Kalies'en, Kalies is jut; dat's ein Alter, Landwehrmann, ſechs Kinder; Kalies, Du jehſt mit den Herrn«. Hiermit war die Sache entſchieden. Die ganze Scene, in ihrem ſpecifiſch-märkiſchen Charakter, hatte mich ungemein amüſirt.

Wir gingen nun alſo los, bogen in die große Kaſerne, die uns jetzt zur Rechten lag, ein und ſtiegen mittelſt Treppen und Leitern bis auf eine von einzelnen Schornſteinwänden halb mannshoch überragte

Dachstelle, wo der weggeschossene Giebel uns einen prächtigen Ueberblick über das ganze Kesselthal gestattete. Ich bin nicht schwindlig, aber Kalies machte es mir doch zu arg; er stellte sich auf den kaum fußbreiten, noch dazu hart am Giebelrest aufragenden Essenkranz und reichte mir seine Hand, um mich auch nach oben zu ziehen. Ich sagte aber blos: Hören Sie, Kalies, Sie sind wohl Schornsteinfeger?

Ne, aber Mauer.

Na drum auch! Uebrigens »Mauer« oder nich, kommen Sie man wieder 'runter da; ich will keinen 6kindrigen Landwehrmann auf der Seele haben. Und noch dazu um dies »olle Bitsch«.

Er nickte und sprang wieder 'runter. Ich hatte den wunden Fleck getroffen; die alte Landwehrseele überflog Berg und Thal und ließ sich zwischen Neuenhagen und Güstebiese auf einen ganz andern Schornstein nieder. Hoffentlich ist der leibliche Kalies seiner damals vorausfliegenden Seele längst gefolgt und die frohe Stunde in Vorbereitung, wo durch letztgenannten Schornstein das »siebente« glücklich niederfährt. Da kann denn der König Gevatter stehn, oder, wenn der glückliche Vater mich erkundet (was ich übrigens nicht wünsche), auch ich.

Das Umherklettern auf zerſchoſſenen Baulichkeiten, wenn man den erſten romantiſchen Grnſel, den daſſelbe weckt, längſt hinter ſich hat, iſt eigentlich langweilig; ich drang deshalb auf Abkürzung und bat Kalies, wenn er überhaupt noch was in petto habe, raſch ſeine beſte Karte auszuſpielen.

Ja, denn möten wi woll in de Kaſematt' geihn.

Na, denn man zu.

Unter der großen Kaſerne links, in derſelben Länge und Breite wie dieſe, oder auch wohl noch um etwas größer, läuft die vielgenannte, in Felſen gehauene, große Kaſematte hin. In dieſe ſtiegen wir jetzt hinab. Es mag viel Aehnliches oder Bedeutenderes geben, aber ich ſah dergleichen hier zum erſten Mal und konnte mich ſeiner Wirkung nicht entziehen. Ein weißgetünchter, hochgewölbter Raum, ein wenig Licht von der einen Seite her, Pritſchen links und rechts, zerſtampftes Stroh, ein liegengebliebenes Käppi, dazwiſchen Sohlen, Gamaſchen, Mützenſchirme, — es war wie ein »Schlachtfeld im Keller«, ein Schlachtfeld ohne Luft und Licht, bedrücklich, infernaliſch.

Nach rechts hin war ein Bretterverſchlag, über den hinweg man in einen ſtockdunklen Raum ſah. Kalies, der nicht ſentimental war, wenn es ihn nicht

ſelber betraf, wies mit dem Daumen hinüber und ſagte jetzt hochdeutſch: »Da lagen die Todten. Wir fanden noch drei, als wir einzogen. Sie hatten ſie vergeſſen.«

Ich machte, daß ich wieder hinaus kam. Selbſt das Raſcheln im Stroh war unheimlich. Adieu Bitſch, adieu Kalies.

Ein Eiſenbahnzug, der eben dampfend und kreiſchend aus dem Vogeſenwald heraus in das Thal einlief, wirkte mit ſeinem Pfiff und ſeinem Geraſſel (denn es war Leben) wie Muſik.

Straßburg.

Straßburg.

Aeltere werfen die Kugel indeß, die Entfernungen
messend,
Zählen, im Spiele der Morra, die Finger mit
hurtigem Scharfblick.
Platen (Amalfi).

* * *

Er braucht nicht mit dem Schwert zu blinken,
Er braucht nur mit dem Auge zu winken,
Und sieh', es muß zur Rechten und Linken
Ein halber Franzmann vom Rosse sinken.

Stadt. Stimmung. Ein paar Fragen.

Der Zug, der 11 Uhr Vormittags an Bitsch vorüberbrauste, war noch nicht mein Zug; ich hatte noch Zeit, unten am Fuße des Felsens, einem mir neuen Wurfspiel zuzusehen, das darin bestand, daß man Zwei-Sousstücke oder Zinkstücke von derselben Größe, auf 5 Schritt Distance in einen aufgesperrten Froschmund warf. Zu meiner Zeit war es ein tellergroßer Türkenmund, in den wir mit aller Bequemlichkeit (und doch oft nicht treffend) unsere Bälle schleuderten, ein Spiel, das zu diesem Froschspiel etwa in dem Verhältniß stand, wie ein Klippschul-Turner

zu einem Renzſchen Akrobaten. In ſolchen Dingen ſind die Franzoſen Meiſter, und ihre Pflegekinder, die Elſäſſer, haben ihnen, in Kaſernen und Cafés, alle dieſe Virtuoſenſtücke längſt abgelernt.

Um Mittag ging der Zug, der mich nach Straßburg führen ſollte. Die Fahrt gliedert ſich in drei Theile von ziemlich gleicher Länge: von Bitſch bis Niederbronn, von Niederbronn bis Hagenau, von Hagenau bis Straßburg. Das erſte Drittel iſt eine Fahrt quer durch die Vogeſen und bietet eine Fülle der reizendſten Landſchaftsbilder. Die Aehnlichkeit mit Thüringen iſt frappant; nur herrſcht hier, wie überall im Lande, das Laubholz vor. Dicht vor Niederbronn paſſirt man eine pittoreske Ruine (Waſenberg, wenn ich nicht irre), die ähnlich da liegt, wie der Lützelſtein oder die Ruinen um Pfalzburg und Savern. Hoffen wir auf die Tage, wo der Bonnenſer und Heidelberger Student hier umherklettert, wie der Jenenſer und Hallenſer die Rudelsburg zu ſeiner Domaine gemacht hat. An dieſe Hoffnung ſeien zugleich einige Bemerkungen geknüpft.

Mit feinem Verſtändniß iſt geſagt worden: »Der deutſche Student müſſe und werde dieſe Gegenden wieder erobern«. Dem ſtimme ich zu. An die Er-

richtung der Universität Straßburg einerseits, an die sangesheitren Wanderzüge der deutschen Jugend andererseits, lassen sich nicht leicht zu weit gehende Hoffnungen knüpfen. Der französische Geist muß erst wieder heraus. Darüber ist man einig. Diesen französischen Geist aber vertreiben wir muthmaßlich weder durch unsere civile noch durch unsere Heeresverwaltung, was alles auch zu Lob und Preis beider gesagt werden mag. Um die Vorzüge derselben, die sich in Exaktheit, in Treu und Glauben, in Unbestechlichkeit zu erkennen geben, zu würdigen, ja, auch nur zu verstehen, muß der ganze geistige Boden erst umgeackert worden sein. Ein solches Umackern geschieht aber nicht durch Paragraphen, auch nicht durch die besten, und es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man, auf diesen Punkt hin, zwischen Westpreußen-Posen und Elsaß-Lothringen nicht scharf unterscheiden, sondern im Hinblick auf jene (Westpreußen und Posen) auch diesen neu eroberten Provinzen gegenüber einfach den Glauben hegen wollte: was dort sich bewährte, müsse sich auch hier bewähren. Der Unterschied würde bald offenbar werden. Das polnische Element, das unserem Staate einverleibt wurde, hatte, vom Nationalen abgesehen, bald aber über dieses hinaus, kein ande-

res Intereſſe, als ſich in ſeinem Recht und ſeinem Beſitz gegen Unterdrückung geſchützt zu ſehen; für ſolche Gewährungen indeß kann Elſaß *nicht* dankbar ſein. *Das* hat es längſt gehabt, und was daran fehlen mochte, das war keine Folge von Unfreiheit und Unkultur, ſondern von Ueberfreiheit und Ueberkultur. Dieſe erſt wieder als ſolche zu charakteriſiren, als ſolche fühlbar zu machen, das Falſche, Schiefe, Verlogene aufzudecken, geſunde Bildung an die Stelle ungeſunder zu ſetzen, *darauf* kommt es an; dieſe Aufgabe aber iſt eine rein geiſtige und kann nur durch geiſtige Mittel gelöſt werden. Die Berührung mit dem deutſchen Geiſt allein kann dieſe Wandlung vollziehn: Lehre, Wiſſenſchaft, Predigt, Lied. Vor allem auch die Preſſe. Im Moment, weil alles noch gährt und widerſtrebt, mag es gleichgültig ſein, ob dieſelbe ein wenig beſſer oder ſchlechter, ob etwas höher oder tiefer in die Erſcheinung tritt, aber die Stunde muß kommen, wo die Pflege der öffentlichen Meinung, die doch vor allem Zeitungsſache iſt, gerade in dieſem Reichslande zu einer allerwichtigſten Aufgabe werden wird. Das *Allerbeſte*, was Deutſchland hat, wird dann gerade gut genug ſein für — Elſaß-Lothringen.

Um 8 Uhr waren wir in Straßburg. Ein »Commiſſionair« ſuchte ſich meiner zu bemächtigen und deutete auf das Hôtel de l'Eſprit, das ſich, mehrſtöckig, unmittelbar neben dem Bahnhofsgebäude erhebt. Ich entzog mich aber ſeinen Bemühungen ſchon allein deshalb, weil ich mir in einem »Gaſthof zum Geiſt« für meinen Körper nicht viel verſprechen konnte und gelangte glücklich wieder in meinen »Rebſtock«, drin mich das alte Getriebe und etwas weniger »tristesse« als am zweiten Oſtertage empfing. Es iſt ein Unterſchied, ob man die Dinge in pfingſtlicher oder oſterlicher Beleuchtung ſieht.

Deſſen ſollt' ich überall inne werden, wohin ich kam. Die Blaukittel-Gruppen auf dem Kleberplatz, die namentlich vor dem gleichnamigen Kaffeehauſe ihren Stand haben, ſahen minder rabbiat aus, als ſechs Wochen früher; in den Straßen drängte ſich allerlei Landvolk, namentlich Bäuerinnen, die erſichtlich mehr mit ihrem Einkauf als mit der Politik beſchäftigt waren; auf dem Gutenbergs-Platze lachten die Fiacre-Kutſcher ſo ausgelaſſen, wie es angeſichts der Statue, die dieſem Platze den Namen gegeben hat, nur überhaupt möglich iſt. Vor allem die deutſche Fahne, oben auf dem Münſterthurm, flatterte luſtig im Winde und ſchien ſich des Lebens da unten zu freuen.

Am meiſten zum Guten hin verändert erſchien mir der Broglie-Platz, der für Straßburg eben daſſelbe bedeutet wie die Linden für Berlin, oder die Boulevards für Paris. Um Oſtern war hier nichts heimiſch geweſen als der Wind und der einſame Kellner; jetzt wogte hier ein heiteres Getriebe auf und ab, ja hatte ſogar ſein Lager an eben dieſer Stelle aufgeſchlagen. Hier auf den Bänken hin, unter Linden und Kaſtanien, ſaßen die Kindermädchen und präſentirten die lieben Kleinen und — ſich ſelbſt. Sie durften es ſchon; das ſchwarze Kopftuch kleidete ihnen gut. Auch die »junge Mutter« war vertreten, übte Controle, careſſirte den Liebling und ſchob ihn, eine kurze Strecke, höchſteigenhändig in einem wunderſamen Gefährt, das zwiſchen dem deutſchen Korbwagen und dem engliſchen Perambulator die Mitte zu halten ſchien, die »Große Allee« entlang. Dazu, rechts und links, Reitende, Fahrende, — das Ganze das Bild einer heiteren, friedlichen Stadt. Was dem Bilde fehlte (und es fehlte etwas) hatte wohl mit den Zeitläuften nichts zu thun und eignete dieſem Broglie-Platz vielmehr aus alten Zeiten her. Er entbehrt nämlich jener Miſchung aller Schichten der Geſellſchaft, die das Treiben auf den bevorzugten Plätzen

großer Städte meiſt ſo intereſſant zu machen pflegt. Straßburg, ohne eine Reſidenz zu ſein, hat ſich doch nach dieſer Seite hin kleinſtädtiſch-reſidenzlich entwickelt, und während dem Kleber-Platze, inmitten der Stadt, das Volks-Element verblieben iſt, haben ſich die ariſtokratiſchen Elemente an die Peripherie gezogen und hier den Broglie-Platz entſtehen laſſen. Erſt eine Vereinigung beider würde das Rechte ſein: der eine Platz würde ſeinen Zug zum Gewöhnlichen, der andere ſeinen Beigeſchmack von Langerweile verlieren. Den hat er, und dieſer Beigeſchmack wird wachſen, wenn ihm die nächſten Monate das genommen haben werden, das jetzt ſeine einzige Pikanterie iſt: die angeſchoſſene Statue des Marquis de Lezay-Marneſia. Von den verſchiedenen Schüſſen, die ihn trafen, gingen zwei durch die rechte Wade, was — man mag ſo bombardementsfeindlich geſtimmt ſein, wie nur möglich — mit unwiderſtehlicher Komik wirkt.

Der Broglie-Platz, an deſſen einer Schmalſeite ſich das Theater befindet, iſt auch der Platz der eleganten Cafés. In einem derſelben, müde von meinen Zickzackgängen durch die Stadt, machte ich mir's bequem, um in ſtillem Genuß der Stunden den Abend herankommen zu laſſen. Und er kam. Als ich 9 Uhr in

den »Rebſtock« zurückkehrte, und von der Hauptwache her die Töne des preußiſchen Signalhorns herüberklangen, begegnete ich einem Trupp von etwa dreißig Jungen, groß und klein, die den franzöſiſchen Zapfenſtreich, jenes lärmende Durcheinander von Trommeln und Clairons, ebenſo geſchickt wie demonſtrativ imitirend, mit ungeheurem Jubel an mir vorüberzogen.

Ich ſaß ſchon lange auf der Bank des Rebſtock, als der Lärm, von weit her, noch durch die immer ſtiller werdenden Straßen klang.

Einen ſolchen franzöſiſchen Kinder-Zapfenſtreich zu ignoriren, das Demonſtrative, das er enthält, als Spielerei hingehn zu laſſen, iſt natürlich nur in der Ordnung. Verbote ſchaden in ſolchen Sachen nur. Aber Spielerei oder nicht, das Ganze gehört doch in die Reihe der Symptome und bildet jener bekannten Strohhalme einen, an denen man leicht erkennen kann, wie der Wind geht. Der Strohhalm iſt nichts, aber der Wind iſt viel. Es iſt der in allen Schichten lebendige, franzöſiſche Geiſt. Es mag als eine Thatſache gelten, daß es Frankreich ſeit dem erſten Empire gelungen iſt, dieſes kerndeutſche Volk innerlichſt Deutſchland zu entfremden. Sie wollen Fran-

zoſen ſein. Dieſe Entfremdung iſt häßlich; ich habe mich an den verſchiedenſten Stellen über die ganz beſondere Häßlichkeit dieſer Entfremdung ausgeſprochen; aber — ſie iſt eine Thatſache, und weil ſie eine Thatſache iſt, kann es zu nichts führen, den, der nicht lieben will, beſtändig zu alter Liebe aufzufordern; wir müſſen einfach verſuchen, eine neue Liebe zu gewinnen.

Wodurch?

Von deutſchen Geiſtes wegen! Ich nannte ſchon die großen Faktoren, die dieſer Aufgabe allein gewachſen ſein werden; — die Adminiſtration (auch das ſei wiederholt) wird von Glück ſagen können, wenn ſie den Umnodelungs-Prozeß, der ſich vollziehen muß, nicht ſtört. Stört ſie ihn nicht? Sind wir deſſen gewiß? Dieſe Fragen drängen ſich auf. Ich will mit einem Erlebniß darauf antworten.

Ich fuhr nach Belfort und kehrte am zweiten Tage, nachdem ich noch Mömpelgard und das meilenlange Wieſen- und Waldfeld der dreitägigen Schlacht gegen Bourbaki geſehen hatte, über Mühlhauſen-Colmar nach Straßburg zurück. Unterwegs (ich nenne abſichtlich keine Namen, ſtelle dieſelben aber nöthigenfalls zur Verfügung) nahm ein junger Herr in unſrem Coupé Platz, in dem ſich außer einem

jungen Ulanen-Avantageur und mir, noch eine Elsässische Familie: Vater, Mutter und drei Töchter befanden. Es waren ersichtlich Leute von Distinktion; ihre Ruhe, ihre Haltung, vor allem die Ungesuchtheit ihrer Sprachweise ließen mir darüber keinen Zweifel. Der eingetretene junge Mann musterte das Terrain, erkannte unschwer, daß der junge Ulanen-Avantageur wohl am wenigsten im Stande sein würde, einem Anlauf zu widerstehen und hatte ihn denn auch, vor Ablauf von 5 Minuten, unter der gestaltenden Macht seines Vortrags. Er knetete ihn wie Wachs, bald ihn zur Heiterkeit, bald zur Bewunderung hinreißend. Das letzte am meisten. Natürlich; der Jugend imponirt nichts so sehr wie Keckheit; der sprüchwörtliche Fähnrichsstreich verliert nichts oder doch nur wenig von seinem Zauber, wenn er statt im Waffenrock im Ueberrock auftritt.

Wer war nun »Jung-Roland«? Nun er war vor allem — um zunächst noch in Uhlandschen Citaten zu verbleiben — eine Art »Roland-Schildträger«, denn er trug den Schild eines hochgeborenen und nach allem was ich weiß, sehr liebenswürdigen und sehr verdienten Herrn, dem die Aufgabe zugefallen war, in irgend einem Grenzbezirk zu residiren, zu präsidiren, oder sagen wir lieber zu präfekturiren. Jung-Roland war

alſo Präfektur- oder vielleicht auch nur Souspräfektur-Aktuarius, eine ſogenannte »rechte Hand«, die in großen Dingen nichts, in kleinen Dingen ſehr viel zu bedeuten hatte und da wo das Maaß von Bedeutung nicht ausreichte, durch Renommage nachhalf.

Die beiden jungen Herren unterhielten ſich alſo von ihren Thaten, waren darüber einig, daß es »Bande« ſei, daß ſie »um den Finger zu wickeln ſeien, wenn man ſie zu nehmen verſtehe« und daß man deshalb »ſcharf zufaſſen müſſe«.

Dieſen drei Redensarten war ich ſechs Wochen lang ſo beſtändig begegnet, daß ſie mir im erſten Moment nicht im Geringſten auffielen; erſt der Ausdruck von Unmuth, der wie ein vorübergehendes Gewölk auf der ſonſt ruhig ſuperioren Stirn des alten Elſäſſers anſichtig wurde, ließ mich die ungeheure Taktloſigkeit erkennen, die hier begangen wurde, und die Scham ſtieg mir roth ins Geſicht. In »Militair-Coupés« hatte es mit dem codex diplomaticus, deſſen drei erſte Paragraphen ich vorſtehend citirt habe, nie viel auf ſich gehabt; hier aber hatten die okkupirten Provinzen ein Ende, und wir befanden uns innerhalb deutſchen Reichslandes auf einer deutſchen Eiſenbahn.

All' dies war indeſſen nur Vorſpiel. »Wiſſen Sie, fuhr Jung-Roland fort, ich habe geſtern fünf einſtecken laſſen, darunter den Bruder des Maire. Er ſträubte ſich; aber man kennt das. Nur nicht lange fackeln; ſcharf zufaſſen und — ſie werden kirre.«

Aber was lag denn vor?

»Die Hülle und die Fülle. Uebrigens liegt bei dieſen Leuten immer etwas vor. Man greift nie fehl, denn ſie haben immer etwas peccirt. Ich faßte ſie auf den Paragraphen hin: wer falſche Gerüchte verbreitet ....

Falſche Gerüchte?

»Ja. Denken Sie ſich, alle fünf hatten ſich nicht entblödet, den kleinen Leuten auf Ehrenwort zu verſichern, ſie würden alle wieder franzöſiſch werden. Der Präfekt ſchwankte noch; ich war aber für: Exempel ſtatuiren. Sie hätten das Geſchrei hören ſollen.«

So ging es weiter.

Ich lege kein Gewicht darauf, daß die betreffenden fünf ganz Recht hatten und daß jene Stadt wirklich wieder franzöſiſch geworden iſt; ich fechte auch jenen alt-bewährten Paragraphen nicht an und laſſ' es vollkommen gelten, daß Perſonen, namentlich in politiſch erregten Zeiten, wegen Verbreitung falſcher Gerüchte gefänglich eingezogen werden. Ich frage nur

einfach, wie muß es einen 60jährigen, erſichtlich in höheren Lebensſtellungen heimiſch geweſenen Mann berühren, wenn er einen 20jährigen, bartloſen, zum Zeichen ſeiner Würde nichts als eine goldene Brille beibringenden Fremden, in dieſer Weiſe über Amtshandlungen und Adminiſtrationspraxis ſprechen hört, zugleich mit eingeſtreuten, nicht allzu ſchmeichelhaften Bemerkungen über Diejenigen, die durch eben dieſe Praxis beglückt werden ſollen?!

Und wenn dieſer Fall einzig daſtände (wer mag dafür bürgen?), ſo wär' er doch grade wichtig genug, nicht um nachträglich zu recherchiren und zu kleinen Prozeduren zu greifen, ſondern um ſich ernſthaft und ganz allgemein die Frage vorzulegen: iſt denn wirklich alles ſo, daß es unſere Vorzüge klar erkennbar machen muß?

Ich antworte nicht direkt, kann es auch nicht. Aber laſſen wir Elſaß-Lothringen fallen und verſuchen wir es, dieſe Frage, losgelöſt von allem Perſönlichen, von allem uns unmittelbar Betreffenden, ganz allgemein zu betrachten.

Alle vorgeſchobenen Poſten, alle widerwillig gehorchenden Grenzterritorien, alle Colonien, alle Conſulate, bieten eine verwandte, immer wiederkehrende

Schwierigkeit. Die Regierungen, sie mögen einen Namen haben welchen sie wollen (ich denke vorzugsweise an England), haben gemeinhin eine vollkommene Vorstellung von der politischen und moralischen Verantwortlichkeit, welche sie bei Besetzung gerade solcher Stellen eingehen, und keine Mühe wird gescheut, für bedeutungsvollste Plätze auch die bedeutendsten Männer zu finden. Aber selbstverständlich reicht diese Mühe nur bis zu einer gewissen Abwärts-Stufe, dann hört sie auf, und — man nimmt, was man hat.

Auch unter diesem »was man hat« befinden sich oft allerbeste Kräfte, alle die, die im Gefühl etwas zu können, um jeden Preis vorwärts wollen, denen es daheim zu eng wird oder zu lange dauert. Die Colonialgeschichte aller Länder liefert hunderte von Beispielen, wie viel Großes aus der Gesammtheit dieser Unruhigen und Ehrgeizigen emporgewachsen ist. Aber man verwechsele nicht Ausnahme und Regel. Die Streber, die Abenteuerlustigen, die Rastlosen, die Ambitiösen, sie können gut sein, aber sie müssen es nicht sein, und als Norm bleibt das bestehen, daß alles Gute und Beste nach dem Centrum drängt und nicht nach der Peripherie.

Auf dem Münſter.

Biſchof Konrad wohl berathen
Kommt mit heil'gem Oel und Weine,
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geſchickt die Gründungsſteine;
Ringsum ſtehn die Arbeitsleute, —
Alle Geiſtlichen des Landes,
Alle Zünfte graben heute,
Selbſt die Herren edlen Standes.

Achim v. Arnim
(Der Münſter zu Straßburg).

* * *

A Yankee boy is trim and tall
And never over fat, Sir.

Yankee Doodle.

Ich weiß nicht wie es kam, aber es wollte mir nicht glücken, Eintritt in den Münſter zu erlangen; — immer wenn ich kam, war er zu. Nur ganz zuletzt glückte es noch (davon im nächſten Kapitel); — vorläufig mußte ich mich damit begnügen, unter Abſolvirung von 330 Stufen, die berühmte Platform zu erklettern.

Da ſtand ich denn nun und hielt jene Umſchau, die ſchon ſo viele Tauſende vor mir gehalten haben und hoffentlich noch halten werden. Zwiſchen Schwarz-

wald und Vogeſen ſchweifte das Auge hin und her, folgte dem Lauf des Fluſſes, der Straßen und Bahnen, blickte unmittelbar abwärts auf den Häuſerwirrwarr der großen Stadt und ruhte zuletzt wieder aus auf der Platform ſelbſt, auf der es wie ein Jahrmarktstreiben von Beſuchern war. Kommende und Gehende, Malcontente und Enthuſiaſten, Fernrohrkucker und Kartenausbreiter, — zu Häupten der bunten Menge aber flogen die Münſtertauben blitzend auf und ab, um ſich in dem Zacken- und Fenſterwerk der nachbarlichen Thurmſpitze zu verlieren. Sie niſten dort.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, über hundertfach Berichtetes: über Meiſter Erwin und ſeine Tochter, über Johann Hültz von Cöln, der den Thurm vollendete, über Maybaum Vater und Sohn, die die Schlaguhr verfertigten, oder wohl gar über die eingeſchnittenen Namen Goethes, Herders, Uhlands und allerlei Aehnliches aufs Neue berichten zu wollen; nur aus der vielhundertjährigen Geſchichte des Münſters ſeien ein paar Worte geſtattet, ſo weit ſie die Heimſuchungen betreffen, die über ihn hereinbrachen.

Unter dieſen Heimſuchungen, weit über Krieg und Bombardement hinaus, nehmen die Blitze die

erſte Stelle ein. Die Wetterwolke behauptet den Vortritt. Es mag keine Kirche in Deutſchland geben, vielleicht überhaupt nicht, die ſo oft getroffen wurde. Kein Wunder; wer dem Himmel am nächſten iſt, iſt es auch dem Blitze. 1562 traf der Blitz das Gebäude ſechs Mal in einem Monat. 1568 ſchlug ein Gewitter in die Krone und das bleierne Dach. Das flüſſig gewordene Metall brach wie ein Strom in die Kirche ein. 1584 ſchmolz ein Strahl in der Schlagglocke den Hammer an das Gehäuſe feſt. So viel über die Blitze. (Seit 1833 übrigens — das ſei vorweg genommen — hat der Thurm einen Blitzableiter.) 1728 kam das Unheil von unten: ein Erdbeben erſchütterte das ganze Gebäude. Das Waſſer im Reſervoir der Platform wurde 3 Fuß hoch in die Höhe getrieben und 18 Fuß weit weggeſchleudert. 1793 ein neues Erdbeben: die Revolution. Was 1728 gethan, verſchwand daneben. Zweihundertfünfunddreißig Statuen von Heiligen und Fürſten, beide gleich anſtößig, fielen unter den zertrümmernden Händen dieſer neuen Bilderſtürmer. Der wahnwitzige Teterel machte den Vorſchlag, den Thurm abtragen zu laſſen, »da er das Egalitäts-Prinzip verletze«. Als es unterblieb, wurde ihm wenigſtens die Genug-

thuung, daß der Münſterſpitze eine coloſſale rothe Blechmütze aufgeſtülpt wurde.

Dies iſt nur eine Blumenleſe, wobei ich, wie leicht zu erſehen, mein Auge weit mehr noch auf die Curioſa, als auf die eigentlichſten Schreckniſſe gerichtet habe. Neben der Fülle dieſer und dem Geſammtſchaden, den Blitz, Feuer und Revolution angerichtet, verſchwindet das, was die Belagerungen gethan. Namentlich unter Louis XIV. Es ſcheint ſo gering geweſen zu ſein, daß die Aufzeichnungen darüber fehlen. Verbleibt nur 1870. Ich finde darüber Folgendes: »Die Nacht vom 25. auf den 26. Auguſt war die verderblichſte. Gegen Mitternacht ſchlugen die Flammen aus dem von Granaten durchlöcherten Dach und loderten, von dem ſchmelzenden Kupfer genährt, neben der Pyramide des Thurmes auf. Unbeſchreiblicher Anblick! Ebenſo ſchön wie grauſig. Dazwiſchen krachten die Geſchütze und zerſchmetterten Theile des ſteinernen Zierwerks, das die Façade und die Seiten des Münſters ſchmückt. Das ganze Dach ſtürzte zuſammen; im Innern des Gebäudes war am folgenden Morgen der Boden mit Trümmern überdeckt und durch die Löcher in der Wölbung des Schiffes ſchaute der klare Himmel. Die ſchöne Silbermannſche Orgel war von einer Gra-

uate durchlöchert, die prächtigen, gemalten Fenster waren zum großen Theil zertrümmert. Wunderbarerweise war jedoch die berühmte astronomische Uhr unbeschädigt geblieben.«

Von allen diesen Zerstörungen, so weit sie Thurm und Dach betreffen, nimmt man zur Stunde nur noch wenig wahr; hier und dort ein Stück abgebrochene Balustrade, ein Schrammschuß an Wand oder Pfeiler hin, eine durchschlagene Treppenstufe — das ist alles. Es soll die Größe des angerichteten Schadens damit nicht geleuguet, vielmehr lediglich auf die Colossalität des Gebäudes hingewiesen werden, das von allen diesen Dingen doch eigentlich nur gestreift wurde.

Mein vorzüglichster Zweck, nachdem ich das Wasgau-Panorama zu mir hatte sprechen lassen, ging dahin: mir, von diesem alles überblickenden Mittelpunkte aus, ein Bild von der Festung Straßburg, wie demnächst auch von dem Gauge, resp. dem Umfange der 1870er Belagerung zu machen. Ich wurde nach dieser Seite hin enttäuscht. Straßburg gehört nicht zu den Festungen, deren Bedeutung, wie etwa die von Metz oder Coblenz oder Paris, auch zu dem Auge des Laien spricht; nicht unmittelbar die Sinne, sondern erst Calcül und nachträgliche Erwägung führen

zu der Erkenntniß: hier ist wirklich ein fester Punkt gegeben.

Wenn diese Bemerkung überhaupt zutreffend ist, was ich dahingestellt sein lassen muß, so wird sie es doppelt und dreifach auf der Platform des Münsters, die uns, aus ihrer Ballonhöhe, die Höhen und Tiefen des Bildes völlig verloren gehen läßt und alles zu einer Art Zeichnung macht, die wir landkartenartig auf dem Grund und Boden ausgebreitet sehen. Dergleichen wirkt nicht. Was uns imponiren, an seine besondere Widerstandskraft glauben machen soll, das muß sich aus dem Flachbilde zum plastischen Bilde erheben. Und zwar je plastischer, desto besser.

Die Linien, zwischen denen die Belagerung ging, lassen sich noch ziemlich deutlich erkennen; Anhaltepunkte geben (oder gaben wenigstens) die zerstörten Theile der Enceinte. Im Uebrigen hatte ein halbes Jahr die Schrecken jener August- und Septembertage auch hier getilgt und auf dem vorgelegenen Terrain wuchs es und blühte es, und ging der bunte Verkehr, als hätten diese Thäler nie andere Furchen gekannt, als die des friedlichen Pfluges.

Ich hatte mir Zeichnungen und Notizen gemacht, hier der Citadelle, dort, nach Norden zu, den Dör-

fern Biſchheim und Schiltigheim, und nun wieder ſüdlich Illkirch und dem Ill-Fluß, — allem ſeinen Platz gegeben, und ſchickte mich eben an, meinen Umgang um die Platform, ſo weit die zerſtörte Baluſtrade ihn zuließ, zu wiederholen. Ich war bei dieſem Gange bis an die ſüdliche Thurmſeite gekommen und bewunderte, beinah ſenkrecht nach oben blickend, die Turnerkunſt, die es verſchiedenen Wagehälſen möglich gemacht hatte, ihre Namen auch in den Theil der Schlagglocke zu ſchreiben, der (es war gerade die Hälfte) aus dem Schallfenſter frei nach außen hing, als ich mich ohne Weiteres engliſch angeſprochen hörte. »Rather bold« ſagte ein neben mir ſtehender Herr, ein ſtarker Vierziger, und zeigte auf die mit Kreide gemachten Glockeninſchriften.

Er hatte mich entweder für einen Engländer genommen oder es auf gut Glück hin gewagt; jedenfalls antwortete ich: somewhat in the american style.

Er lächelte jetzt beifällig und fuhr ſichtlich befriedigt fort: do you think so? I am an American.

Wir traten nun von der Glocke fort, ſchritten ein paar Mal, im Geſpräch über nächſtliegende Themata, um die Platform herum, und ſetzten uns dann, ohne uns weiter um Schwarzwald oder Vogeſen zu kümmern,

auf ein chauſſeewalzenartiges Ding, das, ich weiß nicht wie und zu welchem Zweck, in dieſe Höhe hinaufgeſchafft worden war. Wir hatten »the war« und »the rising german nation« natürlich längſt hinter uns, — denn ein Amerikaner (ganz wie ein Berliner oder Leipziger) kann nicht fünf Minuten ein Geſpräch führen, und wenn es über Sanſkrit oder Vegas Logarithmen wäre, ohne durch die einfache Wendung »bei uns« vom Allgemeinen aufs Beſondere überzugehen. Dies Beſondere iſt natürlich Amerika.

Jeder Yankee, auch der beſte, betrachtet alles andere nur als Einleitung zu dem Thema, über das es ſich eigentlich allein noch zu ſprechen verlohnt. Es hat etwas Komiſches, aber weder etwas Langweiliges noch ſonſt Bedrückliches, und zwar deshalb nicht, weil es einmal mit vollkommener Naivetät geſchieht und zweitens weil die Betrachtung ſich aufdrängt, daß ſie doch möglicherweiſe Recht haben. Wir wandeln vielleicht jetzt ſchon mehr in ihren Fußſtapfen, als ſie in den unſern. Unſere ganze Eiſenbahn- und Telegraphenzeit, die die Bewegung an die Stelle des Stabilen, die Haſt an die Stelle der Ruhe, das Geld an die Stelle des Grund und Bodens ſetzt, was iſt ſie anders als Amerikanismus!

Wir hatten uns einander vorgestellt und uns lächelnd als Collegen begrüßt. Er war der chief-editor eines Chicago-papers. Natürlich. Ich bin noch keinem Amerikaner begegnet, der nicht ein »Editor« war, gewesen war oder zu sein hoffte. Ich sagte ihm dies, worauf er nur erwiderte: »just so«.

Dann fing er an, wie sie es alle thun, die großen amerikanischen Bilder zu malen, die Bilder »far from the West«, die meine Seele immer wieder zurücktragen zu Uncas und Chingachgook, und ein wenig auch (freilich nur ganz wenig) zu Alice und Cora und dem englischen Major, dessen Namen ich vergessen habe. Die Bilder sind andere geworden seitdem, aber immer größer, gewaltiger. Ueber Nacht schwinden Wälder und am Tage wachsen Städte auf; im Sommer, abwechselnd, jetzt ein Gruß an das Atlantische und jetzt an das Stille Meer; eine Hochzeitsreise nach Italien, eine Sommerfrische in Japan, und dann in Winterszeit, im großen Segelschlitten, daß der Schnee stiebt, hin über die Flächen des Michigan! Am Abend, wo immer es sei, a fire, a paper, a cup of tea. Mal ein Waldbrand; der Himmel steht in Lohe, und wie ein Donner rollt der Ton des brechenden Eises über den See hin.

So ging das Gespräch. Unten lag Straßburg, die »wunderschöne Stadt«, dies war das Münster, das mächtigste Sinnbild deutscher Kunst und deutscher Größe, drüben, in den Stein geschnitten, stand der Name Goethe, und hier perorirte ein chief-editor von jenseit des großen Wassers und sagte mir ruhig: America, that's the world.

So schieden wir. Ich hatte nicht den Muth zu widersprechen.

Im Münſter.

Und alsbald hört' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als ſonderbare Klänge,
Dergleichen auch den ſtärkſten Sinn erſchüttern;
Und als verſtummten Orgel und Geſänge,
Sah ich zum Altar drängen ſich die Menge.

Schelling
(Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottuing).

Spät-Nachmittag machte ich einen erneuten Verſuch in das Münſter zu gelangen, um endlich, neben allem andern, die Kanzel, die Erwinsſäule und — die aſtronomiſche Uhr bewundern zu können. Wieder zu! Es war ärgerlich, und doch in allen Aerger hinein miſchte ſich momentan eine leiſe Befriedigung darüber, einen Dom (und wenn auch den Straßburger) vielleicht überſchlagen zu können. Es aus freiem Entſchluß zu thun, dazu hat man natürlich nicht den Muth; wenn es aber das Schickſal durchaus will ....

Es wollte aber doch nicht. Wieder zu; aber mit Einſchränkungen! Ein auf und ab marſchirender Domſchweizer belehrte mich dahin: »in einer halben Stunde wird geöffnet werden.« Durch dieſe Zuſatzformel war ich denn doch moraliſch eingefangen, und, ich füge gleich hinzu, glücklicherweiſe.

Eine ſolche Warte-Halbeſtunde iſt immer lang.

Ich flanirte in den nächſten Straßen umher, that einen neugierigen Blick in die ausgebrannte Bibliothek (wo das Bombardement ſeinen eigentlichſten, unwiederbringlichen Schaden anrichtete) und kehrte dann vor die Münſterfaçade zurück.

Es mochte 7 Uhr ſein, oder ein wenig ſpäter. Das große Mittelportal war geſchloſſen; nur die beiden Seitenportale ſtanden offen. Die Sonne war im Untergehen. Es wurde mir klar, daß ich eilen müſſe, wenn ich von dem Innern der Kirche noch eine wenigſtens leiſe Vorſtellung mit heim nehmen wolle. In dem Augenblick, wo ich eintrat, mußte ich indeſſen wahrnehmen, daß es auch dazu bereits zu ſpät geworden ſei.

Drinnen dunkelte es ſchon; die Glasmalereien wirkten wie Schattenbilder; nur das große Chorfenſter, das, in Mittelhöhe, ein lichtblaues, hellfarbiges Marienbild trägt, gab noch einen Tagesſchimmer. Es mußte ein reflektirtes Licht ſein, denn das Fenſter lag der untergehenden Sonne gegenüber.

Ich ſchritt das Mittelſchiff bis zur Kanzel hinauf. Die Kirche war noch eben ſo leer, wie ſie dunkel war. Etwa 50 Frauen knieten auf niedrigen

Betstühlen und sprachen ihre Gebete nach dem im Dämmer liegenden Altar hin.

Die Sonne war jetzt unter; die Nacht brach ein. Einzelne Kirchendiener erschienen und zündeten drei, vier Lampen an, so daß sich, um die Kanzel her, ein matter Lichtkreis bildete. Beim Schein dieser Lampen konnt' ich nunmehr auch wahrnehmen, daß auf den Stufen des hohen Chores, zur Begehung der üblichen Mai-Andachten, ein Marien-Altar errichtet war; aber ich sah nur die Umrisse; das Bild der Himmelskönigin selbst, in die herrschende Dämmerung eingesponnen, entzog sich völlig meinem Blick.

Ich sah und suchte noch hinüber, als ich plötzlich wahrnahm, daß die ganze Versammlung, die seitdem sehr angewachsen war, ein einfaches Linksum gemacht und nun, statt Front gegen den Altar, die Front gegen die Kanzel genommen hatte. Es war die schöne Kanzel, die Hans Hammerer 1486 für den berühmten Prediger Geiler von Kayserberg errichtete; der Deckel dem Münsterthurme nachgebildet.

Die Predigt sollte beginnen; auf der Kanzel stand ein Geistlicher, ganz weiß mit etwas roth. Ich wollte keinen von den Kniestühlen nehmen, die der erste Schritt zum Knieen selber sind; ich setzte mich also

auf die nach vorn hin vorſpringende Kante eines Pfeilers und hörte zu.

Er predigte franzöſiſch und ſprach ſehr deutlich. Einen Theil ſeiner Rede glaub' ich gut verſtanden zu haben. Er wollte hervorheben, daß das Auge des Heilandes uns der Sünde entreißt, uns heiligt. Der Hochmuth, der Neid (dieſe beiden kehrten immer wieder) werden in Demuth und Liebe umgewandelt, wenn der Herr uns anblickt; ſein Auge iſt wie die Sonne; wohin ſie fällt, zeitigt ſie Blüthe und Frucht, und wo eben noch Wüſte war, blüht alles unter ihrem ſegnenden Strahl. Dies letztere Bild, nach dem Begriff, den wir weltlicherſeits mit »Wüſte« verbinden, erſchien mir nicht ganz korrekt gewählt; aus dem Chaos kann die Sonne ſchaffen, aus der Wüſte ſchafft ſie nichts, ſondern ſteigert nur die todte Dürre, die das Weſen der Wüſte iſt.

Es verbot ſich indeſſen, ſpitzfindig über dieſe Fineſſe zu grübeln, denn eben jetzt hört' ich die hellen Klänge einer Silberglocke und gleich darauf ſchloß die Predigt.

Als ich mich nunmehr, Aller Beiſpiel folgend, von der Kanzel nach dem Altar hin wandte, hatte ſich eine entzückende Umwandelung vollzogen: der Marienaltar ſtand in hundert Kerzen; ich erkannte die Oleander-

und Rhododendron-Bäume, dazu die Palmen und Farrnkräuter, die das Ganze einrahmten; im Vordergrunde blitzte es golden von zahlloſen Armleuchtern und um das Haupt der nun aus ihrem Dunkel hervorgetretenen Jungfrau leuchtete ein Lichterkranz.

Nun begann die Ceremonie, die Monſtranz wurde in die Mitte geſtellt, Weihrauchwolken ſtiegen auf; die Rundung, in der die Hoſtie ſich befand, leuchtete weit in das Mittelſchiff hinein.

So wie ich dieſes Leuchtens anſichtig wurde, beſchlich mich ein Bangen. Ich wußte, daß nun bald der allgemeine Kniefall kommen würde, und da ich dieſen nicht mitmachen wollte, zog ich mich auf die andre Seite des Pfeilers, die ganz im Schatten lag, zurück. Ich halte dies in einem Falle, wie der hier gegebene, oder in jedem ähnlichen für das einzig Richtige, da, meinem Gefühl nach, Stehenbleiben gegen den geſellſchaftlichen und Mitknieen gegen den Geſinnungsanſtand iſt.

Es war auch hohe Zeit. Kinderſtimmen erklangen in hohem Diskant, die Gemeinde fiel in tieferen Tönen ein; nun wieder Rauchwolken; und eh' ich's mich verſah, wurde die Monſtranz erhoben, und alles ſank nieder.

Ich drückte mich an den Pfeiler, als wollt' ich

mich hinein verkriechen. Ein peinliches Gefühl, das Gefühl einer gewiſſen Beſchämung wird man dabei nicht los. Es iſt als habe man gelauſcht oder anderer Leute Briefe geleſen.

Als man ſich erhob, war die Feier aus. Man ging heim; zwei Chorknaben löſchten die Lichter mit Lichtkappen, die Lampen, die zwiſchen den Pfeilern gehangen hatten, wurden wieder herab gelaſſen und ſtanden nun am Boden zwiſchen Mittel- und Seitenſchiff. Alles ſtrömte daran vorbei, ſchattenhaft; nur bis zum Knie hinauf ſchritten die dunklen Geſtalten wie in Licht.

Nun wurden auch dieſe Lampen gelöſcht; die Seitenſchiffe dunkel; nur drei Lichter in Kreuzform brannten noch im Mittelſchiff und gaben den Gehenden das Geleit.

Draußen war es ſtill geworden. Wie im Traum ſchritt ich heim, über den Gutenberg-, dann über den Kleber-Platz. So erreicht' ich den Rebſtock.

»Siehe Meyerbeer, 3. Akt« ſagte mir ein Freund, dem ich ſpäter dieſen Abend beſchrieb.

Gut. Aber auch große Opern ſind nicht zu verachten; es kommt nur darauf an, wie ſie ſind.

Alles was wahrhaft erhebt, das heiligt auch.

Wilhelmshöhe.

Caſſel.

Mein Bau zu Potsdam iſt durch Deinen Schutz
errichtet,
Zwei meiner Kinder ſind durch Deine Huld
verſorgt,
Der Neider bittrer Groll wird fernerhin zer-
nichtet,
Indem Dein Knecht den Schild von Deiner
Gnade borgt.

Bellamintes (Widmung an Friedrich Wilhelm I.).

Geſtern ſind ſiebentauſend Landskinder nach Amerika fort; ... juchhe, nach Amerika!

Kabale und Liebe.

Nach ſechs Wochen Fremde hat man es meiſt eilig wieder daheim zu ſein! Es erging mir nicht anders wie andern; aber, eilig oder nicht, ich wollte die Strecke zwiſchen Rhein und Spree doch nicht durchfliegen, ohne an der Fulda flüchtig Raſt genommen und Wilhelmshöhe beſucht zu haben. Natürlich nur um ſeines letzten Gaſtes, um Louis Napoleons willen. Ueberall wohin ich gekommen war, war ich der Erinnerung an irgend eine Phaſe ſeines romanhaften, aventurenreichen Lebens begegnet, in Ham, in

Straßburg, in St. Denis und Dieppe, vor allem in Sedan hatten ſeine Thaten zu mir geſprochen; ich wollte nun auch die Stätte ſehn, die das Facit war, das ſchließlich Gott und Geſchichte aus dieſer complicirten Lebensrechnung, aus einem Chaos von Addition und Subtraktion, gezogen hatten. Viele begnügen ſich mit dem einfachen Regula de Tri-Anſatz: 1 Teufel macht 1 Hölle, wie viel Höllen macht Napoleon III. Aber dieſe Rechnung iſt mir doch zu einfach.

An einem ſchönen Maimorgen — das Pfingſtfeſt dämmerte ſchon — fuhr ich denn alſo in Caſſel ein, um daſelbſt einen Tages-Aufenthalt zu nehmen. Ich that es, wie ſchon Eingangs hervorgehoben, um »Wilhelmshöhe« willen; aber wenn Neunzehntel meines Intereſſes auf dieſes letztere fielen, ſo entfiel das letzte Zehntel doch gut und gern auf Caſſel ſelbſt, das ich noch nicht kannte. Es giebt Städte, die einem nun mal, bis zu äußerſten Terminen hin, verſchloſſen bleiben und zu dieſen Städten (neben Braunſchweig und Hannover) hatte durch zwanzig Jahre hin, wo ich faſt jahraus jahrein an ihnen vorüberflog, auch Caſſel gehört. Ich war alſo, indem ich Wilhelmshöh beſuchte, zugleich in der angenehmen Lage, eine alte

Schuld gegen die weiland kurhessische Hauptstadt abtragen zu können.

Im Großen und Ganzen — alle Casselaner mögen es mir verzeihn — hat mich ihre vielgerühmte Haupt- und Residenzstadt enttäuscht, was eine Bewunderung im Einzelnen, wie dieses kurze Kapitel zur Genüge erweisen wird, nicht im Geringsten ausschließt. Ich werde meine Gegner, die mich nach diesem Ausspruch zunächst im Verdacht des Borussismus und der Berlinerei haben werden, am besten dadurch entwaffnen, daß ich ihnen erkläre: Cassel gehört unter die Potsdamme der Weltgeschichte. Das Wesen dieser Potsdamme — wobei ich Potsdam als alten überkommenen Begriff, nicht als etwas thatsächlich noch Vorhandenes fasse — das Wesen dieser Potsdamme, sag' ich, besteht in einer unheilvollen Verquickung oder auch Nicht-Verquickung von Absolutismus, Militarismus und Spießbürgerthum. Ein Zug von Unfreiheit, von Gemachtem und Geschraubtem, namentlich auch von künstlich Hinaufgeschraubtem, geht durch das Ganze und bedrückt jede Seele, die mehr das Bedürfniß hat, frei aufzuathmen, als Front zu machen. Front zu machen. Ja, dies ist das Eigentlichste! Ein gewisses Drängen herrscht in diesen der Louis XIV.-Zeit

entſprungenen Städten vor, in die erſte Reihe zu kommen, geſehen, vielleicht gegrüßt zu werden, Vornehm und Gering nehmen gleichmäßig daran Theil und bringen ſich dadurch, während der Hochmuth wächſt, um mit das Beſte, was der Menſch hat: das Gefühl ſeiner ſelbſt. Es kann keinen wärmeren Lobſprecher des richtig aufgefaßten »Ich dien« geben, als mich; es iſt ein Charaktervorzug, gehorchen zu können, und ein Herzensvorzug, loyal zu ſein, aber man muß zu dienen und zu gehorchen wiſſen in Freiheit. Man hat von den Berlinern geſagt, ſie hätten alle »einen kleinen »alten Fritz« im Leibe« (beiläufig das Schmeichelhafteſte, was je über ſie geſagt worden iſt); ſo kann man von vielen Klein-Reſidenzlern ſagen: ſie tragen den Hofmarſchall v. Kalb irgendwie oder irgendwo mit ſich herum.

So viel über die Menſchen. Aber es bleibt nicht bei dieſen. Wie immer ſo modelt ſich auch hier die Schale nach dem Kern, der Geiſt ſchafft ſich den entſprechenden Leib; die Wohnung, die Architektur der Stadt empfängt ihren Stempel nach dem, was darin zu Hauſe iſt. Alles freie, individuelle Schaffen und Geſtalten hört auf; die fürſtliche Laune, der ſich der Hofbaumeiſter bequemt, läßt überall Straßen für pen-

ſionirte Kammerdiener, im günſtigſten Falle Schnörkelvillen für alte (oder auch für junge) Hofdamen aus der Erde wachſen, und ſo entſteht denn jenes ſteife, parademäßige, mitunter hyperſplendide, meiſt aber kärglich abgeknapſte Bauweſen, das langweilt, halb trübſelig, halb komiſch ſtimmt und die recht eigentliche Kehrſeite bildet von den Giebelhäuſern, den »Rolands«, den Gürzenichs, den Werften und Schiffen der freien Städte.

Es iſt kein Zweifel, daß ſich Caſſel mehr und mehr in die Bremen und Lübecks hinein und aus den Potsdams herauswachſen wird. Die Anfänge dazu ſind unverkennbar gemacht. Je mehr dies geſchieht, deſto ſchöner wird die Stadt werden, für die die Natur ſo viel gethan.

Wie viel ſie gethan, deſſen wird man am beſten anſichtig vom Au-Thor und der Bellevueſtraße aus, von deren terraſſenförmiger Höhe man eine zu Füßen gelegene Wieſen-Inſel überblickt. An dieſer Stelle concentrirt ſich die Schönheit der Stadt. Den Blick drüben auf die abſchließenden Berge richtend, hat man den Au-Park tief unten vor ſich, den Friedrichs-Platz, in gleicher Höhe mit dem Stadt-Plateau hinter ſich. Park wie Platz haben einen Ueberfluß von Paläſten,

die herzuzählen, bei ihrem auch architektoniſchen Reponirtſein, nicht mehr verlohnen würde. Was hat die Welt davon, die Façade der Fürſtin von Hanau, will ſagen ihres Palaſtes, noch fernerhin beſchrieben zu ſehn.

Habeat sibi!

Aber in eines dieſer Schlöſſer, unten im Au-Park, in ein halb verſchoſſenes, überall angebröckeltes Rococo-Pavillon-Schloß, in dieſes führ' ich die Leſer dennoch, unbekümmert darum, ob ſie es kennen oder nicht, in das vielberühmte Marmorbad, jene glänzende Schöpfung Peter Mounot's (geb. 1658 zu Beſançon, geſt. 1733 zu Rom), die architektoniſch eine Null iſt, aber ihrem Skulpturen-Inhalt nach zu dem Entzückendſten zählt, das man ſehen kann. Von Allem, dem ich in Nord-Europa begegnet bin, geht nur das Kopenhagener »Thorwaldſen-Muſeum« durch Fülle, Adel und Reinheit der Erſcheinung darüber hinaus. An Grazie, Heiterkeit und techniſcher Vollendung muß es ſich damit begnügen, dieſem Marmorbade ebenbürtig zu ſein. Je mehr ich davon ausgehen darf, daß ich über allgemein Bekanntes ſpreche, daß Bacchus und Bacchantin, Apoll und Minerva, — der großen Reliefs zu geſchweigen, die ganz nach Art hiſtoriſcher

Bilder wirken — längſt zu den Sinnen der Mehrzahl meiner Leſer geſprochen haben, deſto mehr kann ich mich darauf beſchränken, hier ein Urtheil, oder, wenn dies zu viel geſagt iſt, ein Sentiment abzugeben.

Dieſe Dinge ſind und bleiben allererſten Ranges. Es hilft nichts, von philiſtrös vorgefaßten Standpunkten, will ſagen, von der eitlen Annahme aus, daß der jeweilig herrſchende Geſchmack der einzig richtige, der aufgeklärte, der keuſche, der geläuterte ſei, ich ſage, es hilft nichts von ſolchen vorgefaßten Standpunkten aus, dieſe Dinge blos bedingungsweis, blos mit Reſervationen oder wohl gar mit einem herablaſſenden »i, nun ja« anerkennen zu wollen. Sie ſind, wie ſie da ſind, entzückend, und keine Cliquerei und Schulfuchſerei wird ſie um ihren vollen und ganzen Ruhm bringen können. Die Welt hat auch nach dieſer Seite hin die Phraſen ſatt und läßt ſich mit »Reinheit des Styls«, worunter zuletzt der eine dies, der andere das verſteht, nicht länger gängeln. Je ſelbſtſtändiger das künſtleriſche Empfinden wird, je mehr der Einzelne den Muth ausbildet, individuelle Anſprüche zu erheben und unbekümmert um das Fühlen eines Zweiten oder Dritten, ſein

Fühlen, seine Hinneigungen, ja selbst seine Launen (denn auch die wurzeln in seinem Innersten) zu befragen, je mehr wir die infallible Dogmen-Wirthschaft auch in der Kunst loswerden, desto höher werden diese Monnot'schen Arbeiten wieder steigen, denn es giebt berechtigte Tausende, die gerade dies sehen wollen und denen man seither mit der ehrpußlichen Versicherung »es sei nicht keusch genug« oder »es widerspreche dem Marmor«, blos einen Theil ihrer Freude verdorben hat.

Genug. — Aus dem Marmorbade stieg ich die Terrasse wieder hinauf, um mich auf dem »Friedrichsplatze«, von dem Besten was er hat, von der Statue des Landgrafen Friedrich II. zu verabschieden. Es ist eine vortreffliche, überlebensgroße Arbeit des Bildhauers Nahl. Das Standbild selbst — mit Rücksicht darauf, daß es in der Jerome-Zeit entfernt und erst nach der Rückkehr des damaligen Kurfürsten Wilhelm I. wieder aufgerichtet wurde — trägt eine Doppel-Inschrift. In Front: »Friderico II. Patria, 1783«; — auf der Rückseite: »Guilelmus I. Elector statuam patris e sua sede ab hostibus avulsam reponi fecit 1818.« Am bemerkenswerthesten ist vielleicht das, daß die Statue, bei ihrer Ent-

fernung, bequemeren Transportes halber, mitten durchgeschnitten wurde, gerade da, wo die alten Kurfürsten immer sterblich waren. Die Säge kannte kein Erbarmen. Jetzt steht er wieder da, scheinbar, als ob nichts vorgefallen sei. Aber wenn man scharf zusieht, so sieht man, wie bei Enthaupteten, die Linie, wo der trennende Schnitt ging.

Hier war es die untere Hälfte, die fiel.

Wilhelmshöhe.

So ist mein Fürsatz nicht, den äußerlichen Schimmer,
In welchem dieses Schloß sich zeiget, zu besehn,
Nein, meine Feder nimmt Erlaubniß, in die Zimmer,
Wo was Besonderes und Seltenes, zu gehn.
Die Zimmer sind' ich nun allhier in großer Menge,
Von welchen jedes zwar den Blick gefangen nimmt,
Weil aber mein Papier für alle viel zu enge,
So ist dasselbe nur für einige bestimmt.

Bellamintes (Das Izt-blühende Potsdam).

Der Nachmittag blieb mir für Wilhelmshöhe. Ich benutzte die Eisenbahn, die hier eine Station hat, und stand bald nach drei Uhr in jener Avenue, die zu dem berühmten Kurfürstenschlosse hinaufführt. War je ein Ruhm verdient, so ist es dieser; es ist Alles ersten Ranges. Man versteht hier völlig den scherzhaften Ausspruch eines hohen Herrn, der, auf Balkon oder Terrasse stehend, in gewohnter guter Laune seinem kurfürstlichen Vetter proponirte: »Gieb mir Wilhelmshöhe und ich baue Dir ein Serail am goldenen Horn.« Er lehnte ab. Weder der, der diese Worte sprach, noch der, an den sie gerichtet waren, hatte eine Ahnung

davon, daß ein Wechsel der Herrschaft und zwar ohne Aequivalent, so nah in der Zeiten Schooße lag.

Dieser Wechsel der Herrschaft hat sich vollzogen, aber — eine einzige kleine Stelle abgerechnet — ist nichts da, woran sich dieser Wechsel erkennen ließe. Diese einzige kleine Stelle ist das Portierhaus unten am Park. Hier, von der Mehrzahl kommender und gehender Besucher sicherlich übersehen, befindet sich, hart an der Ecke des Hauses, zwei Hand breit unter dem Dache, jene bekannte weiße Tafel, auf der es heißt: »Schloß Wilhelmshöhe, Landkreis Kassel, Regierungsbezirk Kassel, 1. Bataillon 1. hessischen Landwehr-Regiments Nr. 81.« Ach, wo diese Tafeln stehen, da ist Kattenthum und Welfenthum von den Tafeln der Geschichte gewischt, und wer in der Geschichte mehr sieht als einen Witz des Zufalls, dem steht es fest: jene beiden sind getilgt auf Nimmerwiederkehr.

Ich stieg nun links die Biegung des Weges hinan, meldete mich in einem Parterrezimmer des Schlosses beim Castellan und sah alsbald eine hübsche junge Dame, groß, mit tiefdunklen Augen, erscheinen, die mir ihre Bereitwilligkeit erklärte, mich durch die »Napoleon-Zimmer« des Schlosses zu führen. Ich bemerke

dabei gleich hier, daß die vertrauensvolle Unbefangenheit, mit der die junge Dame mir ihre Führerdienste zur Verfügung ſtellte, noch dazu in Räumen, die doch weder durch die alten Kurfürſten, noch durch Jerome, noch durch Napoleon den Dritten zu einem Veſtatempel geſtempelt ſein konnten, im erſten Moment etwas geradezu Deprimirendes für mich hatte, bis ich ſpäter durch ein dann und wann ſich wiederholendes Klappern von Eimern und Stehleitern, das von den Corridoren bis in die Zimmer hereindrang, zu meiner Beruhigung die Wahrnehmung machte, daß das Gefühl unbedingter Sicherheit weniger aus meiner Erſcheinung als aus dem Vorhandenſein einer unſichtbaren, aber gewiß ſehr energiſchen Amazonen-Wache hergeleitet war.

Die Napoleon-Zimmer, ſo lange wir darunter lediglich die von dem Kaiſer ſelbſt bewohnten Räume verſtehen, befanden ſich im erſten Stock. Wir ſchritten dieſem zu.

Der erſte Stock beſteht aus neun Frontzimmern und zwar aus einem Tanzſaal in der Mitte, an den ſich nach jeder Seite hin vier Zimmer anlehnen. Der Tanzſaal war während des Napoleonſemeſters vom September bis März ſehr begreiflicherweiſe etwas

Nebenſächliches; es fehlte nicht blos an Stimmung zum Tanzen, ſondern auch an Damen; außer der Prinzeſſin Murat und der Herzogin von Hamilton (die mir genannt wurden, ich laſſe dahin geſtellt ſein, ob mit Recht) war der Hof des kaiſerlichen Gefangenen damenlos. Es verblieben alſo dem Empereur in der von ihm eingenommenen Etage acht Zimmer, die er auch ſämmtlich bewohnte, aber in zwei Abſchnitten. Vom September bis December diente ihm die Links-Hälfte zum Aufenthalt; als aber der ungewöhnlich ſtrenge Winter ein Erheizen dieſer Links-Hälfte immer ſchwieriger machte, gab er ſie auf und zog in die etwas wärmer gelegene Rechts-Hälfte hinüber. Eine Beſchreibung dieſer beiden Hälften wird glücklicherweiſe dadurch wieder vereinfacht, daß die Einrichtung beider ſo ziemlich dieſelbe iſt. Auf die Farbenabſtufung der Zimmer in Tapeten und Möbeln verlohnt es ſich nicht, hier näher einzugehen; alle Schlöſſer weiſen Aehnliches auf.

Die Links- wie die Rechts-Hälfte beſtand aus je einem Empfangs-, Wohn-, Schreib- und Schlafzimmer.

Nehmen wir die Links-Hälfte zuerſt. Ihr Ruhm, weil ſie ſpäter durch die Rechts-Hälfte, die dann bis

zuletzt aushielt, abgelöst wurde, ist schon wieder verblaßt. Es ist nichts Gegenständliches da, das die Erinnerung festhielte. Selbst das mit Geschmack eingerichtete Schlafzimmer empfängt den besten Theil seines Interesses daraus, daß ein unmittelbar daran stoßendes, schon im Flügel des Schloßgebäudes gelegenes Separatcabinet, der Kaiserin Eugenie bei ihrem nur eine Nacht andauernden Besuch in Wilhelmshöhe als Schlaf- und Toilettenzimmer diente. Sie schlief unter einer mit hessischen Löwen gestickten Atlasdecke; was aber die schöne, unglückliche Frau (die ich mich nicht entschließen kann, halb als Messaline, halb als weiblichen Torquemada zu fassen) noch viel verwunderſamer als jene hessischen Löwen berühren mußte, das waren die Portraits Ludwig's des Fünfzehnten und seiner Gemahlin zu Häupten und zu Füßen ihres Bettes. Louis XV. trug den Krönungsmantel mit den Lilien. Der Lilienmantel fiel, wie nun der Mantel mit den goldenen Bienen gefallen war.

Etwa Anfang oder Mitte December, wie schon erwähnt, zog Louis Napoleon in die Rechts-Hälfte hinüber. Er fand hier nicht nur mehr Wärme, er fand auch eine gesteigerte Eleganz. Die Wände, zum Theil wenigstens, sind Atlaswände. Im Wohnzimmer

zeigt noch die Kamineinrichtung (in der ganzen Vollständigkeit engliſchen Comforts), daß hier vor Kurzem gewohnt wurde. Von hier aus treten wir in das Arbeitszimmer. Seidengeſtickte Fauteuils ſtehen umher, am Schreibtiſch ein Stuhl von purpurfarbenem Plüſch. Alles reich, elegant. Das unſere Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch nehmende Möbel iſt der Schreib- und Arbeitstiſch des Kaiſers. Er macht den Eindruck einer bequemen Fülle, zugleich einer gewiſſen Gemüthlichkeit, da Alles, was da iſt, weder nach Zahl noch Werth der Gegenſtände, irgendwelche Uebertreibung übt. Leuchter und Schalen, Vaſen und Flacons, Tintenfäſſer und Tintenwiſcher (dieſe in komiſchen Figuren) ſtehen umher; ein eingebrannter Fleck zeigt die Stelle, wohin er gewohnt war die brennende Cigarre zu legen; das Reizendſte aber ſind die Briefbeſchwerer, inſonderheit ein Amor, der den Bogen auf dem Rücken trägt und beide Arme unterſchlagend, jedem Herantretenden zu ſagen ſcheint: ich habe meinen Dienſt eingeſtellt. Wie Eugeniens Auge (Frauen ſehen Alles) auf dieſem Amor geruht haben mag? Gläubig oder zweifelvoll, gehoben oder bedrückt?!

Neben dem Arbeitszimmer das Schlafcabinet. Es iſt viel reicher und prächtiger als das Schlafzimmer

der linken Hälfte. Natürlich. Denn es war dies das Schlafzimmer der Fürstin von Hanau. In solchem Zimmer ist das Bett natürlich die Hauptsache. Auch hier eine Decke von weißem Atlas, aber statt mit langweiligen Wappenlöwen, ist es mit Füllhörnern überstickt, aus deren weiten Oeffnungen Alles, was Farbe und Duft hat, in einem Blüthenregen niederfällt. Eine Lyoneser Stickerei. Unter dieser Prachtschöpfung französischen Geschmacks schlief der französische Kaiser. Wenn er erwachte, fiel sein Auge nach links hin auf einen kronengeschmückten Ofenschirm, während zu seinen Füßen zwei alabasterne Bacchantinnen ihn grüßten. Was traf ihn tiefer?

Aus dem Bettzimmer in das Betzimmer. Es befand sich parterre neben dem, dem Tanzsaale des ersten Stockes entsprechenden Speisesaale. Die Einrichtung dieses Betzimmers war die einfachste von der Welt: ein großer auf goldenen Füßen ruhender Tisch, dessen Marmorplatte zu einem Altar hergerichtet zu werden pflegte.

Im Schlosse verbleiben uns nur noch die Räume für die Ordonnanzen und Dienerschaften. Hier befinden sich die vielbesprochenen Erinnerungen an die Jerome-Zeit: große napoleonische Familienportraits, deren

Schickſale von Anfang an ſo wunderſam waren, daß ihrer an dieſer Stelle gedacht ſein mag. Es mochte im zweiten oder dritten Jahre ſeiner Regierung, alſo etwa 1809 oder 1810, ſein, als Jerome den Plan faßte, Wilhelmshöhe mit einem napoleoniſchen Ahnen- und Familienſaale zu ſchmücken. Er befahl zunächſt ſein eignes Bild im Krönungsornat zu fertigen; daran ſollten ſich dann die Bildniſſe ſeiner Brüder (voran der Kaiſer), zuletzt auch die Bildniſſe der vielgeliebten Reine Hortenſe und ihres »Lulu«, des ſpätern Louis Napoleon, reihen. Der Befehl erging natürlich nach Paris und die alten und neuen Jünger der Palette erhielten zu thun. Aber alle Bemühungen reichten doch nicht ſo weit, daß nicht die Haſt der Ereigniſſe die Haſt des Schaffens überholt hätte, und als endlich in einer mächtigen Kiſte König Jerome im Krönungsmantel eintraf, war der Krönungsmantel ſchon wieder von ſeiner Schulter gefallen. Wilhelmshöhe war wieder kurfürſtlich geworden, und die Kiſten, die unliebſame Erinnerungen weckten, wurden einfach in den Keller geſtellt. Dort ſtanden ſie dreiundfünfzig Jahre. Erſt 1866, als das kurfürſtliche Heſſen unter die Pickelhaube gekommen war, wurden die halbvergeſſenen Kiſten neu entdeckt und ihre Bilderſchätze an's Licht gezogen.

Es lag für die neue Herrſchaft kein preſſanter Grund vor, ihnen die Exiſtenz, das Recht des Daſeins nach ſo vielen Prüfungen noch länger vorzuenthalten, und ſo wurden denn verſchiedene Zimmer des zweiten Stocks zu einer Art Erinnerungsgalerie an die Jerome-Zeit auserkoren. In dieſen Zimmern befanden ſich die napoleoniſchen Familienportraits noch, als der Kaiſer am 4. September in Wilhelmshöhe eintraf. Seine Adjutanten erhielten ihre Wohnungen in ſpeciell dieſen Räumen angewieſen. Doch ſcheint es (wenn ich recht verſtanden habe), daß eben dieſe Bilder noch während der Anweſenheit Louis Napoleons auf Wilhelmshöhe aus den betreffenden Zimmern entfernt und nach kurzem Daſein in der Welt des Lichts, in ihre alte Kiſtenbehauſung zurückbefördert worden ſind.

So viel über die Kaiſerzimmer auf Wilhelmshöhe; ich war bemüht, auch über das Leben, das der Gefangene in dieſen Zimmern führte, das Eine oder das Andere in Erfahrung zu bringen. Ich hörte auch dies und das, aber es tröpfelte nur. Ich gebe dies Wenige.

Er war zu guter Stunde auf, hatte um Elf ſein Dejeuner, um Fünf oder Sechs ſein Diner. Sein Hofſtaat, wenn man von einem ſolchen ſprechen darf,

beſtand nur aus wenigen Perſonen, und zwar aus den Generaladjutanten: Fürſt de la Moscowa, General Caſtelnau, Graf Reille, de Vaubert, Vicomte Pajol. Wie aus der inzwiſchen erſchienenen Schrift des Prinzen Napoleon (gegen Trochu) bekannt geworden iſt, erbot ſich auch dieſer, von Florenz aus, die Gefangenſchaft auf Wilhelmshöhe mit dem »Haupte der Familie« zu theilen. Der Kaiſer lehnte dies Anerbieten aber dankend ab. Das Leben auf Wilhelmshöhe, wie es in einem engſten Cirkel ſich bewegte (die Zeiten der »erſten, zweiten und dritten Serie« waren vorüber), war auch zugleich ein ſehr zurückgezogenes, ſich abſolut auf Schloß und Park beſchränkendes. Der Kaiſer ging, ritt, fuhr; — dies erhielt ihn körperlich friſch; an ſchlechteſten Tagen mußte die Billardtafel aushelfen. Im Uebrigen aß er, las und ſchrieb er; ſeine alten literariſchen Gewohnheiten traten ſofort wieder in den Vordergrund. Man darf füglich ſagen, er hatte zu allen Zeiten etwas von einem vornehmen, eigene Wege gehenden, ſtill-ehrgeizigen Publiciſten und kehrte, wenn der Wandel der Geſchicke es erheiſchte, jedesmal mit einer gewiſſen Vorliebe zu ſeinem eigentlichen »Rübenfeld« zurück. Es iſt möglich, daß ich mich irre, aber ich habe dieſen Eindruck. Ein gewiſſes »Müdeſein der

Macht« scheint neben all seinen Machtbestrebungen wie ein Schatten herzugehen. Eine spätere Zeit wird Aufschluß über die Gesammtheit seiner politisch-literarischen Thätigkeit während der Tage auf Wilhelmshöhe, ganz besonders über seine Correspondenz innerhalb des genannten Zeitabschnittes geben; bis zu dieser Stunde ist nur Einzelnes davon in die Oeffentlichkeit gedrungen. Erstens ein Brief, datirt Wilhelmshöhe, 26. September, den er nach Abbruch der Verhandlungen zwischen Graf Bismarck und Jules Favre, mit der Mahnung, Versöhnlichkeit walten zu lassen, in das preußische Hauptquartier schickte. Die Echtheit dieses Briefes ist nicht bestritten worden, sonst würde ich, seinem Inhalte nach, dieselbe bezweifeln. Zweitens eine Proclamation an das französische Volk, datirt Wilhelmshöhe, 4. Februar, worin er sich, bevor nicht eine neue Volksabstimmung stattgefunden, als den wahrhaften Repräsentanten der Nation proclamirt; endlich drittens eine über die preußische Wehrverfassung abgefaßte Brochüre (Wilhelmshöhe im Februar 1871), die den Titel führt: »Note sur l'organisation militaire de la confédération de l'Allemagne du Nord.« Er tritt in dieser höchst interessanten Schrift ganz für die preußische Wehrverfassung ein, von der er an einer Stelle die höchst

beherzigenswerthen Worte sagt: »Die Armee in Preußen ist eine Schule, in der ein Jeder, der Reihe nach, das Kriegshandwerk lernt und in dem Gefühl der Pflicht erstarkt. Der junge Mann, der zu den Fahnen einberufen ist, lernt nicht nur exerciren, man lehrt ihn auch die Treue zum Könige, die Ergebenheit für das Vaterland. Eine Armee, die nicht aus Söldnern, sondern aus der Elite der Nation besteht und auf dem Princip der Autorität beruht, das mit den Rechten des Bürgers nicht im Widerspruch steht, eine solche Armee ist der Schutz für die Festigkeit eines Staates.«

Besuche trafen nicht eben zahlreich in Schloß Wilhelmshöhe ein; der immerhin erschwerte Verkehr, vielleicht auch der ausgesprochene Wunsch des Kaisers, der sich von der Mehrzahl dieser Besuche wenig versprechen mochte, hielten davon ab. Das einzig große Besuchsereigniß war das schon erwähnte Eintreffen der Kaiserin. Sie blieb nur vierundzwanzig Stunden. Was zu dieser Winterreise von Chislehurst nach Wilhelmshöhe führte (die Capitulationsfrage von Metz war wohl die erste Veranlassung gewesen), ist noch nicht aufgeklärt.

Ein einziges Mal verließ der Kaiser die unmittelbare Umgebung des Schlosses und fuhr nach Kassel, um

einer Theatervorſtellung beizuwohnen*). Es war erſichtlich, daß er es aus Courtoiſie gegen eine Bevölkerung that, innerhalb welcher er ſechs Monate lang ein unfreiwilliger Gaſt geweſen war und deren verzeihliche Neugier er wenigſtens einmal glaubte befriedigen zu müſſen, — um ſo mehr als man ſich, bei gelegentlichen Begegnungen in Wilhelmshöhe ſelbſt, jederzeit rückſichtsvoll gegen ihn benommen hatte. Nur ein einziger Ausnahmefall iſt feſtgeſtellt: ein ſiebenzehnjähriger Heißſporn hatte ſich eingefunden, um als zurückgebliebener Obercuartaner, aber fortgeſchrittener Patriot »Deutſchland von ſeiner Geißel zu befreien«. Dieſer Brave war aber kein Kaſſelaner, ſondern natürlich ein Berliner.

Am 19. März, nach einer Gefangenſchaft von genau ſechs und einem halben Monat, verließ der Kaiſer Wilhelmshöhe; bis zuletzt wurden ihm alle einem Souverain zukommenden Ehren erwieſen; zwei

*) Von andrer Seite vernehme ich, während dieſe Zeilen zum Druck gehen, daß ein ſolcher Theaterbeſuch nicht ſtattgefunden habe. Es kann ſein; ich gebe eben nur wieder, was ich an Ort und Stelle gehört habe. Eine nachträgliche Feſtſtellung, ob oder nicht, verlohnt ſich kaum. Die hinzugefügte Motivirung, daß ein ſolcher Beſuch (der noch dazu der Abreiſe beinah unmittelbar vorausging) „taktlos“ geweſen ſein würde, will mir gewagt erſcheinen.

Compagnien Dreiundachtziger bildeten bei seiner Abreise Spalier, General Graf Monts begleitete den Kaiser bis zur belgischen Grenze.

Er hatte sich, nach der gewinnenden Art, die ihm eigen, auch hier, auf Wilhelmshöhe, manches Herz zu erobern, manche Theilnahme zu wecken gewußt; nur das Herz meiner schönen Führerin schlug ihm nicht entgegen. Davon ausgehend, daß die Gefühlswelt der jungen Dame schwerlich etwas Anderes sein werde, als das Echo der allgemeinen Haus- und Schloßstimme, hatten ihre Anschauungen einen gewissen Werth für mich. Freilich nur einen gewissen. Es war nämlich ersichtlich, daß man sich »mehr von ihm versprochen hatte«. Da lag es. Ein Ausgleich durch persönliche Liebenswürdigkeit, sobald dieser Punkt überhaupt erst mitklingt, ist fast immer unmöglich. Ja, man kann sagen, jede Liebenswürdigkeit, die prätendirt an Zahlungsstatt angenommen zu werden, hat ganz besondern Widerwillen zu überwinden.

Ich empfahl mich mit dem guten Gewissen, diese Form der Abneigung nicht herausgefordert zu haben, und schritt in Front des Schlosses auf einen freien Platz zu, der mir nochmals einen Ueberblick über das Ganze gestatten sollte. Im Hintergrunde ragte im

grauen Gewölk die Löwenburg auf, im Vordergrunde leuchteten freundlich die weißen Wände des Hôtel Schombart. Ich ſchwankte einen Augenblick zwiſchen der Keule des Hercules dort oben und einer muthmaßlichen Rehkeule hier unten. Aber die Tage der Allerweltsſeherei, vor Allem der Steigerei und Kletterei lagen zu lange hinter mir, als daß der Kampf anders als ein kurzer hätte ſein können.

Anderthalb Stunden ſpäter ſchritt ich wieder auf Kaſſel zu, nur durchdrungen von dem einen Gefühl, daß es doch ein rechter Treffer für den Kaiſer Napoleon geweſen ſei, an einem ſo angenehmen Ort und ſo zu ſagen Arm in Arm mit »Onkel Schombart« ſechs Monate lang durch's Leben pilgern zu können.

Wo große Höh', iſt große Tiefe.
Wallenſtein.

Zu großen Zwecken kann ich dich nicht brauchen,
Doch, ſo lang' du mein,
Sollſt du mit deiner Kunſtſtückswelt mir dienen.
Grabbe (Don Juan und Fauſt).

Noch ein Schlußwort, kurze Betrachtungen, die an den Mann anknüpfen mögen, der uns, wie durch die Kapitel dieſes Buchs überhaupt, ſo namentlich durch das Schlußkapitel auf Schritt und Tritt begleitet hat. Kurze Betrachtungen, zugleich ein Reſumé, ein politiſches Glaubensbekenntniß.

Was führte ihn hieher? Unterlag er einem herben, unverdienten Geſchick? oder zog Gott, müde des Spiels, endlich die Summe aus einer langen Schuldenrechnung und warf den, der die Schuld contrahirt, zu den Todten? Was war es mit dieſem Manne? Soll er ein Vorbild ſein, oder eine Warnung? Gewiß das letztere; aber nicht in dem Sinne derer, die nicht müde werden, ihn als den Erzfeind aller Menſchheit, als den fleiſchgewordenen Antichriſt anzuſehen und es als

Gewiſſensſache betrachten, um auch ihrerſeits das bekannte Holzſcheit heranzuſchleppen.

Es frommt zu nichts, wie beiſpielsweiſe der treffliche Johannes Scherr in ſeinem, im Uebrigen mit dem höchſten Intereſſe von mir geleſenen »Tagebuch vom Berge« gethan hat, ihn als »Lügen-Louis« und »Soulouque den Größeren«, das ganze zweite Kaiſerreich aber als einen »vom Napoleon-Mythus mit der Geldſacksangſt gezeugten Bankert« zu bezeichnen. Es frommt zu nichts, bei der Nachricht von den ſich häufenden Niederlagen der Franzoſen auszurufen: »Das ſind ſo die Früchte der den Jeſuiten geſtatteten Jugendverderbung, Reſultate der planmäßig betriebenen Volksverdummung. Es wird noch ärger kommen. Aus der Trümmerſtätte des aus Lug und Trug gezimmerten, mit Blutmörtel gemauerten Empire werden unerträgliche Miasmen aufſteigen. Haltet die Naſen zu!«

So Scherr. Seine Entrüſtungsſprache liegt jenſeits meiner Kraft.

Ich reibe mir die Stirn und frage mich, ob ich zwanzig Jahre lang geträumt habe? Nein; ich bin in Mannesjahren, offnen Sinnes, dem Gange der Ereigniſſe gefolgt. Ich entſinne mich der Tage und Wochen, in denen das regierende Europa, darunter der eiſerne

Czar Nikolaus, den »meineidigen Dezemberblutmann« zu eben dieſem blutigen Dezember beglückwünſchte, ich entſinne mich des Jubels und des Dankes von Seiten des geſammten Liberalismus, als der Fall Sebaſtopols der Präponderanz Rußlands ein Ende machte, ich entſinne mich des Erſcheinens Louis Napoleons in Windſor-Caſtle, wo ihm zu Ehren die Bezeichnung »Waterloo-Saal« wenigſtens momentan geändert wurde, ich entſinne mich der Tuilerien-Wallfahrten beinahe ſämmtlicher Souveraine und ſo vieler anderer Huldigungen, die dem »Parvenn-Kaiſer« im Laufe einer zwanzigjährigen Regierung, von nahezu allen Parteien, allen Nationen, allen Schichten der Geſellſchaft dargebracht wurden. Wenn dies alles eine Farce war, ſo trifft die ſittliche Verantwortung für eine ſolche Komödie weit mehr diejenigen, die dies Spiel ſpielten, als den der ſich dies Spiel gefallen ließ.

Aber es war keine Farce; es war die einer hervorragenden Kraft dargebrachte, namentlich im zweiten Jahrzehnt ſeiner Herrſchaft völlig unaffektirte Huldigung. Er war nicht nur de facto Kaiſer, er war es auch in den Gemüthern, er war »ſtabilirt«, und wenn nichtsdeſtoweniger von den Gefahren geſprochen wurde, die ihn umdrohten, ſo geſchah es nicht im Ton der

Freude über eine langsam aber sicher heranschreitende Nemesis, sondern im Ton der Klage. Er und seine Regierung galten im eignen Lande als gleichbedeutend mit Vorwärtskommen und materieller Entwicklung, nach außen hin als gleichbedeutend mit siegreicher Bekämpfung der Revolution. Après lui le deluge. Mit Rücksicht auf alles dies entschied sich Frankreich in viermaliger Wahl für den Fortbestand seiner Herrschaft und das übrige Europa, in Würdigung aller Schwierigkeiten, die seine Herrschaft umgaben, zollte ihm einen ungeheuchelten Respekt. Was gegen ihn eiferte, waren, natürlich Hunderte von Ausnahmen, selbst von glänzenden Ausnahmen zugegeben, jene Eiferer von Fach, die noch jeder ordnungübenden Regierung die Ehre der Opposition angethan haben.

Das Land hing an ihm und das Ausland stand nicht gegen ihn. Selbst diejenigen Machthaber, die ihn beanstandeten, ließen ihn wohlweislich gelten »faute de mieux«. Und Land und Ausland hatten sie Unrecht? Haben die Tage, die seither seiner Herrschaft gefolgt sind, für ihn oder gegen ihn gezeugt? Was ist besser, wahrer, heiliger geworden? Hat das Gambetta-Regiment das seine in den Schatten gestellt? Haben die Massenfüsilladen, die Einkerkerungen und

Transportationen, die dem rothen Aufstande folgten und vielleicht noch folgen werden, haben sie Blutigeres gethan oder Härteres verhängt als der 2. Dezember? Nein, und abermals nein. Tollheitsausbrüche, sobald die Macht wieder Macht wird, sind immer in derselben Weise gezügelt worden. Und mit Recht.

Der geschmähte »Chevalier d'Industrie«, der »Banden-Hauptmann« und sein »spanisches Weib«, sie haben zwanzig Jahre lang regiert kraft ihrer Kraft, weil sie die Herrscherfähigsten waren, und nicht nach bloßer wüster Schicksalslaune. Ihr Hof, was immer seine Gebrechen sein mochten (welcher Hof wäre frei davon), kannte Treue, Anhänglichkeit, Pflichterfüllung, und Hunderte und Tausende der allerbesten des Landes haben nicht liebedienerisch und nicht heuchlerisch, sondern in aller Aufrichtigkeit an dem Kaiser gehangen. Die Zukunft wird es lehren, daß dies nicht zu viel gesagt ist. Inmitten der furchtbarsten, gegen ihn gerichteten Aufregung, hab ich doch, eingestreut in eine Fluth von Verwünschungen, immer wieder die Worte vernommen: »wir prosperirten unter ihm« oder (von alten Soldaten) die halbscheue Versicherung: »gegen uns war er gut.« Er hat — und dies vor allem sei betont — Frankreich nicht degradirt, nicht in den

Sumpf der Verderbniß gezogen; die Lüderlichkeit iſt uralt in dieſem Lande; die Anbetung des goldnen Kalbes aber iſt Zeitkrankheit, die überall zu finden und in Frankreich ſchwerlich zuerſt in ihren kraſſeſten Formen aufgetreten iſt. Die Decadence iſt nicht ſeine That.

Er hat den Verfall nicht eingeleitet, aber (und hier blicken wir auf den Revers der Medaille) er hat ihn auch nicht gehemmt. Hier liegt das Maaß ſeiner Schuld; aber wohl verſtanden ein begrenztes Maaß. Nicht ſeine Untugenden klagen ihn an, ſondern ſeine Schwächen; ſeine Fehler lagen mehr nach der negativen als nach der poſitiven Seite hin. Es fehlte ihm etwas, nicht weil es ihm an der Erkenntniß des Guten oder an dem aufrichtigen Willen dazu gebrochen hätte, ſondern lediglich weil es ihm an der Kraft dazu gebrach. Dieſe Kraft fließt nur aus feſten Ueberzeugungen, aus jener räthſelhaften Tiefe, wo das Göttliche und der Glaube an dies Göttliche ruhn. Wo dieſer Glaube fehlt oder auch nur ſchwankt, wo das reſignirte »wir wiſſen es nicht« an die Stelle des beſtimmten »ich weiß« tritt, wo göttliche Weltordnung, Leben und Vergeltung nach dem Tode, alles »offne Fragen« ſind (und ſie müſſen es bei ihm ſein), da gebricht es ſelbſtverſtändlich an der Kraft, in den Gemüthern

anderer das Leben aufzurichten, das dem eignen Gemüthe fehlt. Was dann, von Klugheits wegen, nach dieser Seite hin versucht wird, bleibt eben Versuch, der scheitern muß; ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Wie öde, wie alles innersten Lebens bar, klang es, wenn er, in seiner Februar-Proklamation sich vernehmen ließ: »..... aber, dessen seid gewiß, nur eine aus der Volks-Souverainetät entsprungene Regierung, welche sich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im Stande sein, Eure Wunden zu heilen, Eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen Euren Gebeten wieder zu eröffnen«. Solche Phrasen konnten nicht verfangen und sie haben es nicht gethan.

So ist denn sein Leben und seine Regierung allerdings eine Warnung für uns, aber, noch einmal sei es gesagt, nicht in dem Sinne einer als Schreckgespenst aufgerichteten Unthat, sondern im Sinne einer still-ernsten Mahnung das Diesseitige nach dem Jenseitigen zu gestalten.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE GIFT OF

WILLIAM ENDICOTT, JR.

Class of 1887

OF BOSTON